

ulb. 

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol *

Aussenmagazin



11519/1/2

1-2

AUGUST KAHRER
VORM. J. STIFT
BUCHBINDEREI
INNSBRUCK

IGL $\frac{Z}{D}$ / $\frac{6}{1-2}$

Südostdeutsche Forschungen

Herausgegeben

im Auftrage des Instituts zur Erforschung des
deutschen Volkstums im Süden und Südosten
in München

von

Fritz Baljavec

I

München 1936

Verlag Max Schick, München 2 NO, Theresienstraße 51

UB INNSBRUCK



+C143164200

(11519/1/2)

Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass die
in der Anlage beigefügten
Dokumente die Wahrheit
darstellen.

Unterschrift

1

Datum

Erklärung des ...

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

	Seite
Baljavac, Fritz: Wege und Wandlungen deutscher Südostforschung	1
Jorga, Nikolaus: Fünf Perioden deutschen Einflusses in Südosteuropa	14
Szekfü, Julius: Ungarn und seine Minderheiten im Mittelalter	16
Pirchegger, Hans: Das Volkstum der untersteierischen Städte und Märkte	26
Schünemann, Konrad: Zur Geschichte des deutschen Landesausbaus im Mittelalter	30
Kallbrunner, Josef: Zur Geschichte der Wirtschaft im Temescher Banat bis zum Ausgang des Siebenjährigen Krieges	46
Weidlein, Johann: Die volklichen Verhältnisse in der Schwäbischen Türkei im 18. Jahrhundert	60
Schwind, Hedwig: Jakob Bleyers Eintritt in den Kampf für das ungarländische Deutschtum	78
Bologa, Valeriu L.: Deutsche Einflüsse auf die Entwicklung der rumänischen Medizin	116
Huß, Richard: Bairische Unterlagerung und bairischer Adel in Nordsiebenbürgen	147
Moór, Elemér: Die genitivischen Ortsnamen des heanzischen Sprachgebietes und ihre Bedeutung für die Siedlungsgeschichte Westungarns	160
Fittbogen, Gottfried: Stammeslieder deutscher Volksgruppen im Südosten	173
Löger, Ernst: Zur Geschichte des burgenländischen Schulwesens	194
Loschdorfer, Anna: Dorfgemeinschaften und Volksliedpflege im Bakonyherwald	223
Bonomi, Eugen v.: Die Sage vom wilden Jäger und von der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen (Ungarn)	275
Faulstich, Regidius: Deutsche und Nichtdeutsche in der Schwäbischen Türkei	286
Kunne rt, Heinrich: Bibliographie zur Landes- und Volkskunde des Burgenlandes	295

Mitteilungen.

	Seite
Baljavec, Friz: Siedlungsgeschichte des bairischen Stammes	301
Steinhauser, Walter: Zur Ortsnamenkunde der deutsch-madjarischen Sprachgrenze	302
St, R.: Tobias Gottfried Schröers Kampf um deutsche Schulen	305
Hofmann, Sigfrid F.: Bevölkerungspolitisches aus der Gottschee	308

Bege und Wandlungen deutscher Südostforschung.

Von Fritz Baljavec.

Wissenschaftliche Forschung kann nie im luftleeren Raum schweben, sondern ist immer von einer persönlichen oder sachlichen Anteilnahme am Forschungsgegenstand getragen. Es ist mithin nicht belanglos, — als Einleitung zu unseren Betrachtungen — den Schwankungen nachzugehen, denen unsere geistige Anteilnahme an den Donauländern im Laufe der Geschichte unterworfen war. Es steckt darin ein gutes Stück gesamtdeutschen Wesens.

Beachtenswert ist vor allem, wie stark die Verbindung Deutschlands mit den östlich und südöstlich gelegenen Ländern im Mittelalter war und wie seit dem Zeitalter der Entdeckungen — nicht etwa zufällig — die Bedeutung dieser Beziehungen kaum merklich, aber stetig abnahm. Diese gerieten in der Folgezeit in starke Abhängigkeit von der Anteilnahme an den Geschehnissen des Südostens, die sich natürlich entsprechend der jeweils herrschenden Geistesströmung gestaltete.

Im Zeitalter der Reformation waren die Beziehungen Deutschlands zum Südosten sehr rege. Man denke nur etwa an den Strom von Studenten, die sich jährlich aus dem Karpatengebiet, Ungarn und Siebenbürgen an deutsche Hochschulen begaben, und an die persönlichen Beziehungen Luthers und Melanchthons zum Südosten.¹⁾ Dazu kam die Türkengefahr, die damals die Aufmerksamkeit wieder stark auf die bedrohten Länder lenkte, ganz abgesehen von der Beschäftigung deutscher Gelehrter mit Südosteuropa, das durch sie wissenschaftlich erschlossen zu werden begann.^{1a)}

Ungeachtet dieser Einzelercheinungen war schon damals eine Auflockerung der Beziehungen zwischen Deutschland und dem nahen Südosten wahrzunehmen. Das Vordringen der Türken zerstörte viele bisherige wirtschaftliche und kulturelle Verbindungslinien.

So ist es vielleicht nicht ohne tiefere Bedeutung, daß bereits in der Zeit der Gegenreformation und des Barock ein entschiedenes Nachlassen der Anteilnahme von deutscher Seite festgestellt werden kann. Eine Wendung brachte erst das 18. Jahrhundert mit der einsetzenden Aufklärung.

Seiner ganzen Grundhaltung nach war der deutsche Aufklärer daran interessiert, daß das „Licht“ der Vernunft auch in die Länder eindringe,

¹⁾ Ueber Luthers Beziehungen zu Ungarn besitzen wir seit neuestem eine gute Arbeit von Eugen S ó l y o m, *Luther és Magyarorszá g* (Luther u. Ungarn). Budapest 1933.

^{1a)} Vgl. darüber Gideon Pez, *Zur Geschichte der Erforschung des ungarländischen Deutschtums*. DUSBl. II (1930), 96 ff.

die noch von den Mächten der „Dunkelheit“ beherrscht waren. Es ist so- nach leicht erklärlich, daß die gesamten kulturellen Bestrebungen und Er- eignisse in den Ländern des Südostens in den zeitgenössischen deutschen Zeit- schriften, vor allem in Literaturzeitungen, Beachtung fanden²⁾ — um nur diese eine Tatsache herauszugreifen.

Fördernd mußte für diese Anteilnahme sein, daß umgekehrt die Auf- klärer in den südoeuropäischen Ländern ihrerseits wieder alles taten, um die geistige Verbindung mit den westlich gelegenen Ländern möglichst innig zu gestalten. Der Geist der neuen Weltanschauung erzeugte in den Ländern des Südostens das Bestreben, die eigene Nation und ihr kulturelles Lebens- bild vor der geistigen Öffentlichkeit des europäischen Westens zu recht- fertigen, indem man den Beweis zu erbringen versuchte, daß die eigene Nation auch kulturell tüchtig sei und bereits in der Vergangenheit viel ge- leistet habe.

Der Geist der Romantik sollte an dieser Anteilnahme Deutschlands gegenüber dem Südosten fürs erste keine wesentliche Veränderung bringen. Gerade die weltanschaulichen Grundlagen der Romantik brachten eine nicht zu unterschätzende Interesse für die fremdartigen Erscheinungen des süd- osteuropäischen Geisteslebens mit sich. Aber dadurch vollzog sich ein Wandel, da diese Anteilnahme, im Gegensatz zur Aufklärungszeit mit ihrer sachlichen Grundhaltung, subjektiver wurde und des Anscheins einer gewissen Kuriosi- tätenkrämerei nicht entbehrte. Der Südosten drohte wieder, wie schon im Zeit- alter des Barock, zu einer Schaustätte von fremdartigen Sehenswürdigkeiten zu werden. Es gab zwar auch eine wissenschaftliche Richtung, die, vom Lebens- gefühl der Romantik getragen, die Beschäftigung mit dem Südosten rein sachlich auffaßte: die Germanistik. Interessante Beispiele besitzen wir im Verhalten Jakob Grimms, von der Hagens³⁾, Laßbergs⁴⁾ usw., die im Südosten nach germanischen Altertümern suchten. Aber auch diese Richtung war nicht von Dauer.

Inzwischen hatte in Deutschland, wie in den Ländern des Südostens, die Weltanschauung des Liberalismus stark um sich gegriffen. Gemäß ihrer Herkunft aus dem Geist der Aufklärung, die sie ja eigentlich nur fortent- wickelte, war auch sie von einem starken weltanschaulichen Gemeinschafts- bewußtsein durchdrungen, das sich aber bezeichnenderweise mehr nur auf

²⁾ Baljavec, Briefe deutscher Schriftsteller und Gelehrter an Ludwig Sche- dius. 4. Jahrb. des Graf Klebelsberg Kurto-Institutes f. d. ung. Geschichtsforschung in Wien. III (1933), 258 ff.

³⁾ Vgl. Jakob Bleyer, Hazánk és a német philologia a XIX. század elején (Ungarn und die deutsche Philologie am Anfang des 19. Jhs.) Budapest 1911.

⁴⁾ Julius von Farkas, Graf Joseph Majláth und Freiherr von Laßberg: Uzb. 1930, 211—29.

deutscher Seite zugunsten der anderen Völker auszuwirken vermochte.⁵⁾ Im Südosten trat eine geistige Hinneigung zu Deutschland jetzt weniger in Erscheinung. Das mächtig aufstrebende Nationalgefühl der einzelnen südosteuropäischen Völkerschaften bewirkte gerade dem Deutschtum gegenüber eine versteifte Haltung.⁶⁾ Das hängt vor allem damit zusammen, daß die Habsburger Monarchie für die Entwicklung dieser Völkerschaften ein Hemmnis bedeutete, andererseits aber mit dem Deutschtum nur zu oft gleichgesetzt wurde, obwohl diese Gleichsetzung, vor allem nach 1866, nicht mehr zutraf.

Wir sehen also eine kulturelle Entfremdung, hervorgerufen durch staatspolitische Gegebenheiten des Habsburgischen Kaiserstaates. Umgekehrt trachtete Frankreich schon seit dem 17. Jahrhundert danach, seine eigene Stellung in Europa durch ein Zusammengehen mit den Völkerschaften des Ostens und Südostens zu verstärken. Während als Bündnispartner im Osten im 16.,⁷⁾ 17. und 18. Jahrhundert für Frankreich Ungarn in Betracht kam, änderte sich die Sachlage im 19. Jahrhundert völlig. Das erwachende Nationalgefühl der südosteuropäischen Völkerschaften bot der französischen Politik politische Umklammerungsmöglichkeiten in umfassenderem Ausmaße.

So sehen wir schon seit etwa der französischen Juni-Revolution vom Jahre 1830 ein französisches kulturelles Werben — als Auftakt und Einleitung späterer politischer Bindungen — vor allem unter den Serben und Rumänen, das den Wünschen dieser Völkerschaften auf halbem Wege entgegenkam. Ungarn konnte weniger das Ziel einer solchen französischen Annäherung sein, da es zum größten Teil von Minderheiten solcher Völker bewohnt wurde, deren politische Förderung und — gegebenenfalls — staatliche Einigung für die französischen Ziele wünschenswert war.

Trotzdem war auch das Madjarentum zu einem sehr großen Teil französischfreundlich eingestellt, da es die kulturelle und letzten Endes auch politische Verständigung Frankreichs mit den übrigen südosteuropäischen Völkerschaften nicht in seiner vollen Tragweite erkannt hatte. Man stemmte sich von madjarischer Seite gegen das vermeintliche deutsche Uebergewicht, ohne zu erkennen, daß man in Frankreich nicht auf Gegenliebe treffen werde.

Diese Tatsachen bestimmten die kulturpolitische Sachlage von den Tagen des Vormärz bis in die Zeit des Großen Krieges. So wertvoll die deutsche

⁵⁾ Man denke an den fruchtbaren Romanschriftsteller Herlossohn und den österreichischen Dichter Moritz Hartmann.

⁶⁾ Darüber bietet die Arbeit Ludwig Némédis gute Anhaltspunkte. *A németseg Magyar szemmel* (Das Deutschtum mit ungarischen Augen betrachtet), Debreczin 1935, 40 ff. (Gute, wenngleich lückenhafte Materialzusammenstellung).

⁷⁾ Ueber Bündnisangebote des französischen Königs Franz an Ungarn vor der Schlacht bei Mohatsch (1526) vgl. Joseph Fögel, II. Lajos udvara. (Der Hof Ludwigs II.) Budapest 1917, 100.

Aufbauarbeit bei der kulturellen Entfaltung der einzelnen südosteuropäischen Völkerschaften auch in jener Zeit mitgewirkt haben möchte, geriet der deutsche Einfluß, gemessen an der staatspolitischen Schwerkraft, gegenüber dem französischen durchaus ins Hintertreffen. Auch in Staaten mit augenblicklich deutschfreundlicher Haltung, man denke an Rumänien unter dem Hohenzollern Karl I., erwies sich die Anziehungskraft Frankreichs als ungleich stärker, sodaß im gegebenen Zeitpunkt die französische Richtung zum Durchbruch kam, wofür die geistigen Voraussetzungen schon vorher in aller Stille geschaffen worden waren.

Von deutscher Seite zeigte man sich damals dieser Sachlage keineswegs gewachsen. Der wissenschaftliche Einsatz Deutschlands in jenen Gebieten entsprach keineswegs den Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Von einer planmäßigen Förderung und Sammlung, wie sie oft in Nebensächlichkeiten erfolgte, war keine Rede. Deutschland lieferte tüchtige Fachleute, Ingenieure und Maschinen und vernachlässigte die Arbeit auf rein geistigem Gebiet. Dabei wäre das schon deswegen notwendig gewesen, weil die französische Wissenschaft zur gleichen Zeit mit unerhörter Folgerichtigkeit und Zielklarheit den staats- und kulturpolitischen Interessen ihres Landes auch im Südosten diente. Leopold von Ranke blieb auch hierin eine Ausnahme. Seine „Geschichte der serbischen Revolution“ steht in ihrer jugendlich frischen Verbindung von Wissenschaft und Leben recht eigentlich auch heute noch beispiellos da. Dank ihrem Sinne für die staatlichen Daseinsformen bot sie eine Fülle wertvollster Anregungen für die serbischen Staatsmänner des 19. Jahrhunderts.⁸⁾

Auf die gleiche Grundhaltung dürfte es wohl auch zurückzuführen sein, daß von einer wissenschaftlichen Berücksichtigung des Südostdeutschtums herzlich wenig die Rede war. Wenn Karl Freiherr von Czoernig bereits im Jahre 1855 in seiner „Ethnographie der österreichischen Monarchie“ eine attemmäßige Darstellung der deutschen Kolonisation in Ungarn bot, die teilweise auch heute noch nicht überholt ist⁹⁾, so handelt es sich um eine vereinzelte Leistung. Sie hängt mit einem Aufklaren des Bewußtseins deutscher Sendung in Wiener Kreisen zusammen, das aber bereits in den sechziger Jahren in rascher Abnahme begriffen war. So ist es nicht verwunderlich, daß diese Ansätze volksdeutscher Wissenschaft erst etwa 60 Jahre später wieder aufgenommen wurden.

Obwohl das Deutschtum im Südosten Europas bereits damals mehr als 2 Millionen ausmachte, waren diese in jeder Hinsicht so bedeutenden

⁸⁾ Diese Tatsache, die von der deutschen Forschung bisher übersehen wurde, arbeitete Nikola Radojčić mit Schärfe heraus. *Rankeova nova koncepcija srpske istorije* (Ranke's neue serbische Geschichtsauffassung). *Razprave II* (Laibach 1925), 1—54.

⁹⁾ Vgl. Walter Ruhn, *Deutsche Sprachinsel-Forschung*, Plauen 1934, 86.

deutschen Volksgruppen — abgesehen vom Siebenbürger Sachsen — für die deutsche Wissenschaft so gut wie unbekannt.

In diesem Zustand traf uns der Große Krieg. Auch für das Verhältnis des Südostdeutschtums zum Reich kam diese Zeit mit ihren staatlichen Umwälzungen einem reinigenden Gewitter gleich.

Das Südostdeutschtum, das bis dahin, von spärlichen Ausnahmen abgesehen, völlig dahinsiechte und in seiner Gesamtheit manchem für das Deutschtum schon völlig verloren schien, erwachte zu neuem Selbstbewußtsein. Schon in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg hatte die Erwedungsarbeit beim Deutschtum begonnen. Der Weltkrieg erst verhalf ihr zum Durchbruch. Dieser volksdeutsche Umbruch bedeutete jedoch zugleich eine wissenschaftliche Verpflichtung.

Die wissenschaftlich einwandfreie Erforschung des Deutschtums im Südosten hatte zwar schon in der Vorkriegszeit eingesetzt. Ich brauche in diesem Zusammenhang nur an R. Kaindl zu erinnern, dessen geschichtliches Verdienst es ist, eine deutsche Südostforschung überhaupt erst in die Wege geleitet zu haben. Möchte auch seine „Geschichte des Deutschtums in den Karpatenländern“ mangels entsprechender Vorarbeiten ungenügend sein, so war immerhin durch Kaindl der Weg für die Zukunft gewiesen. Er stand mit seinen Arbeiten übrigens nicht völlig vereinzelt da.

Immerhin konnte angesichts der herrschenden Geisteshaltung des wilhelminischen Zeitalters damals nur von Ansätzen die Rede sein. Wesentlich war es, daß zu dieser Zeit die Frage der südostdeutschen Volksgruppen, vor allem die des Deutschtums in Ungarn, in Zeitschriften und Zeitungen immer entschiedener aufgegriffen wurde, vor allem durch Edmund Steinacker und Adam Müller-Guttenbrunn. Auf diese Weise wurden beim Binnendeutschtum die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß seit dem Ende des Weltkrieges, als der volksdeutsche Gedanke stärker zu seinem Recht kam, dieser Umschwung auch der wissenschaftlichen Erforschung des Südostdeutschtums zugute kommen sollte.

Treulich war die Entfaltung eines forschelichen Einsatzes im Südosten auch in diesem neuen Zeitabschnitt vorerst nur zögernd, da wissenschaftliche Kräfte so gut wie auf der ganzen Linie fehlten und erst im Laufe der Zeit herangebildet wurden. Die Wendung der Dinge kam anfänglich eigentlich nur darin zum Ausdruck, daß in Schriftenreihen verschiedener Institute, u. a. in Stuttgart, Marburg, Münster und in München bei der Deutschen Akademie eine Reihe von Einzelunternehmungen über das Südostdeutschtum herauskam, vor allem Doktorarbeiten. In vielen Fällen handelte es sich hierbei um Arbeiten von Auslandsdeutschen aus den betreffenden Siedlungsgebieten selbst, vereinzelt finden wir darunter aber auch schon Binnendeutsche.

Wesentlich war dabei, daß die völkische Erneuerung des Südostdeutsch-
tums von volksdeutscher Seite junge wissenschaftliche Bearbeiter, in erster
Linie Doktoranden, stellte, die an die deutschkundliche Erforschung ihrer
Volksgruppe herangingen. Wissenschaftliche Untersuchungen über die einzel-
nen Siedlungsgebiete hatten zwar schon früher eingesetzt. Es war aber doch
so, daß, mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen, eine volksdeutsche Aus-
richtung nahezu gänzlich fehlte. Man braucht sich nur die einschlägigen Ar-
beiten aus der Zips und dem Banat anzusehen.

Jetzt erst, mit dem Erwachen der Volksgruppen, trat auch eine ge-
sinnungsmäßige Unterbauung dieser wissenschaftlichen Bestrebungen ein,
wodurch diese einen unerhörten Auftrieb erhielten und durch eine lebendigere
Fühlungnahme mit ähnlich gearteten Bestrebungen im Reich entscheidende
Anregungen erfuhren. Wenn auch die Zustände nicht überall so günstig
waren wie in Ungarn, wo ein wissenschaftlicher und volkspolitischer Führer
wie Jakob Bleyer mit gründlichster wissenschaftlicher Schulung und
leidenschaftlicher Hingabe die Erforschung der deutschen Volksgruppe in
Ungarn in die Wege leitete, so war der Anfang immerhin gemacht. Die
entscheidende Wandlung gegenüber der Vorkriegszeit zeigt sich am deutlich-
sten im Entstehen von wissenschaftlichen Zeitschriften bei den einzelnen Volks-
gruppen.

Das deutsche Zeitungs- und Zeitschriftenwesen im Südosten hatte be-
reits damals eine rühmliche Vergangenheit und vor noch nicht so langer
Zeit eine ausgesprochene Vormachtstellung innegehabt.

Die älteste Zeitung des Südostens im eigentlichen Sinn des Wortes
war der Ofner „Mercurius“ (1731—39)¹⁰⁾, die älteste, auch wissenschaft-
lich bemerkenswerte Zeitschrift gab der Preßburger Aufklärer Karl Gott-
lieb von Windisch heraus (Ungarisches Magazin, 1780—87.¹¹⁾ Diese
Presse war aber eher durch die Vormachtstellung der deutschen Kultur im
nahen Südosten als durch das Vorhandensein deutschen Volksbodens er-
möglich. Mit dem nationalen und kulturellen Erwachen der südosteuropä-
ischen Völkerschaften entstand natürlich etwa seit Ausgang des 18. Jahr-
hunderts ein Zeitungs- und Zeitschriftenwesen in den betreffenden Landes-
sprachen. Die deutsche Presse verlor rasch an Boden, versah jetzt entweder
eine berichtende Mittlerrolle für den Westen oder diente örtlich beschränkten
Zwecken.

¹⁰⁾ Heinrich Réz, Deutsche Zeitschriften und Zeitungen in Ungarn, München
1935, 6—7. — Ueber die Vorgeschichte vgl. auch Baljavec, Karl Gottlieb von
Windisch, Das Lebensbild eines südostdeutschen Bürgers der Aufklärungszeit. Mün-
chen 1936. 18—19.

¹¹⁾ Baljavec, Windisch, 39 ff.

Ansätze zu einer — wenn man so sagen will — volksdeutschen Ausrichtung des deutschen Zeitschriftenwesens, das uns hier allein angeht, sehen wir zuerst beim Siebenbürger Sachsenstum. Bereits 1790—1801 erschien die „Siebenbürgische Quartalschrift“. Auch in der Folgezeit, bis heute, vermochte das Sachsenstum diese Vormachtstellung im südostdeutschen Zeitschriftenwesen aufrecht zu erhalten. Zu einer Zeit, als die übrigen deutschen Siedlungsgebiete noch nicht im entferntesten an die Schaffung publizistischer Sammelpunkte dachten, wurden im Sachsenboden immer und immer wieder Versuche in dieser Richtung unternommen, die 1842 zur Gründung des „Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“ führten.

Viel länger dauerte es, bis auch bei den übrigen Volksgruppen wissenschaftliche Zeitschriften entstanden. Es war kein Zufall, daß die erste wissenschaftlich ausgerichtete Heimatzeitschrift vom Banater Deutschtum ausging, das aus dem Weltkrieg mit einem neugewonnenen völkischen Selbstbewußtsein hervorgegangen war (Banater Deutsche Kulturhefte, Temeschburg, seit 1927). Kurz darauf entstand das „Karpthenland“ (Keszmarc, seit 1928) für das Deutschtum der Slowakei, 1929 die „Deutsch-Ungarischen Heimatblätter“ für die Volksgruppe in Ungarn, und 1932 der „Volkswart“ in Südslawien. Es dürfte ohne weiteres verständlich sein, daß diese neuen Zeitschriften keinen leichten Stand hatten und mit den mannigfachsten Schwierigkeiten kämpfen mußten. So hat das Erscheinen der „Banater Deutschen Kulturhefte“ bereits seit Jahren ausgesetzt und auch das „Karpthenland“ leidet unter der Ungunst der Verhältnisse, während die „Deutsch-Ungarischen Heimatblätter“ überhaupt eingingen und von den „Neuen Heimatblättern“ (Budapest, seit 1935) abgelöst wurden. Bietet das Zeitschriftenwesen der südostdeutschen Volksgruppen schon rein äußerlich ein uneinheitliches Bild, so erweisen sich die inneren Abweichungen als noch größer. Neben durch und durch wissenschaftlichen Zeitschriften gibt es zwiespältige Unternehmungen aus dem gleichzeitigen Streben nach Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit¹²⁾ und andere, die inhaltlich so gut wie versagen. Die Nachteile, die sich hieraus leicht ergeben können, wurden bereits früh erkannt und durch Schaffung einer publizistischen Sammelstelle auszugleichen versucht. Kein geringerer als Jakob B l e y e r wollte eine solche zustandebringen und die „Deutsch-Ungarischen Heimatblätter“ zu „Südostdeutschen Forschungen“ ausbauen. Die gespannte volkspolitische Lage, aber auch geldliche Schwierigkeiten, hinderten ihn an der Durchführung seines Planes.^{12a)}

In dieser inneren Uneinheitlichkeit spiegelt sich das geistige Schicksal der südostdeutschen Volksgruppen. Das Umsichgreifen des volksdeutschen

¹²⁾ Vgl. die Besprechung der DUSBl. von Karl Kurt K l e i n im ABl. 52 (1929), 95.

^{12a)} B a l j a v e c, Jakob Bleyer †. Süddeutsche Monatshefte. 1934.

Gedankens in den Siedlungsgebieten hatte freilich zur Folge, daß immer mehr Heimatforscher zu arbeiten begannen. Aber ihre wissenschaftliche Schulung ist durchaus uneinheitlich. Der unbefriedigende Stand des Schulwesens bei den meisten südostdeutschen Volksgruppen wirkt sich natürlich auch in dieser Beziehung aus. Es gibt kaum noch ein oder zwei Orte, wo das Deutschtum einen wirklichen Bildungsmittelpunkt besäße. Die herrschende Auffassung sieht die Geisteswissenschaften als staatsbezogen an. Das wissenschaftliche Leben einer „Minderheit“ ist demnach den meisten Staaten nicht nur gleichgültig, sondern oft sogar unbequem. Diese Verschärfung der Lage ist erst jüngeren Ursprungs. Jakob Bleyer konnte noch um die Jahrhundertwende an die Erforschung des deutschen Kulturgefälles in Ungarn gehen, wobei er ungeteilte Anerkennung fand. Heute würde eine solche Tätigkeit nur zu leicht als „kulturnationalistisch“ angesehen werden.

Unter diesen Umständen findet der volksdeutsche Wissenschaftler immer weniger Wirkungsstätten, die eine freie Forschertätigkeit und weitere methodische Vertiefung begünstigten. In sehr vielen Fällen scheitert ein wissenschaftlicher Einsatz in den einzelnen Siedlungsgebieten schon an der sozialen Not. Von vereinzelt — und deswegen umso rühmlicheren — Ausnahmen abgesehen, kann sich demnach eigentlich nur der volksdeutsche Heimatforscher behaupten, der mit einem engen, leicht zu umspannenden Arbeitsgebiet vorlieb nimmt. Ein befriedigender wissenschaftlicher Einsatz zur Erforschung des Deutschtums im Südosten kann daher, wenigstens augenblicklich, nicht von den Siedlungsgebieten selbst getragen werden.¹³⁾

Die meisten dieser Schwierigkeiten sind für einen im Reich arbeitenden Forscher nicht vorhanden. Hier ergeben sich für die wissenschaftlichen Untersuchungen über das Südostdeutschtum jedoch wiederum andere Nachteile, von denen ich nur das Fehlen einer genügenden Zahl von Spezialbüchereien und von Sprachkenntnissen anzuführen brauche. Dazu gesellt sich noch eine weitere Tatsache, die man meines Erachtens gleichfalls nicht zu verschweigen braucht. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Deutschtum jenseits der Grenzen hat keine nennenswerte Vergangenheit. Die Wissenschaft als solche ist jung und muß sich erst tastend die Wege bahnen. Dies hat natürlich seine Vorteile, aber auch seine Gefahren. Bewirkte die Neuheit dieser Forschungsrichtung eine zu begrüßende Lebensnähe, so trug ihre „Traditionslosigkeit“ es in sich, daß mancher wissenschaftliche Arbeiter das umständliche, oftmals lästige Rüstzeug nicht mitbrachte, das in anderen Fächern eine Selbstverständlichkeit ist. Begünstigt wird dies noch dadurch, daß heute mit Recht eine stärkere Verwurzelung der Forschung in der Gegenwart gefordert wird, was zu gelegentlichen Mißverständnissen führt.

¹³⁾ Eine Ausnahme bildet — wie immer — das Siebenbürger Sachsenstum.

So können leicht falsche Auffassungen entstehen. Mit aller Schärfe ist aber darauf hinzuweisen, daß derartiges bei binnenländischen Forschungsfragen vorkommen darf, aber niemals dort, wo es sich um Deutschumsforschung jenseits der Grenzen handelt. In solchen Fällen ist wissenschaftliche Ebenbürtigkeit gegenüber dem ausländischen Forscher unter allen Umständen zu wahren. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der einen oder anderen Volksgruppe kann daher nur bei Beherrschung der betreffenden Staatsprache sinnvoll sein. Aus der Unkenntnis der betreffenden Sprachen haben sich für uns nur zu oft schon Nachteile ergeben. Nur so konnte es beispielsweise vorkommen, daß wir von einem grundlegenden Buch, wie dem Franz Kidrič' über das nationale Erwachen der Slowenen,^{13a)} so gut wie gar nicht Kenntnis nahmen, obwohl sich hieraus völlig neue Gesichtspunkte für die völkische Selbstbestimmung der Südostvölker gewinnen lassen.

Dies sind grundsätzliche Fragen. Daneben gibt es „Kleinigkeiten“, die ebenfalls Beachtung fordern. Nirgends ist beispielsweise das Zitieren aus zweiter, ja dritter Hand eine so selbstverständliche Erscheinung wie bei derartigen Arbeiten. Mit solchen „Großzügigkeiten“ kommen wir aber auf die Dauer nicht weiter. Gerade hinsichtlich des Südostdeutschums haben sich Irrtümer eingeschlichen, die bereits dogmatische Geltung besitzen. Bei näheren Untersuchungen stellt sich dann oft heraus, daß vor Jahrzehnten erschienene Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze immer und immer wieder flott abgeschrieben und aufgewärmt werden. Bei sorgfältigen Quellenangaben wäre so etwas kaum möglich. Ein Werk über englische Geschichte kann beispielsweise eines Fußnotenapparates entraten, da eine große Anzahl kritischer Vorarbeiten dies ermöglicht. Bei Arbeitsgebieten aber, wo diese noch zu sehr fehlen, und wo das Tatsachenbild keineswegs feststeht, ist die Fußnote unentbehrlich.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Südostforschung zu kämpfen hat, sind also beim Binnendeutschum wie bei den außendeutschen Siedlungsgebieten vorhanden. Durch eine engere Zusammenarbeit lassen sich aber manche Mißstände weitgehend ausschalten. Die Forschung im Reich kann Dinge bieten, an denen es gerade dem wissenschaftlichen Arbeiter in der Volksgruppe oft fehlt. Und dieser wiederum ist seiner Wesensart nach besser geeignet, Fehlerquellen zu vermeiden, die sich bei uns im Reich weniger gut umgehen lassen. Bei einer planmäßigen Zusammenarbeit wird also viel davon abhängen, daß jeder diejenigen Belange stärker berücksichtigt, die von ihm besser erfaßt werden können. Eine örtliche Zersplitterung bei der Heimatforschung der einzelnen Siedlungsgebiete braucht sich also gar nicht nachteilig auszuwirken, wenn Stellen vorhanden sind, die die Ergebnisse

^{13a)} Dobrovský in slovenski preporod njegove dobe (Dobrovský und die slowenische Wiedergeburt seiner Zeit). Laibach 1930.

zusammenfassen, methodisch vertiefen und damit gleichzeitig zur Weiterarbeit anregen. Zum Teil kann das auch bei den Volksgruppen selbst erfolgen. In vielen Fällen kommen dafür eher wissenschaftliche Stellen beim Binnendeutschtum in Betracht.

Aber nicht nur unsere Arbeitsweise ist zu vervollkommen, sondern auch die Arbeitsrichtung. Einseitigkeiten sind auch hier vorhanden.

Da es sich beim Deutschtum des Südostens vorwiegend um Siedlungen handelt, die erst in den letzten Jahrhunderten entstanden, war es ohne weiteres begreiflich, daß die siedlungsgeschichtliche Erforschung dieser Gruppen vorerst in den Vordergrund treten mußte. Daneben kamen verhältnismäßig früh auch sprachwissenschaftliche Untersuchungen in ausgedehntem Maße zu ihrem Rechte, die bei den Siebenbürger- und Zipser Sachsen bis ins vorige Jahrhundert zurückreichen und von den Germanisten an den ungarischen Universitäten, vor allem Professor Gideon Pez, dann aber auch Professor Schmidt-Segebin richtunggebend gefördert wurden.¹⁴⁾

Wenn auch gegenwärtig das Siedlungsbild des Südostdeutschums noch nicht in allen Einzelheiten klar herausgearbeitet ist, so darf man immerhin doch sagen, daß die siedlungs- und mundartkundlichen Studien schon soweit gediehen sind, daß wesentliche Ueberraschungen uns auf diesem Gebiet nicht mehr begegnen können.

Die Arbeiten über die Geschichte dieser Siedlungen nach ihrer Ansiedlung und über ihr inneres Leben sind dagegen bisher noch weniger weit fortgeschritten. Hier allerdings liegen die Dinge auch schwieriger. Mit Ausnahme der Zips und des siebenbürgischen Sachsenbodens, Gebiete, die heute bereits auch nach dieser Richtung hin verhältnismäßig gut durchforscht sind, ist unser Wissen um die Zeit nach der eigentlichen Ansiedlung ungleich lückenhafter.

Dazu kommt ferner, daß das Schwergewicht der südostdeutschen Siedlungen im Mittelalter vor allem auf städtischen Anlagen ruhte, die im Laufe der Zeit von den umliegenden Völkerschaften überfremdet wurden. Mit Ausnahme des Westkarpatengebietes und des Sachsenbodens sind derartige deutsche Siedlungen aus dem Mittelalter überhaupt nicht mehr vorhanden. Die Erforschung dieser verschiedenen städtischen Sprachinseln ist demnach mit ungleich größeren Schwierigkeiten verbunden als bei Gebieten, die auch heute deutsch sind. Besonders unzureichend sind unsere Kenntnisse über die inneren Vorgänge dieser untergegangenen Sprachinseln.

Diese Verschiedenheiten im Stand der Forschung werden von uns in Zukunft stärker zu berücksichtigen sein, wenn wir die Lücken im heutigen

¹⁴⁾ Vgl. darüber Pez—Bleher, Deutsche Philologie. (S.—A. aus Magyarh, Die Entstehung einer internationalen Wissenschaftspolitik, Leipzig 1932).

Wissensbild planmäßig ausfüllen wollen. Es wird notwendig sein, neben der eigentlichen Siedlungsgeschichte auch auf die inneren Vorgänge der Siedlungen stärker einzugehen, vor allem auch auf die biologischen und erbgesundheitlichen Fragen, die noch bis vor einiger Zeit gänzlich vernachlässigt wurden.

Zu dieser stärkeren Erfassung der inneren, kulturellen Erscheinungen in der Geschichte des Südostdeutschtums gehört aber auch die planmäßige Erforschung der Zusammenhänge mit der fremdvölklichen Umwelt. Es ist auf die Dauer unmöglich, „Sprachinseln“ zu untersuchen, ohne diese eingehend und wissenschaftlich ausführlich mitzubetrachten.^{14a)} Ueberhaupt ist es notwendig, die Erforschung der deutschen Sprachinseln im Südosten mit methodischer Vertiefung zu betreiben. Die Voraussetzungen sind uns dafür heute nach Walter Ruhs bahnbrechenden Arbeiten gegeben.^{14b)} Von großem Wert dürfte hierbei eine „Synchronisierung“ der südostdeutschen Siedlungsgebiete und Sprachinseln mit solchen in anderen Gegenden, etwa auch in Uebersee, sein. Eine derartige vergleichende Arbeit ist aber nur dann möglich, wenn wir mit größter Genauigkeit die planmäßige SüdoStarbeit für sich weiterführen, da nur auf diese Weise nach neuesten Gesichtspunkten verlässliche Angaben erarbeitet werden können. Dies ist umso notwendiger, als eine große Anzahl grundsätzlich wichtiger Fragen der Beantwortung harren.

Von großem Interesse sind beispielsweise vereinzelt vorkommende Eindeutschungen in den einzelnen Siedlungsgebieten, die ohne jeden Zwang erfolgten und mit unseren Verlusten überhaupt nicht im Einklang stehen, aber dennoch berücksichtigt werden müssen. Wir kennen Beispiele von Tschachen in Filipowa (südslawische Batschka)¹⁵⁾ und von Kraschowanern (katholische Serben) in Karlsdorf (südslawisches Banat)¹⁶⁾. Es ist natürlich zu unterscheiden, ob es sich um Bevölkerungsteile handelt, die mit den Deut-

^{14a)} Obwohl diese Forderung von Einzelnen, u. a. Erich Rejser (Das Grenz- und Auslandsdeutschtum und seine Erforschung. Mitteilungen der Deutschen Akademie. 1928, 801), verhältnismäßig früh erhoben wurde, ist sie bis heute oft nur ungenügend berücksichtigt worden.

^{14b)} 1928 konnte Rejser noch fragen: „Was haben die Balten mit den Deutschen in Südamerika oder die Bewohner der deutschen Wolgarepublik mit den Siedlern in Australien zu tun? Alle diese Gebiete können nur dadurch in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden, daß sie als außerhalb des Deutschen Reiches gelegen betrachtet werden“ (M. a. D. 803). Heute könnten wir bereits eine wesentlich andere Antwort erteilen.

¹⁵⁾ Hermann Rüdiger, Das Deutschtum in der südslawischen Batschka. Stuttgart 1931, 57.

¹⁶⁾ Felix Milleker, Gesch. d. Gemeinde Banatski Karlovac (Karlsdorf). Werschetz 1934, 34.

schen geschlossen (Reichsfranzosen) oder nur vereinzelt¹⁷⁾ aus dem Westen kamen. Ganz anders wiederum liegen die Dinge bei Volksplittern, die von Anfang an im Südosten beheimatet waren. Hier galt es große gefühlsmäßige und kulturelle Spannungen auszugleichen, sodaß Einschmelzungen überhaupt erst nach langer Zeit in Frage kamen, soweit die russischen Voraussetzungen gegeben waren.

Es sollte ferner nie außer Acht gelassen werden, daß die geistige und wirtschaftliche Ueberlegenheit der deutschen Siedler eine kulturelle, aber auch volkliche Ausstrahlung auf die umliegenden Völkerschaften mit sich brachte, sodaß besonders im Südosten eine überaus starke Wechselwirkung zwischen Volks- und Kulturboden eintrat. Gerade die stärkere Berücksichtigung dieses Wechselseitigkeitsverhältnisses ist geeignet zu zeigen, daß den deutschen Siedlungen im Südosten nicht nur eine selbstzweckliche Bedeutung zukommt und zukam, sondern auch eine Aufbauesendung zum Wohle der südosteuropäischen Völkerschaften.

Diese stärkere Berücksichtigung des deutschen Kulturbodens zwingt jedoch ihrerseits zu einer eingehenderen Erforschung der einzelnen südosteuropäischen Völkerschaften an sich. Es wäre völlig unmöglich, „Einflüsse“ aufzudecken, gleichsam um ein inneres Hörigkeitsverhältnis herauszuarbeiten.

Ebensowenig kann es in Frage kommen, daß man auf den „Balkan“ herabsieht.¹⁸⁾ Es war bis vor kurzem ein grundsätzlicher Fehler der gesamten Kulturbodenforschung, daß man in einseitigem Glauben an den „Fortschritt“ und an die Kulturformen des europäischen Westens Wert oder Unwert des südosteuropäischen Geisteslebens daran maß. Das mußte natürlich auf die Dauer zu Verzerrungen und zu einer völlig falschen Beurteilung der geistigen Strömungen führen, die etwa von Byzanz ausgingen.

Die richtige und für beide Teile ersprießliche Erforschung der deutschen Anregungen wird vielmehr nur dann möglich sein, wenn wir uns ganz genau darüber im Klaren sind, was das betreffende südosteuropäische Volk an eigenständigen, unveräußerlichen Werten besaß. Dem Vorwurf, daß die deutsche Wissenschaft bei der Erforschung des deutschen Kulturgefälles „kulturnationalistische“ Ziele verfolge, wird dadurch ohne weiteres der Boden entzogen.

Bei der Untersuchung dieser Fragen ergibt sich zwangsläufig die Möglichkeit einer verstärkten Zusammenarbeit mit der fremdvölklichen Wissenschaft der betreffenden Länder, die für beide Teile von Wert sein könnte.

¹⁷⁾ Wenn z. B. Milleker auf tschechische Familiennamen in Pantšowa hinweist, so wird es sich um einzelne zugewanderte Familien handeln. Gesch. d. Stadt Pančovo. Pantšowa, 1925, 65.

¹⁸⁾ Skof-Budimir, But et signification des études balkaniques. Revue Internationale des Etudes Balkaniques. I (1934), 18—19.

Es war vielleicht von uns ein Fehler, daß wir bisher zu sehr abgekapselt arbeiteten. Durch eine derartige Fühlungnahme könnten wir, abgesehen von den gegenseitigen Anregungen, unseren Gesichtspunkten und Ergebnissen auch bei der nichtdeutschen Wissenschaft des Südostens stärkere Geltung verschaffen. Neben der Zusammenarbeit mit den volksdeutschen Kräften in den einzelnen Siedlungsgebieten wird der Forscher im Reich daher auch diese Gegebenheiten zu beachten haben.

Durch die Schaffung der „Südostdeutschen Forschungen“ soll diesen Arbeitsmöglichkeiten und -notwendigkeiten Rechnung getragen werden, soweit dies innerhalb des engezogenen Rahmens möglich ist.

Ein fühlbarer Mangel ist es bisher gewesen, daß für kleinere einschlägige Aufsätze genug Veröffentlichungsmöglichkeiten bestanden, während größere Arbeiten, die für eine gesonderte Herausgabe aber nicht geeignet waren, nur mit großer Mühe untergebracht werden konnten. Dadurch war aber auf die Dauer die gesamte Weiterarbeit gefährdet. Wir nehmen also ganz bewußt umfangreichere Beiträge auf.

Daneben soll nicht weniger Aufmerksamkeit auf die „Kleinen Beiträge“ verwandt werden. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß oft gerade solche Mitteilungen von geringer Ausdehnung ungemein anregend und geeignet sind, einen etwas frischeren Zug in die Arbeit zu bringen.

Wert legen wir auch auf Quellenveröffentlichungen, mag es sich nun um Briefe, Urkunden oder Ähnliches handeln. Zur Erschließung neuer Wege und damit neuer Arbeitsmöglichkeiten ist dies unentbehrlich. Selbstverständlich wird darauf geachtet, daß derartige Beiträge eine bestimmte Verhältniszahl nicht überschreiten. Der Aufsatzteil muß natürlich überwiegen. Manchem mag der Abdruck von Quellen als Umstandskrämerei erscheinen. In Wirklichkeit ist dies Selbstbescheidung und von der Erkenntnis getragen, daß Fragestellung und Gesichtspunkte sich von Generation zu Generation verändern.

Gebietsmäßig beschränken wir uns in erster Linie auf den nahen Südosten. Die Balkanhalbinsel kommt für uns dagegen — von gewissen Ausnahmen abgesehen¹⁹⁾ — nicht in Frage. Ansonsten fußen wir natürlich auch in diesen Punkten auf dem Arbeitsprogramm des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten. Wir berücksichtigen also auch Böhmen und Mähren²⁰⁾, Oesterreich und Südtirol. Dabei beschränken wir uns jedoch mehr auf siedlungs- und deutschkundliche Beiträge. Aufsätze, die die politische und kulturelle Vergangenheit betreffen, sollen dagegen in der Regel unberücksichtigt bleiben.

¹⁹⁾ Vgl. darüber etwa meinen kurzen Hinweis in den Mitteilungen der Deutschen Akademie. 1935, 119—20.

²⁰⁾ Während die Slowakei sowieso schon mehr dem Südosten zuzuzählen ist.

Im übrigen ein weitläufiges „Programm“ zu geben, hätte wenig Sinn. Das Leben pflegt sich über die schönsten Richtlinien und Pläne hinwegzusetzen. Wir erörterten Tatsachen und Gesichtspunkte, die für unsere Arbeit belangvoll erscheinen und werden bestrebt sein, ihnen Rechnung zu tragen, um an den großen Aufgaben der Zeit mit klarem Kopf und sauberer Gesinnung mitzuarbeiten.

Fünf Perioden deutschen Einflusses in Südosteuropa.

Von Nikolaus Jorga.

Das Wirken des Deutschtums in Südost-Europa ist, nach der Ausdehnung jenseits der Elbe und entlang der Ostsee, in fünf Perioden zu teilen.

1. Der „Drang nach Osten“ als Folgeerscheinung des ersten Kreuzzuges und größtenteils in Verbindung mit ihm. Der Impuls war schon gegeben, die Richtung bezeichnet; jede der Nationen des Westens fühlte in sich wie eine unabwendbare Notwendigkeit das Bedürfnis, in die Spuren der Eroberer im Osten zu treten.

Es war keine Reichspolitik, kein Staatsgedanke, überhaupt keine „Politik“. Die Massen setzten sich von selbst in Bewegung, um Neues in diesen entlegeneren Gebieten zu schaffen. Auf diese Weise entstanden die Dörfer der sogenannten „Flandern“, später als „Sachsen“ bekannt, „Gäste“ des ungarischen Königs mit apostolischer Mission, als fortwährender Leiter eines Kreuzzuges gegen Heiden und andersgläubige Christen.

Das deutsche Siebenbürgen war damit auf dem Grund einer rumänischen Schicht, die immer auf diesem Boden gelebt hatte, gebildet: durch die günstige Verbindung mit den östlicher gelegenen Gebieten, die ihrerseits wieder durch das Entstehen der rumänischen Staaten bedingt war, wurde dann dieses dörfliche Leben in ein mächtiges und reiches städtisches verwandelt.

2. Unter demselben Einfluß der Unternehmungen zur Befreiung des Heiligen Landes kam die Einladung seitens des ungarischen Königs, der niemals den Sinn seiner vom Papste geschenkten Krone vergessen hatte und somit „übernational“ handelte, an die Deutschherren, um das siebenbürgische Gebiet zu organisieren und militärisch zu sichern.

Zwei Jahrzehnte des beginnenden 13. Jahrhunderts wurden auf diesen Versuch verwandt. Der Orden wollte aber, wie im Königreich Jerusalem,

seinen in sich geschlossenen und für sich ausgenützten Staat haben und dieses konnte dem Träger der Krone des heiligen Stephans nicht gefallen. Es entstand ein Zwist und bald ein förmlicher Krieg, in dem der ungarische Monarch die Hilfe des siebenbürgischen Bischofs, entgegen dem Verbot des Papstes, haben sollte. Der Staat der Ordensritten wurde infolgedessen in weiter Ferne an den Gestaden der Ostsee geschaffen.

3. Als König Kasimir von Polen die ruthenischen Fürstentümer Galiziens, d. h. Halitschs, gewonnen hatte, fühlte er, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, die Notwendigkeit, sie zu bevölkern und auf eine höhere Stufe der wirtschaftlichen Kultur zu erheben.

Mit deutschen Bürgern wurde das rührige und vorwärtstrebende Leben in den Mauern Krakaus und Lembergs geschaffen. Und dieses Deutschtum stieg in die neugebildete rumänische Moldau hinab, nach Sereth und Suceava, während die Sachsen Siebenbürgens in Baia, ihrer „Stadt Molde“ Sprache und Sitten bewahrten. Ein Ableger des Magdeburgischen Rechts stand aber jetzt gegenüber dem des alten römischen Rechts.

4. Sigmund von Luxemburg, König von Böhmen und Ungarn, später auch rex Romanorum et imperator, war gewiß kein national gefärbter Herrscher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Zweimal rief er, der Sohn des französisch denkenden Kaisers Karl IV., Scharen bester Ritter der Christenheit auf, um sein Ungarn gegen die Türken des Sultan Bajesid zu schützen.

Aber, als er den benachbarten Gebieten Ungarns eine neue politische Form geben wollte, um der drohenden osmanischen Gefahr besser Stand zu halten, dachte er an die Deutschherren, denen er die Festung Sewerin und als finanzielle Grundlage einer fest eingewurzelten Verteidigung der Christenheit im europäischen Osten, die Salzgruben Siebenbürgens schenkte. Sie sollten auch die Donau-Mündungen in Chilia anvertraut erhalten. Auch diesmal wurde jedoch aus dem Plan, den Orden in Ungarn zu verwurzeln, nichts.

5. Durch die Sachsen in Siebenbürgen, welche die Reformation angenommen hatten, kam es zu ihrem Einfluß auf die Rumänen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die alten, hussitischen Uebersetzungen der Heiligen Schrift erschienen mit dem lutherischen Glaubensbekenntnis in den siebenbürgischen Städten in Druck. Dadurch wurde der Entwicklung des rumänischen Schrifttums selbstverständlich ein großer Dienst erwiesen. Dies kann als die fünfte Welle des deutschen Einflusses im Südosten betrachtet werden. Es kamen lediglich Beziehungen mit dem rumänischen Volke zustande. Mit den anderen Nationen war keine Fühlung zur Erhöhung ihrer Kultur zu gewinnen.

Aber das 17. Jahrhundert brachte mit sich, was schon im 16. sich vorbereitete, die Koppelung zwischen den Bestrebungen der Habsburger — nicht nationalen Charakters, sondern stark egoistischen, dynastischen Sinnes — und der deutschen Durchdringung. Es konnte dies die Verbreitung gewisser Kulturformen, die Bildung wirtschaftlicher Verbindungen und das Zustandekommen deutscher Siedlungen, die bald mit dem einheimischen Element sich freundschaftlich zu einer fruchtbringenden Mitarbeit verständigen sollten, hervorbringen.

Dem wurde aber dadurch Abbruch getan, daß es für die Habsburger nur galt, Provinzen zu erobern, ihnen ein Beamtenheer aufzudringen, die Untertanen in Zügel zu halten und sie dem kaiserlichen Schatze nutzbar zu machen.

Selbst als, wie im Banat oder in der Bukovina, einem losgerissenem Stück des alten Moldauischen Staates, die österreichische Regierung deutsche Ansiedler ins Land rief und ihnen eine bevorzugte Stellung erteilte, war dies nicht durch einen deutschen Sinn bedingt. Die deutsche Sprache wurde nur als Werkzeug einer gemeinsamen Erziehung zur Hilfe genommen. Daraus aber entstand zwischen der einheimischen Bevölkerung und diesen privilegierten Eindringlingen ein Gefühl der Entfremdung und des Neides.

Umsomehr sollte dieses entstehen, als Oesterreich, zu einem Oesterreich-Ungarn geworden, vereint mit den Kräften des neuerstandenen deutschen Reiches, sich die Vorherrschaft in Südosteuropa sichern wollte.

Was die deutschen Hochschulen und die deutsche Literatur, die glänzende Gedankenwelt Deutschlands im 19. Jahrhundert für das Deutschtum selbst gewinnen konnte, ging dadurch schon lange vor der großen Weltkrise größtenteils verloren.

Ungarn und seine Minderheiten im Mittelalter.

Von Julius Szekfü.

Die ungarische frühgeschichtliche Forschung hat einwandfrei festgestellt, daß sich madjarische Stämme finnisch-ugrischer Abstammung mit anderen Stämmen türkischer Herkunft vereinigten und daß aus diesem Gemisch das madjarische Volk nunmehr mit ausschließlicher türkischer Bildung entstand. Wenn wir daher die Haltung untersuchen wollen, die das Madjarentum von Anfang an gegenüber anderen Völkern annahm, müssen wir die Formen kennen, die für die Beziehungen der türkischen Völker untereinander bezeichnend sind. Diese türkisch-mongolischen Völker, zu deren Ahnen die Hun-

nen gehörten und deren Ueberreste die heutigen Tataren und türktisierte Kirgisen in Sibirien sind, beherrschten zur Zeit, als das Madaientum entstand, schon seit 1000 Jahren den eurasischen Raum, vom Altaigebirge bis zu den Karpathen. Mit den kulturell ihnen verwandten Mongolen sind sie gemeinsame Abkömmlinge jener vorgeschichtlichen Völker, die zuerst Tiere zähmten und aus der Notwendigkeit der Viehzucht heraus die patriarchalische „Großfamilie“ entwickelten, die Urform des gegliederten Staates, des erobernden Fürstentums und des Absolutismus. Diese Hirtenvölker, die unermesslich große Herden besaßen, durchstreiften als Nomaden oder Halbnomaden die unendlichen Ebenen. Damit sie sich nicht zerstreuten, damit — nicht in letzter Linie — die zur Viehzucht notwendigen Arbeiten regelmäßig und stetig vor sich gingen, waren sie auf eine starke Zentralgewalt angewiesen. Von Attila bis Dschingis Khan, Tamerlan und den türkischen Sultanen, war die absolutistische Gewalt der Herrscher ein natürlicher Ausfluß dieses Reiter-, Nomaden-, Hirten-Kulturkreises und seiner wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Das über eine ganze Reihe von Völkern herrschende Reich der Hunnen und Tataren war ebenso auf eine, durch eine starke Hand zusammengehaltene Führung angewiesen, wie die kirgisische Einheit, der „Aul“, der einige Familien und ihre nomadenhafte Viehzucht umfaßte. Aber abgesehen von der zentralisierten Regierungsgewalt hatten diese berittenen eurasischen Hirtenvölker noch ein gemeinsames Kennzeichen, das gleichfalls eine Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Verhältnisse war. Die Familie, Großfamilie und der Aul schlossen ursprünglich auf Grund der gemeinsamen Abstammung die Menschen zusammen, die wirtschaftliche Notwendigkeit durchbrach jedoch mehr und mehr die Ausschließlichkeit der blutsmäßigen Bindungen. Der Leiter der Großfamilie oder des Aul vermehrte seinen Viehbestand mit Erfolg, und nahm den Familien, die in seinen Weg kamen und sich als schwächer erwiesen, ihr Besitztum ab. Die Knechte aus fremden Familien und Stämmen, die sich zur Bewachung und Pflege des Zuwachses antrugen und in die Gemeinschaft gern aufgenommen wurden, vermehrten die Zahl der bewaffneten Hirten innerhalb eines Aul, bezw. einer Stammes- oder Sippengemeinschaft. Hierbei darf man freilich nicht die heutigen Minderheitenbegriffe anwenden: niemand fragte danach, welche Sprache die Knechte besaßen, die sich den kleinen Einheiten der Turkvölker anschlossen. Es war natürlich, daß diese neu hinzutretenden Einzelpersonen sich bemühten, die kurzen Befehle zu erlernen und zu verstehen, die der Beg, der Patriarch, ihnen austeilte. Da sie einzeln kamen, glichen sie sich mit der Zeit sowieso ihren Herren an. Die gleichen Fälle eines äußerlichen Anschlusses vollzogen sich im Großen, wenn Stämme oder Völkerschaften zu Beutezügen aufbrachen, zur Eroberung neuer Landflächen und ihrer Bewohner. Das Siedlervolk unterwarf die Besiegten,

ohne jedoch die eigenen oder fremden gesellschaftlichen Einrichtungen anzutasten. Weder die Bulgaren noch die Chazaren griffen in das Innenleben der madjarischen Volksstämme, Sippen und Familien ein, als sie diese an der Wolga und zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer unterwarfen. Sie vermischten sich nicht, sondern schalteten sich in das bestehende Reich rein äußerlich ein: die madjarischen Häuptlinge gehorchten den vorwiegend militärischen Befehlen der bulgarischen oder chazarischen Häuptlinge. Im Frieden umsäumten die ungarischen Wohnstätten das Siedlungsgebiet des herrschenden Volkes und sicherten es vor äußeren Angriffen, im Krieg kämpften sie an den gefährdetsten Punkten, beim Angriff in der ersten Reihe unter der Leitung ihrer Herren. Das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben des unterworfenen Volkes ging in den Sommer- und Wintersiedlungen ohne Veränderung weiter. Der Unterschied bestand nur darin, daß die obersten madjarischen Führer, Sippen- und Stammeshäuptlinge, das Volk nicht mehr von sich aus leiteten, sondern auf Befehl des chazarischen Khan. Das unterworfenen Volk geriet nur durch die oberste politische Leitung mit dem Eroberer in Verbindung. Der Zusammenhang war außerordentlich locker, er konnte sich ebenso schnell auflösen, wie er zustande gekommen war. Daraus wird das unerklärlich rasche Anwachsen eines Staates verständlich, wie es so oft in der Welt der asiatischen Steppen zu beobachten ist. Eine Reitergruppe von mehreren Familien setzt sich von Osten nach Westen in Bewegung und wenn sie Glück hat, wächst ihre Macht so schnell wie sie von den Pferden getragen wird. Neue Stämme unterwerfen sich ihr, die sie mit sich reißt, der Reitersturm schwillt zu einer Lawine an und innerhalb weniger Jahre oder Jahrzehnte entsteht ein Staat, der weite Gebiete, geradezu einen Erdteil, umfaßt. Dieser Staat ist aber nur solange lebensfähig, als seine Gründer, die ursprünglich herrschende Gruppe, an der Macht sind. Sobald diese nicht mehr in der Lage sind, ihre Völker mit starker Faust zusammenzuhalten, zerfällt das Völkergemisch und seine einzelnen Teile sondern sich wieder ab und setzen ihr Leben fort, das auch die Herrschaft eines großen Eroberervolkes, wie z. B. das der Hunnen, nur äußerlich unterbrechen konnte. Es ist zwar verständlich, daß Unterwerfung und Auflösung unter blutigen Begleiterscheinungen vor sich gehen konnten, wie es mit den Madjaren an der Wolga anläßlich des Tatarensturmes geschah. Aber diese Formen bilden nicht die Regel, sondern die eben beschriebene äußerliche Unterwerfung der Völker und ihre schnelle Freiwerdung, sobald der Eroberer schwächer ist.

Dieses ganze Getriebe, das ich hier flüchtig umriß, ist heute aus der vergleichenden Völkerkunde bereits bekannt. Zur Untersuchung der madjarischen Verhältnisse benutzte es Julius Németh, der mit seiner geistvollen Methode aus sprachwissenschaftlichen Ergebnissen das gleiche Bild,

wie es die Völkertunde bietet, zusammenstellte.¹⁾ Heute wissen wir bereits, daß die Madjaren nur in dieser Form oberflächlich den Bulgaren, Sabiren und Chazaren unterworfen waren und daß umgekehrt, nach uralter Sitte der Turkvölker, zu ihnen die Kabaren, Sellaer und in der neuen Heimat die Petschenegen stießen. Die gleiche türkische Einrichtung erklärt die räumliche Verteilung der hinzugekommenen Völker am Grenzsaum der heutigen Heimat, sowie die Tatsache, daß diese Völker, die ihr Sonderleben fortsetzten, in ihrer Gesamtheit in solchen Landesteilen angesiedelt waren, wo die Belange des herrschenden Madjarentums dies verlangten. So wurden die Sellaer an der Westgrenze angesetzt, später gegen das noch unerschlossene Siebenbürgen und zuletzt auf ihrem heutigen Siedlungsgebiet.²⁾

Soweit die Sicherheit des herrschenden Volkes es nicht erforderte, ließen auch die Madjaren das innere Leben der Unterworfenen — um einen heutigen Begriff zu gebrauchen: ihre volkliche Eigenart — unangetastet, sodaß diese auch noch nach Jahrhunderten ihre eigenen Gewohnheiten und ihr angestammtes Volkstum erhalten konnten. Die Eroberungsweise der Turkvölker und die Art ihrer Herrschaft war daher geradezu minderheiten-erhaltend und es besteht kein Zweifel, daß die Madjaren im Laufe ihrer Wanderschaft von ihren häufig wechselnden Herren dieses Vorgehen erlernten und später bei ihren Eroberungen anwandten. In zwischenstaat-

¹⁾ Für Fachleute ist es beinahe überflüssig zu bemerken, daß ich im Obigen eine Anwendung verschiedener Begriffe der vergleichenden Völkertunde Wilhelm Schmidtscher Richtung für die Minderheitenpolitik der alten türkischen Nomadenvölker versucht habe. Wenn auch die Kulturkreistheorie Wilhelm Schmidts seit Richard Thunwald's großangelegter Kritik als geschlossenes Ganzes nicht mehr aufrechterhalten werden kann, sind einzelne Begriffe, wie z. B. die Großfamilie, auch für geschichtliche Zeiten in fruchtbarer Weise anwendbar. Den Aufbau der altungarischen Stämme auf Aul's, die den der Kirgisen ähnlich sind, hat Julius Németh dargestellt. *A honfoglaló magyarság kialakulása. (Die Entstehung des Madjarentums vor der Landnahme).* 1930, 19 f.

²⁾ Ueber die Sellaer s. neuestens Julius Németh, *A székelyek eredetének kérdése (Die Frage der Entstehung des Sellaertums)*, Századok 1935, 129. — Der s., *Die Inschriften des Schazes von Nagy-Szent-Miklós*, (vgl. bes. den Anhang über die Sprache und Kerschrift der Petschenegen und über die magyarische Kerschrift). — Die Abstammung der altungarischen-heidnischen Kultur aus den Kulturen der hochasiatischen Reitervölker ist von mehreren Seiten dargestellt worden. So z. B. Zoltán Gombocz, *Árpádkori török személynéveink (Die ungarischen Personennamen türkischen Ursprungs der Arpadenzeit)*, Magyar Nyelv 1914, wo der für diese Kulturen bezeichnende Totemismus der Ungarn bewiesen wird. Vgl. ferner Andreas Alföldi, *Die theriomorphe Weltbetrachtung in den hochasiatischen Kulturen*, Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts 46 (1931), der das Problem von archäologischer Seite ansaßt und ähnliche Ergebnisse aufweist, wie die philologischen Untersuchungen von Gombocz und Németh. S. auch Valentin Soman, *Magyar történet (Ungarische Geschichte)*, I. Bd.

licher und zwischenvölklicher Hinsicht war daher das Madjarentum von Anfang an nicht auf Unterdrückung eingestellt. Die Neigungen, die sich aus seiner rassischen Abstammung und aus seiner Vergangenheit ergaben, gewöhnten es vielmehr an die Erhaltung der Völker, die in seine Umgebung kamen.

Aber auch in seiner neuen Heimat und unter dem umgestaltenden Einfluß des Christentums wurde es nicht zum Unterdrücker fremder völklicher Eigenart. Die mittelalterliche, christliche Monarchie, die durch Stephan den Heiligen in Ungarn heimisch gemacht wurde, verfuhr mit den unterworfenen Völkern nach den gleichen Grundsätzen wie die Madjaren, wenngleich unter anderen Voraussetzungen, als bei den Turkvölkern. Die früher noch allgemein herrschende Ansicht, daß natürliche, völkliche und rassische Unterschiede im frühen Mittelalter unbekannt gewesen wären, kann heute zwar nicht mehr aufrecht erhalten werden. Aber diese Abweichungen wirkten sich in der christlichen Monarchie und unter ihrer universalistischen Herrschaft im staatlichen und politischen Leben kaum aus. Der Staat Karls des Großen, der sich auf Franken, Sachsen, den verschiedensten germanischen Stämmen, romanisierten Galliern und Italienern aufbaute und in seiner Zwischenvölklichkeit ein getreues Abbild des antiken römischen Imperiums und der an seine Stelle getretenen weströmisch-germanischen Monarchie war, — dieses Reich diente den nationalen Königreichen des Mittelalters als Vorbild. Seitdem König Stephan der Heilige diese christliche Staatsform nach Ungarn verpflanzt hatte, war der ungarische Herrscher bestrebt, nach seinen Pflichten als christlicher König ein gerechter Vater und Beschützer all dieser Völker zu sein, die innerhalb dieser Landesgrenzen wohnten. Er trachtete sogar danach, daß möglichst viele Fremde hereinkämen, die einerseits mit nützlichen Handwerksfertigkeiten am Aufbau des Landes mithalfen, andererseits dem Herrscher Gelegenheit gaben, nach dem christlichen Gebot der Kirche an den Gästen, hospites, die Gastfreundschaft zu üben. Das ist der Sinn der bekannten Stelle der von König Stephan dem Heiligen an seinen Sohn gerichteten Ermahnung: „unius linguae et unius moris regnum imbecile et fragile est“, ein Satz, den die Führer der deutschen Volksgruppen in Ungarn früher zur Begründung ihrer Minderheitenrechte mit Vorliebe anzuführen pflegten. Tatsächlich wird in diesem Ausspruch die Einwanderung und das Vorhandensein von Minderheiten gebilligt, ihnen aber nicht Minderheitenrechte (die damals ganz und gar unmöglich waren), sondern die christliche Behandlung versprochen, die damals von Seiten der übervölklichen königlichen Macht jedem christlichen Fremden zukam. Die christliche Gesinnung des Herrschers war die hinreichende Sicherung menschlicher Behandlung und es steht außer Zweifel, daß Einwanderungen im 11. Jahrhundert vor sich gingen, ohne

daß die ungarischen Könige den „Gästen“ die Unantastbarkeit ihrer Gewohnheiten und Rechte vorangehend schriftlich versprochen hätten.³⁾

Nediglich seit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts wurde es zur Gewohnheit, daß die Einwanderer anlässlich ihrer Niederlassung urkundliche Gerechtsame erhielten. Diese ersten Privilegien beabsichtigten noch nicht immer, daß in irgendeinem Gebiet oder einer Stadt der betreffende fremde Volksteil ausschließliche Rechte genösse. Waren doch die alten ungarischen Städte wie Gran und Stuhlweißenburg von Einwohnern verschiedener Nationalitäten bewohnt. Madjaren, Franzosen, Italiener, und Deutsche lebten zusammen und erst später wird die Forderung vor allem der deutschen Bürger allgemein, daß sie innerhalb der Burgmauern eine andere Nationalität nicht stören dürfe. Die ältesten Gerechtsamen schützen die Belange des menschlichen Erwerbes: freien Haus- und Grundbesitz, freien Handel und Freizügigkeit. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß das Hin- und Herwandern zwischen den einzelnen städtischen Siedlungen des Mittelalters nur bei den Gewerbetreibenden und Händlern üblich war. Die eingewanderten Aderbauern und Krieger blieben vom Anfang an an der Scholle haften, die ihnen durch den König bestimmt war. Daher beinhalten ihre Privilegien den ausschließlichen Besitz des Bodens und die daran haftende verwaltungsmäßige und kulturelle Eigenständigkeit. Hier verbindet sich in der Behandlung von Minderheiten die Auffassung der eurasiatischen Turkvölker mit der des christlichen Wesens.⁴⁾ Den in größeren Massen einwandernden Siedlern gibt das Madjarentum am Grenzsaum des Landes Flächen von größter Ausdehnung, auf denen diese ungehindert ihre gewohnte Lebensweise fortsetzen können, so den Sachsen in Siebenbürgen, die ebenso ein geschlossenes Gebiet und auf diesem eine völlige Autonomie besitzen, wie die neben ihnen wohnenden Sekler, so den Zipser Sachsen oder den später einwandernden Kumanen, für deren nomadenhafte Lebensweise am Grenzsaum der Karpaten kein entsprechender Lebensraum vorhanden war, sodaß sie auf den Flächen der ungarischen Tiefebene angesetzt wurden. Daß das Madjarentum sie nicht wie dienende Völkerschaften verteilte, sondern mit einer breiten Geste zu Herren ihres eigenen Landes

³⁾ Vgl. neben H ó m a n die Untersuchungen Joseph Baloghs, *Szent István és a Róma-eszme* (Stephan der Heilige und der Romgedanke), *Budapesti Szemle*, 1927. Andere Untersuchungen desselben Verfassers in *Trodalomtörténeti Közlemények*, 1926, *Századok*, 1926, *Minerva*, 1930, welche die geistesgeschichtliche Stellung und auch den damaligen Sinn von Stefans Satz über das vielsprachige Reich klargestellt haben.

⁴⁾ Die Verschmelzung der eurasiatisch-türkischen mit der lateinisch-christlichen Kultur und als Folge der Sieg der letzteren wurde von Joseph Deé, *Heidnisches und Christliches in der altungarischen Monarchie* (Acta R. Universitatis Hung. Franciscosepithinae, Szegedin 1934) dargestellt. Seine Arbeit habe ich hier vom Standpunkt der Minderheitsgeschichte ergänzt.

machte: das war der altgewohnten Dentart der Turkvölker zu verdanken. Die Sachlage änderte sich nur insofern, als vor der Landnahme berittene Hirtenvölker, (die zwar den Ackerbau schon kannten) zum Madjarentum gestoßen waren und diese im Verlauf der nomadischen oder halbnomadischen Wanderung, Weide-, Sommer- und Winterplätze erhalten hatten, während jetzt, abgesehen von den Rumanen, sich überall Ackerbauern niederließen im Rahmen einer Agrarorganisation, die sich jahrhundertlang und, wo der Türke nicht hinkam, bis in die Gegenwart hielt. In dieser Siedlungsart, die Landstriche von gewaltigem Ausmaße, ganze Komitate erfaßte, kam die Tradition der Turkvölker zur Geltung. Die Unterbringung der Einwanderer in kleineren Gruppen, in Dörfern und Stadtteilen entsprach den mittelalterlichen, christlichen Verhältnissen, die auch in anderen Ländern ähnliche Siedlungsvorgänge zustande brachten. Wenn auch die mittelalterliche deutsche Kolonisation in Ungarn einen Teil der großen deutschen Ostkolonisation darstellt, so trägt sie anderseits dennoch ungarischen Charakter und ist eine Erscheinung ungarischer Entwicklung. Dies beweist schon, daß mit den Deutschen zugleich hierher auch Italiener und Franzosen, Wallonen, Ismaeliten, Petschenegen und Rumanen kamen. Die Unterschiede ergaben sich aus dem voneinander abweichenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungsstand der einzelnen Volksgruppen. Unter den Italienern und Deutschen gab es viele Handwerker und Gewerbetreibende: diese bekamen städtische Privilegien. Die ackerbautreibenden Deutschen, Slowaken, Ruthenen und Wlachen kamen ins Land unter Leitung einzelner Unternehmer, rodeten die Wälder und gründeten Ackerbausiedlungen mit bestimmten Gerechtsamen, denen zufolge sie unter ihrem Leiter, dem Schultheiß oder Knes, eine geschlossene kulturelle Einheit bildeten und verwaltemäßige Autonomie niederen Grades genossen. Die Rumanen und Jazynen, die Ackerbau nur auf halbnomadische Weise betrieben, erhielten so große Flächen, daß sie unter Anleitung ihrer Häuptlinge nach ihren alten Gewohnheiten leben konnten und es dauerte zwei Jahrhunderte, bis sich ihre gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen ohne äußeren Eingriff denen der umwohnenden Madjaren anglich. Aber es kamen weitere Volksgruppen, die auf einer noch tieferen Stufe standen: die ruthenischen, die rumänischen, polnischen oder vielleicht südslawischen Schafhirten, die „Wlachen“, die in den Waldgebirgen Siebenbürgens, aber hauptsächlich der Nordkarpaten, mit ihren Herden wanderten und die durch ihre Knesen frühzeitig in Viehzucht treibenden, primitiven Dörfern angesiedelt wurden.⁵⁾

⁵⁾ Zusammenfassung und Kritik der neueren Literatur über das walachische Wanderhirtentum in den Karpathenländern bei Stephan Kniezsa, A tót-lengyel költöz-ködb pásztorokodás magyar képesolatai. (Die ungarischen Beziehungen des slowakisch-polnischen Wanderhirtentums) Népelet 1934.

Der ungarische König, „fromm und gerecht“, *pius et justus*, verhielt sich auch ihnen gegenüber wohlwollend. Er beließ sie in ihren Gebräuchen und wirtschaftlichen Formen, befreite sie von der Steuer der Aderbauer und hob entsprechend ihrer Lebensweise als Viehzüchter naturale Abgaben von ihnen ein. Die Knesen versahen in der Rechtsprechung unteren Grades und Verwaltung, die griechisch-orthodoxen Popen in den kulturellen Belangen die vom König oder vom ungarischen Grundherrschaften verliehene Autonomie. Es ist bezeichnend für ihre vom König mit Aufmerksamkeit verfolgte und geschützte Lage, daß anfänglich, im 13. Jahrhundert, diese Wlachen königliche Völker waren und lediglich infolge der Vermehrung ihrer Zahl und der nachhaltigeren Einwanderung im Laufe des 14. Jahrhunderts auf die Güter von Grundherren kamen. Ausschlaggebend war jederzeit der gesellschaftliche und wirtschaftliche Stand der Entwicklung, gleichsam der Bildungsgrad des Einwanderers. Wlachen, die zum Kriegsdienst, zur Grenzwehr und als Besatzungen für Burgen geeignet waren, bekamen weitgehende Gerechtsame. Sie lebten in den Burgen und Grundherrschaften Hátzeg, Déva, Hunyad und Fogarasz unter dem Schutze einer entwickelten Autonomie, leisteten Kriegsdienste und genossen Steuerfreiheit. Die wlachischen Siedler besaßen beispielsweise unter dem Einsaß des Hátzeger Burggrafen einen eigenen Gerichtshof, an dem, neben 12 Knesen und 6 Popen, 6 Gemeinwachen Recht sprachen.⁶⁾ Die gleiche entwickelte Selbstverwaltung besaßen die Ruthenen in Maramarosch und Bereg und die Wlachen in Krassó und Szörény,⁷⁾ davon ganz zu schweigen, daß in jeder Volksgruppe jedermann die gleiche Berechtigung hatte, wie die madjarischen Leibeigenen in den Stand der Adelligen aufzusteigen.

Zwei Erscheinungen sind noch anzuführen, damit wir den minderheitengeschichtlichen Wert der alten ungarischen Einrichtungen in seiner Wirklichkeit beurteilen können. Die eine ist die Behandlung, die das Madjarentum seinen nicht madjarischen Völkerschaften zuteil werden ließ, ihnen eine vollständige und lückenlose Bewahrung ihres Volkscharakters möglich machte. Das Königtum, das auf den sittlichen Grundsätzen des Christentums ruhte, hielt

⁶⁾ Ueber das Eigenleben der Rumänen sichernde Einrichtungen im Komitat Hunyad eine Reihe von Angaben bei Desider v. Csanki, *Magyarország történelmi földrajza a Hunyadiak korában* (Ungarns geschichtliche Erdkunde im Zeitalter der Hunyadis). Bd. B. 1913.

⁷⁾ Ueber die Bereger und andere privilegierte ruthenische Siedlungen der Knesen vergl. die Urkunden bei Theodor Lehoczky, *Adalékok az oláhok, oláh es orosz kenézek és soltészek és szabadosok intézményeihez* (Beiträge zu den Einrichtungen der walachischen und ruthenischen Knesen, Schultheisse und Gemeinfreien), *Történelmi Társ* 1890. — Ueber die walachischen Distrikte im Komitat Szörény und Krassó Angaben bei Friedrich Besty, *A szörényvármegyei hajdani oláh kerületek*. (Die einstmaligen walachischen Bezirke im Komitat Szörény), 1876.

nicht Jahrzehnte, sondern jahrhundertlang die von ihm erlassenen Gerechsamkeiten in Ehren, aber auch das Gewohnheitsrecht, das nicht schriftlich niedergelegt wurde. Die Wallonen, die im 12. Jahrhundert aus Lüttich in das Komitat Heves ausgewandert waren, sprachen noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts ihre Sprache, obwohl sie zweifellos eine kleine fremde Insel im madjarischen Sprachmeer bildeten.⁸⁾ Auf die gleiche Weise bewahrten die Mailänder ihre Muttersprache, von denen wir wissen, daß sie ihre Kinder in beiden Sprachen, madjarisch und italienisch, unterrichteten.⁹⁾ Es gab aber nicht nur keine sprachliche Unterdrückung, sondern auch die verschieden gearteten Autonomien wurden geachtet. Nichts beweist das besser, als das Madjarentum, das sogar die Sonderstellung der stammesverwandten Turkvölker aufrecht erhielt, was natürlich den Ungleich dieser verwandten Völker an das Madjarentum verhinderte. Von der ältesten türkischen Minderheit, den Petschenegen, wissen wir, daß sie zwar verhältnismäßig zerstreut wenigstens auf dem Gebiet von 30 Komitaten lebten, aber auch geschlossen in größeren Mengen unter dem Schutze einer Selbstverwaltung im Süden des Weißenburger Komitates, in der nördlichen Tolnau, im nördlichen Teil des Komitates Pest, auf der Schüttinsel, in Szabolcs und an der Marosch, sowie als Krieger mit Sonderrechten in königlichen Burgen. Diese entwickelte Selbstverwaltung besaß jahrhundertlang Gültigkeit, als ihre Brüder jenseits der ungarischen Grenze schon längst vom Volkstod ereilt waren, der alle verwandten Völker ergriff, die den Spuren der Madjaren folgten. Die Weißenburger Petschenegen leben noch im 14. Jahrhundert unter ihrem comes bissenorum, die Steuer- und Zehentfreiheit der Tschanader schützte König Ludwig der Große und noch 1435 bestätigt König Sigmund ihre gerichtliche Sonderstellung „auf Grund ihrer Petschenegischen Rechte“.¹⁰⁾ Die gleiche Behandlung wurde den Rumanen zuteil¹¹⁾ und man kann sagen, daß das Madjarentum ihnen, seinen Blutsverwandten, aber auch den germanischen und slawischen Einwanderern gegenüber, gleichsam künstlich die Scheidewand aufrecht erhielt, die der friedlichsten und natürlichsten Einsmelzung im Wege stand.

Auf die gleiche Tatsache deutet das unversehrte Fortbestehen der verschiedenen walachischen Selbstverwaltungen bis in das 17. Jahrhundert.

⁸⁾ Emile Borchgrave, Essai hist. sur les Colonies belges . . . Bruxelles 1871. M. G. Kovachich, Scriptorum minores II, 16: „gens belga habet provinciam pro se separatam.“

⁹⁾ Konrad Schünemanns Angabe, Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert 1923, 129.

¹⁰⁾ Margarethe Szokolay, A magyarországi bessenyö telepekről, Föld és Ember, 1929.

¹¹⁾ Nikolaus Ring, Kún és jász társadalmi elemek a középkorban (Rumanische und jaungische Gesellschaftsschichten im Mittelalter) Századok, 1932.

Die andere Erscheinung, auf die ich noch hinweisen möchte, gibt Anlaß, die ungarische Minderheiten-Organisation zu vergleichen, um ihren Platz in Mittel- und Osteuropa zu bestimmen. Der Gürtel des Minderheitenelendes, der sich heute von der Ostsee, den baltischen Staaten in südlicher Richtung über polnisches und tschechisches Gebiet bis auf die Balkanhalbinsel erstreckt, war im Mittelalter viel kürzer, da er bei den Karpathen vom ungarischen Königreich unterbrochen wurde, in dessen Machtbereich, nicht nur im eigentlichen Ungarn, sondern auch in den angegliederten Gebieten der Balkanhalbinsel, Friede unter den Volksgruppen herrschte.

Umso heftigere Fehden, blutigere Kämpfe spielten sich im Norden im deutsch-polnischen Grenzsaum ab. Weiter im Süden weist das deutsch-tschechische, sowie das tschechisch-polnische „Zusammenleben“ gleichfalls die Züge des Hasses und des Kampfes auf. In all diesen Beziehungen leitete Waffenlärm, das Versengen von Dörfern, Städten und Kirchen und die Ausrottung ganzer Stämme das Minderheitenleben ein. Und als sich nach der Niederwerfung der zwischen den Deutschen und Polen wohnenden slawischen Stämme eine unmittelbare, deutsch-polnische Grenzlinie herausbildete, nahm der Minderheitenkampf solche gewalttätige Formen an, wie sie kaum die heutigen Unterdrückungsarten erreichen können. Unter Wladislaw Lokietek wurde von den Krakauer deutschen Bürgern das Aussprechen schwieriger polnischer Wörter verlangt, und wer dies nicht konnte, niedergestochen. Der tschechische Chronist berichtet mit Seelenfreude über das Abschneiden deutscher Nasen. Gegen das Vordringen der Deutschen schufen die Polen bereits im 13. Jahrhundert Sprachgesetze und machten die Besetzung von Lehrstellen und geistlichen Würden von der Kenntnis der polnischen Sprache abhängig, das deutsche, tschechische und polnische Schrifttum äußerte sich bereits vom 12. Jahrhundert an mit gegenseitiger Verachtung und Abneigung über das Nachbarvolk.¹²⁾

Diese Verhältnisse müssen der mittelalterlichen *pax hungarica* gegenübergestellt werden, damit die mitteleuropäische Bedeutung der ungarischen Herrschaft endlich klar herausgestellt werden kann. Die flüchtig aneinandergereihten Linien können leicht im Wesenhaften miteinander verbunden werden und das Bild, das durch unsere Arbeitsweise erreichbar ist, kann einerseits mit unzählbaren Einzelangaben ergänzt und andererseits gegenüber der Neuzeit abgegrenzt werden, als die vom mittelalterlichen *Madjarentum* geschaffenen „Minderheitenreservationen“ nacheinander versagten.

¹²⁾ Erich Maschke, Das Erwachen des Nationalbewußtseins im deutsch-slavischem Grenzsaum, 1933. — Die bei Cosmas Pragensis so früh zutage tretende nationale Gehässigkeit lebte weiter, ihre Wortsprecher für das 15. Jahrhundert sind u. a. die Werke des Polen Dlugosz und die historischen Gedichte des Deutschen Michael Behaim.

Die große Veränderung vollzieht sich seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts. Sie wurde nicht durch den Herrschafts- oder Unterdrückungswillen des Madjarentums verursacht, sondern durch die alle Länder des damaligen Mitteleuropa erfassende, neue gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung, die den Einzelmenschen nicht in kleinen Gruppen und Sonderrechtsstellungen beließ, sondern zu einer Masse verschmolz. Diese gesellschaftliche Gestaltung am Anfang der Neuzeit, die volklichen Veränderungen, die in den von Türken besetzten ungarischen Landesteilen vor sich gingen und die politischen Veränderungen des 18. und 19. Jahrhunderts, weisen völlig andersgeartete Minderheitenverhältnisse auf. Ihnen gegenüber und in Hinsicht auf die neuesten Zustände, mit ihrer weitestgehend verschlechterten Lage, können wir das ungarische Mittelalter getrost die „goldene Zeit der Minderheiten“ nennen.

Das Volkstum der untersteirischen Städte und Märkte.

Ein geschichtlicher Beitrag zu einer Streitfrage.

Von Hans Pirchegger.

Bei den Pariser Friedensverhandlungen (1919) verlangten die Slowenen die ganze Untersteiermark von der Mur bis zur Save für Jugoslawien, denn sie sei ihr geschlossener Volksboden. Die österreichischen Vertreter wendeten ein, daß alle Städte und die Mehrzahl der Märkte, und zwar alle bedeutenden, deutschen Charakter trügen, deutsche Gemeindevertretungen hätten und zu Deutsch-Österreich wollten. Weil die Franzosen stets erklärt hatten, die Stadt entscheide für den Umgebungsbezirk, so lag hierin für die slowenischen Ansprüche eine gewisse Gefahr. Ihre Vertreter behaupteten deswegen, die Städte und Märkte seien nur von wenigen eingewanderten Deutsch-Österreichern und von einer Masse germanisierter Slowenen bewohnt. Diese Germanisierung sei zumeist nach 1870 durch den Deutschen Schulverein und die Südmarch erfolgt, der äußerliche deutsche Charakter sei naturgemäß eine Begleiterscheinung des deutschen Systems in Österreich.

Die Slowenen siegten, die Untersteiermark wurde ohne Abstimmung dem neuen Jugoslawien zugesprochen. Die Slowenen wurden eben hier entschädigt, weil sie zuviel Volksboden an Italien hatten abgeben müssen (Görz, Westrain).

Treffen die Behauptungen der Slowenen zu? Die eine wenigstens zum Teile: der Charakter des Staates war bis 1866, zum Teile sogar noch bis 1879 deutsch, der Staat hielt, so gut es noch möglich war, die Traditionen

Maria Theresias und Kaiser Josefs II. aufrecht, die Beamtenschaft war deutsch oder deutsch eingestellt, ebenso die Schule, die auch den slowenischen Kindern die deutsche Sprache beibrachte. Dagegen war die slowenische Geistlichkeit bewußt volksmäßig eingestellt, ihr war der zentralistisch regierte und verwaltete Staat und das liberal eingestellte Bürgertum der naturgemäße Gegner in weltanschaulicher, politischer und nationaler Hinsicht. Aus dem gleichen Grunde stellte sich das Bürgertum der untersteirischen Städte und Märkte gegen die Geistlichkeit, denn es gab nach 1879 im Unterlande kaum einen deutschen Seelsorger mehr. Es kam dabei nicht so sehr darauf an, ob er ein Bürger deutscher Herkunft war oder ob er von slowenischen Bauern abstammte, er fühlte sich in der deutschen Stadt, im deutschen Markte als ein Angehöriger der deutschen Kultur und als ein Liberaler. In den kleinen Bauernmärkten freilich, in denen Handel und Gewerbe nur eine geringe Rolle spielten, und die Bewohner eigentlich Bauern waren, lag die Sache wesentlich anders. Sie verstanden deutsch, soweit es die Schule und der Heeresdienst ihnen beigebracht hatte, aber sie sprachen im Hause slowenisch und fühlten sich als Slowenen.

Wann wurden nun die untersteirischen Städte und Märkte germanisiert? Wirklich erst durch den Deutschen Schulverein, der 1880 gegründet wurde?

Im steirischen Landtage fand 1868 eine nationale Aussprache statt. Der Vertreter des Landbezirkes Marburg Dr. Bosnjak erklärte u. a.: „Wir haben uns nie angemacht, uns als Vertreter der Städte und Märkte des Unterlandes zu gerieren. Wir wissen, daß sie anderer Ansicht sind, abgerechnet Sachsenfeld, Praxberg, Fraßlau, Oberburg, Laufen, Wöllan und Polstrau; auch in anderen haben wir genug Anhang, das zeigen die nationalen Vereine, welche sehr gut bestehen.“ — Der Vertreter des Landbezirkes Pettau, Michael Hermann, sagte es geradezu heraus: „Die Städte und Märkte sind meist entnationalisiert, ihre Bewohner haben meist keine andere Bildung, als welche die „Tagespost“ gewährt.“¹⁾

Von den sieben Städten und 33 Marktflecken des Unterlandes besaßen also damals, 1868, nur sieben slowenisch-bewußte Gemeindevertretungen. Später wurden ihrer mehr, ein Bauernmarkt nach dem andern verlor seine deutsche oder deutschgesinnte Gemeindevertretung, denn die slowenischen Führer nützten ihre wirtschaftlichen Organisationen auch nationalpolitisch sehr geschickt aus. Vor dem Weltkriege besaßen nur mehr die acht Städte: Marburg, Friedau, Pettau, Cilli, Rann, Windisch-Feistritz, Windisch-Graz und Schönstein sowie die 11 bedeutenderen Märkte: Ober-Radersburg, Luttenberg, St. Leonhard in den Windischen Büchern, St. Loren-

¹⁾ Landtagsprotokolle (gedruckt).

zen am Bacher, Mahrenberg, Hohenmauten, Weitenstein, Hohenegg, Gombitz, Tüffer und Rohitsch deutsche Gemeindevertretungen. Mehr oder weniger stark deutsche Minderheiten gab es allerdings noch in sehr vielen anderen Orten.²⁾

Ueber die nationalen Verhältnisse in der älteren Zeit, vor 1848, sind wir nicht direkt unterrichtet. Der Staat hatte kein Interesse, die vielen Völkerschaften statistisch aufzunehmen, und diese fühlten sich nicht veranlaßt, einen nationalen Kataster zu verfassen. Für die Untersteiermark war selbstverständlich, daß der Vertreter auch des kleinsten Marktes den Amtsverkehr in deutscher Sprache durchführte. Ueber sein Volkstum können wir meistens nur aus dem Familiennamen und — bei Eingewanderten — aus der Heimat Schlüsse ziehen. Nur in einzelnen Fällen mußte sich die Regierung um das Volkstum kümmern, das war in der Zeit, als der Staat auch in das kirchliche Leben eingriff, schon unter Maria Theresia und namentlich unter Josef II. Da gewähren die Akten mitunter ganz interessante Aufschlüsse. So hat bei einer großen Visitation, die 1766 im Unterlande stattfand, der Pfarrer von Rohitsch, ihm einen Supernummerar zu bewilligen, der auch der deutschen Sprache mächtig sei.³⁾ Nun war Rohitsch immer ein kleiner Markt, dicht an der kroatischen Grenze gelegen, und nur als Grenzort von einiger Bedeutung. Gleichwohl gab es hier bereits 1766 — also hundert Jahre vor der oben erwähnten Landtagsdebatte — ein deutsches Bürgertum, das deutschen Gottesdienst verlangte. Man darf aus diesem Grenzfall wohl auf die Verhältnisse in den andern Markttorten schließen.

Die Pfarrenregulierung, die der Staat seit 1783 durchführte, trennte meistens Stadt und Land, beide erhielten, wo es nur anging, eine selbständige Pfarre, wenn eine solche nicht schon vorher bestanden hatte.⁴⁾ Dofstern übernahm das Minoritenkloster oder Franziskanerkloster, das sich in der Stadt befand, die eine oder die andere Seelsorge. Einige wurden deshalb auch von der Klosteraufhebung verschont. In Marburg behielt die Bürgerschaft die Stadtpfarrkirche, für die Umgebungsgemeinden wurde eine „windische Vorstadtpfarre“ der Franziskaner errichtet. In Pettau geschah es ebenso, nur wurden hier Minoriten angestellt. Umgekehrt war es in Cilli; die Minoritenkirche wurde die „deutsche“ Kirche. Im kleinen

²⁾ G. Werner, Sprache und Volkstum in der Untersteiermark (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von F. Mez, 31. Bd., 3. Heft. 1935). — D. Kraft, Das untersteirische Drauland (Veröffentl. d. Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten. Herausgegeben von R. U. v. Müller und M. Heunwiefer. 10. Bd. 1935).

³⁾ Visitationsprotokoll, Handschrift 1093 im Grazer Landesarchiv (Abschrift).

⁴⁾ Das Folgende aus den Pfarr-Regulierungsakten des Grazer Landesregierungs- und des Diözesanarchivs.

Friedau sollte der Frühgottesdienst slowenisch, der Spätgottesdienst deutsch sein; die Bürgerschaft hat jedoch, das Franziskanerkloster nicht aufzuheben und hier eine deutsche Schule unterzubringen. Der Pfarrer war jedoch dagegen.

Noch besser wird die Lage in Windisch-Graz gezeichnet: Der Dechant von Altenmarkt wünschte, daß in der Stadt die Stelle eines Frühmessers belassen werden solle, weil er für die Dienstboten in der Frühe den Gottesdienst in windischer Sprache halten müsse, wie bisher. Der Kreishauptmann bemerkte dazu, nach der Andachtsordnung werde auch deutscher Gottesdienst gehalten werden, so wie bisher, daher müsse der Pfarrer neben dem jetzigen Kaplan noch einen besonderen für den deutschen Gottesdienst erhalten.

Ganz vereinzelt steht eine Eingabe der Bürger von Windisch-Feistritz an den Kaiser da (1786): „Weil unsere Pfarre windisch ist und die Kirche außerhalb der Stadt steht, so gründete die Bürgerschaft bereits 1629 ein Minoritenkloster, um in der Stadt eine Kirche und deutschen Gottesdienst zu haben. Nun ist das Kloster aufgehoben worden und daher bittet die ganze Stadtgemeinde um den deutschen Gottesdienst. Da wir aber noch immer ohne diesen unseren einzigen Seelentrost leben müssen, auch deswegen die deutschen Handwerksgesellen Ort und Arbeit verlassen wollen zu unserem ohnehin durch so viele Brünste ganz verarmten Bürger größtem Nachtheile, so gelangt an Eure Majestät unser fußfälliges Bitten, uns mit den hierorts unumgänglich nötigen Seelsorgern in der aufgehobenen Klosterkirche allermildreichst zu begnadigen.“

In einer Beilage stellte Kaplan Rudolf Herzog folgendes Verzeichnis zusammen: Deutsche, die zwar der windischen Sprache soviel kundig, was der tägliche Gebrauch fordert, das Wort Gottes aber in eben dieser Sprache mit einem Seelennutzen anzuhören oder eine Beichte abzulegen nicht vermögend sind, 436. Der windischen Sprache gar nicht kundig 96. Windische, die auch etwas deutsch verstehen, 210.

Der Görzer Ordinarius lehnte das Gesuch ab, weil die Andachtsordnung ohnehin auch den deutschen Gottesdienst verfüge. Der Kreishauptmann war aber dafür, weil der Pfarrer zu wenige Geistliche habe, die Landschulen beaufsichtigen müsse und Direktor der Stadtschule sei; ferner diene der deutsche Gottesdienst zur Verbreitung der deutschen Sprache.

Man sieht, die Bürger des kleinen Städtchens fühlten sich bereits zu Beginn der Regierung Josefs II. — der doch als der eigentliche Germanisator von den Slawen hingestellt wird — als Deutsche, mag auch der eine oder der andere von ihnen einen slowenischen Namen tragen. Jedenfalls waren die 210 Windischen Vorstädter und Dienstboten. Der Bürger gehörte der gehobenen Kulturschichte an und wollte vom Bauer unterschieden sein.

Diese Einstellung ist gewiß nicht erst damals entstanden, sie war da, als der erste Markt, als die erste Stadt im Unterlande geschaffen wurde.

Aus dem Majestätsgesuche der Windisch-Feistriker ist noch ein Punkt hervorzuheben: die Bürger fürchteten die Abwanderung der deutschen Handwerktsgesellen, wenn diese auf den Gottesdienst in deutscher Sprache verzichten müßten. Dazu gibt es ein interessantes Gegenbeispiel. Im Jahre 1600 wanderten aus Radkersburg etwa 40 Hessen, Bogtländer und Sachsen aus, weil ihnen die Gegenreformation den evangelischen Gottesdienst genommen hatte. Beides bezeugt, wie stark die Beziehungen anderer deutscher Reichsteile zum steirischen Unterland gewesen sind. Diese wandernden Handwerker hielten zu einem guten Teile den deutschen Charakter der Städte und Märkte aufrecht. Als die Wanderungen durch eine ganz veränderte Wirtschaftseinstellung aufhörten, wurde damit das Deutschtum in der Diaspora schwer getroffen.

Zur Geschichte des deutschen Landesausbaus im Mittelalter.

Von Konrad Schünemann.

Die bäuerliche Landnahme unseres Volkes im Neuland des Ostens sollte einen meist noch jungfräulichen Boden wirtschaftlich erschließen. Ihre Durchführung zeigt eine um so mannigfaltigere Form, je verschiedenartiger die Kräfte waren, die sich für sie einsetzten. Landesherren von deutscher oder von fremder Volkszugehörigkeit, Grundherrschaften mit geschlossenen Besitzkomplexen oder mit weit verstreutem Splitterbesitz, Kleinbesitzer von einzelnen Dörfern oder Dorfteilen, Städte und Kaufmannsverbände, die Getreide auf den Markt bringen wollten, Bergbauverbände, die in menschenleeren Gebieten nicht arbeiten konnten, das Heer der großen und kleinen Unternehmer, die aus der Organisierung des Landesausbaues gleichsam einen Lebensberuf gemacht hatten und nach immer neuer Betätigung suchten. Und nicht zuletzt auch der zahlreiche Kolonistennachwuchs selbst, der aus den älteren Siedlungen, die ihm keinen Raum mehr boten, in neues Siedlungsland hinausstrebte. Landschaftliche Verschiedenheiten — denn das Neuland konnte in den Wäldern der Ebene, im Bergwald, im Sumpfland oder auch im unvollkommen ausgenutzten oder wüst gewordenen slawischen Ackerland gesucht werden —, staatliche und besitzgeschichtliche Voraussetzungen — denn die großräumige landesherrliche Planung zeigte ein ganz anderes Gesicht als die Einzelaktionen der kleinen Herren und das bäuerliche Umsichgreifen aus eigenem Antrieb —, die mannigfachen Unterschiede in der Beschaffungsmöglichkeit und Zusammensetzung der Kolonisten — denn Altdeutschland war über weite und weiteste Strecken hinweg ebensogut beteiligt wie die

älteren Dörfer des Kolonistenlandes und hier und da auch das eingeborene nichtdeutsche Menschenmaterial —, die veränderten Zeitumstände — denn die ersten Vorläufer der Bewegung setzten im 11. Jahrhundert ein und ihre Ausklänge waren am Ende des Mittelalters noch nicht vorbei —: Alles das hat ein überaus buntes Gesamtbild des Ansiedlungswerkes geschaffen, und es fällt manchmal vielleicht schwer, vor der Fülle der Einzelercheinungen die Zusammengehörigkeit des Ganzen nicht zu übersehen. Die Organisationsformen, die der Landesausbau im Verlauf seiner Durchführung entwickelt, dehnen sich meist nicht über sein gesamtes Gebiet aus. Sie bilden sich an verschiedenen Ausgangspunkten, treten miteinander in Wettkampf um Raumgewinn, können sich aber keine ganz festen Provinzen erobern, weil sie sich gegenseitig überlagern. Es wird aber immer notwendig sein, auch bei Untersuchungen über die einzelnen Provinzen das ganze Kolonisationsgebiet im Blickfeld zu behalten, weil sonst die wichtigsten Erkenntnismöglichkeiten für das Einzelgebiet allzuleicht verbaut werden.

Die Frage nach Existenz, Herkunft und Bedeutung der Lokatoren und die widersprechenden Antworten, die gegeben worden sind, zeigen, wie gefährlich es sein kann, Ergebnisse, die auf lokal begrenztem Raum anscheinend gewonnen worden sind, ohne weiteres zu verallgemeinern. Jegorow hat auf Grund seiner Untersuchungen über das westliche Mecklenburg geglaubt, den Lokator, „die Lieblingsfigur aller Kolonisationshistoriker“, aus der Kolonisationsgeschichte hinauswerfen zu können, denn es sei „wirklich nicht leicht, im Laufe des ganzen 18. Jahrhunderts den „Lokator“ aufzufinden.“¹⁾ Dieser Hinauswurf, der nicht einmal für seinen mecklenburgischen Ansatzpunkt geglückt ist, ist in seiner Verallgemeinerung einfach lächerlich. Aber es steckt immerhin in der Polemik gegen die verbreitete Anschauung vom Lokator als einem kleinen Unternehmer von durchweg bäuerlicher Herkunft ein richtiger Kern. Die mannigfache Verschiedenheit der Voraussetzungen hat auf diesem Betätigungsgebiet Elemente von ganz verschiedener sozialer Herkunft zusammengeführt, und es gibt auch wirklich Gebiete, in denen der Landesausbau ohne spürbare Mitwirkung eines berufsmäßigen Lokatorenstandes durchgeführt worden ist. Die einzige zusammenfassende Darstellung des Lokatorentums, die in der Materialzusammenstellung recht fleißige Dissertation von Paul Richard Köhsche²⁾, wird der ihr gestellten Aufgabe durch die ganz unverständliche Beschränkung auf den reichsdeutschen Osten durchaus nicht gerecht, da sie auf die Berücksichtigung der Verhältnisse in den Sudeten-, Karpathen- und Alpenländern von vornherein verzichtet.

¹⁾ Rif. Jegorow, Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert. Deutsche Ausgabe, Breslau 1930, Bd. II, S. 444 f.

²⁾ Paul Richard Köhsche, Das Unternehmertum in der ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters. Baugen 1894.

Der Lokator ist schon im 1. Abschnitt des Kolonisationswerkes im 12. Jahrhundert vorhanden. Die Vorgeschichte seiner Betätigung geht bis in die Zeit des Landesausbaus in Altdeutschland zurück. In der ersten bremischen Holländerurkunde von 1106 begegnet uns eine Art Kolonisten-ausschuß von 6 Personen, die mit dem Erzbischof verhandeln und die Leitung des ganzen Unternehmens in der Hand haben.³⁾ Die zweite Stufe der hamburgisch=bremischen Moorkolonisationen um die Mitte des 12. Jahrhunderts arbeitet bereits mit regelrechten Lokatoren. 1149 wird der Unternehmer Johannes, der sich mit einem zweiten Unternehmer Simon verbunden hat, mit einem Sumpfgebiet im Stedinger Land belehnt, um es zu parzellieren und an holländische Kolonisten weiter zu veräußern. Der Unternehmer zahlt dem Erzbischof einen Kaufpreis; wir finden hier also bereits die mit der später Arrha oder Anleite genannten Zahlung verbundene Form des Lokationsvertrags.⁴⁾ In gleicher Art arbeitet 1158 der Unternehmer Bovo im Viehland, dem ausdrücklich das Richteramt über die Kolonisten zugeschrieben wird,⁵⁾ 1170 Friedrich von Machtenstedt⁶⁾ und 1201 die gemeinsam auftretenden Lokatoren Heinrich und Hermann im Neunlande.⁷⁾ Schon diese Unternehmer sind — soweit sie faßbar sind — nicht von bäuerlicher Herkunft. Friedrich von Machtenstedt ist ein recht kapitalkräftiger Ministeriale des bremischen Erzbischofs. Bei den andern mag es sich um einen Personen- und Familienkreis handeln, der bei der Organisation der ersten Holländeransiedlungen emporgekommen ist.

In dieselbe Zeit, in der die erste bremische Moorkolonisation begann, fällt auch der Anfang der deutschen Kolonisation im Slawenlande. Auch hier läßt sich zunächst eine Vorstufe des Lokatorentums beobachten. Wiprecht von Groitzsch holte in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts aus der Gegend des fränkischen Kolonisationsgebietes, in der seine Mutter ansässig geworden war, Ansiedler für das Waldland an der Elster und ordnete an, daß ein jeder das Dorf, das er zusammen mit seiner famiola urbar gemacht hat, auch mit seinem Namen benennen soll.⁸⁾ Diese famiola wird sich aus Personen gebildet haben, die der zunächst für die Ansiedlung gewonnene Kolonist aus dem Kreis seiner Verwandten und Nachbarn mitgebracht hat. Wie die Namen der Dörfer Wiprechts zeigen, ist man dieser Verordnung weitgehend nachgekommen. Es scheint aber, daß außer deutschen Dorfgründern auch Slawen beteiligt gewesen sind, denn wir finden neben

³⁾ Bremer Urkundenbuch I, S. 28.

⁴⁾ Hamburger Urkundenbuch I, S. 176.

⁵⁾ Ebd., S. 191.

⁶⁾ Ebd., S. 216.

⁷⁾ Ebd., S. 290, vgl. P. R. Köhlsche, S. 3—11.

⁸⁾ MG., SS. XVI, S. 247.

Namen wie Ottendorf und Everhardisdorf auch Sczlausdorf, Belanesdorf, Milanisdorf und Drogisdorf.⁹⁾

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts war auch an der Mittelelbe das Lokatorentum voll ausgebildet. Als 1154 der Bischof von Meißen das Dorf Kühren bei Wurzen für Flamen zur Verfügung stellte, erhielt der Lokator als *incolarum magister*, *quem scultetum appellat*, zwei abgabefreie Hufen und das Erbschulzenamt. Auch hier war von den Kolonisten eine *Arrha* zu zahlen.¹⁰⁾ In ganz der gleichen Weise verfuhr 1159 der Abt von Ballenstedt bei der Besetzung von Naundorf (Nauzedele und Nimiz) bei Dessau mit Flamen. Der Burmeister erhielt das Erbschulzenamt mit 2 Lehnhufen, die Bauern hatten ein Kaufgeld zu zahlen.¹¹⁾ Auch Erzbischof Wichmann von Magdeburg ist im Verlauf seiner Ansiedlertätigkeit zum Lokatorensystem übergegangen.¹²⁾ In Krakau überließ 1158 sein Dompropst Gerhard die Ansiedlung den beiden Lokatoren Bernhard und Simon, die selbst die Kaufsumme zu zahlen hatten.¹³⁾ In Pechau bekam 1159 der Lokator Heribert nicht weniger als 6 Hufen, die ganze Gerichtsbarkeit und ein Drittel der Gerichtsgefälle, in Wusterwitz im gleichen Jahre der Lokator Heinrich 4 Hufen, einen Anteil von 1 Pfund an der bäuerlichen Zinszahlung, die ganze Gerichtsbarkeit und ein Drittel der Gefälle.¹⁴⁾ In Poppendorf bei Magdeburg übernahmen 1164 2 Lokatoren, Werner von Paderborn und Gottfried, die Ansiedlung gemeinsam. Das Erbschulzenamt fiel allein an Werner.¹⁵⁾ Da hier bereits die Lokatoren die *Arrha* zahlen und teilweise mit recht erheblichen laufenden Einnahmen abgefunden werden, ist deutlich, daß es sich um verhältnismäßig finanzkräftige Personen gehandelt haben muß. Das Beispiel des Werner von Paderborn zeigt, daß das städtische Bürgertum unter ihnen vertreten gewesen ist.

Auch östlich der Elbe hat die Ansiedlung von Anfang an mit Lokatoren gearbeitet. Im nordwestlichen Mecklenburg sollen nach dem Zehntvertrag zwischen dem Bischof und dem Grafen von Rakeburg für die Länder Rakeburg, Wittenburg und Gadebusch für jedes Dorf mit weniger als 12 Hufen je 1, mit mehr als 12 Hufen je 2 Hufen für den Lokator „*ad jus, quod*

⁹⁾ Ebd.

¹⁰⁾ Cod. dipl. Saxoniae regiae I 2, S. 171.

¹¹⁾ Cod. dipl. Anhaltinus I, S. 331.

¹²⁾ Vgl. W. Hoppe, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, *Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg* 1908, S. 27.

¹³⁾ Reg. arch. Magd. I, S. 603.

¹⁴⁾ Ebd. I, S. 557 D. v. Heinemann, *Albrecht der Bär*, Darmstadt 1864, S. 469 u. 470.

¹⁵⁾ F. Winter, *Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nördliche Deutschland*. 1865, S. 355.

setenke vocatur“ zur Verfügung gestellt werden.¹⁶⁾ In Brandenburg geht auch in den alten Landesteilen der Stand der Lehnschulzen auf die Lokatoren zurück, deren Namen bis heute in zahlreichen Dorfnamen fortleben.^{16a)}

Es ergibt sich also, daß im 1. Hauptabschnitt der deutschen Ostkolonisation um die Mitte des 12. Jahrhunderts an der Elbe von der Nordsee bis zum Erzgebirge bereits das Lokatorenentum in der Organisation des Landesausbaus tätig gewesen ist. Wie steht es mit dem zweiten Hauptgebiet dieser Frühstufe, mit Siebenbürgen? Man kann sich schwer vorstellen, daß die Anwerbung und Ansiedlung der Siedler 1000 km von ihrem linksrheinischen Heimatland entfernt ohne geschulte Anwerbungs- und Ansiedlungsfachleute durchgeführt worden sein kann. In der Tat spricht alles dafür, daß auch in Siebenbürgen ein ganz bestimmter Lokatorenstand tätig gewesen ist. Von den sächsischen Dorfnamen ist rund ein Drittel — an Zahl über 100 — mit Personennamen zusammengesetzt.¹⁷⁾ Von diesen kommt allerdings ein Teil als Namen der Kirchenheiligen, ein anderer als Besitzernamen in Fortfall. Aber der Hauptteil mit Namen wie Bonnesdorf (Boneti villa), Högelsdorf (villa Echelini), Reichsdorf (villa Rihuini), Neppendorf (villa Epponis), Hammersdorf (Humberti villa) kann getrost den Lokatoren in Rechnung gestellt werden. Wie im nordostdeutschen Kolonialgebiet haben die siebenbürgischen Lokatoren außer einem das Normalmaß übersteigenden Landanteil das Richteramt, bevorzugte Regalnutzung — vor allem das Wasserregal in seiner Anwendung auf Mühlen und Fischteiche — und Erbllichkeit ihres Amtes erhalten. Sie werden in lateinischer Sprache als *comites*, in deutscher als Gräfen und Erbgräfen bezeichnet. Für die niedere Gerichtsbarkeit stand ihnen ein von der Dorfgemeinde gewählter Richter, der *villicus*, deutsch „Hann“ (aus Hunno) zur Seite. Für die Entstehung des Erbgrafentums hat Georg Müller unseres Erachtens mit Recht darauf hingewiesen, daß es sich größtenteils von vornherein um Personen nichtbäuerlicher Herkunft gehandelt haben muß.¹⁸⁾ Wir suchen ihren Kern allerdings nicht so sehr in einem „Ministerialenstand“ der Urheimat — dafür war es um 1150 noch etwas früh —, sondern in vermögenden bürgerlichen oder halb-bürgerlichen Elementen, die aus ihrer linksrheinischen Heimat auf dem Wege über das werdende Städtewesen des ungarischen Binnenlandes in den Südosten gelangt sind und sich dem ungarischen König für die Durchführung

¹⁶⁾ Faksimile-Beigabe zu Jegorow, Kol. Mecklenburgs.

^{16a)} Vgl. Hans Heinrich Scheffler, Beiträge zur Geschichte der Kolonisation der Herrschaft Ruppin. Berliner Diss. 1936.

¹⁷⁾ Friedrich Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Aufl., 1924, S. 10.

¹⁸⁾ Die Gräven des Siebenbürger Sachsenlandes. Festschrift für D. Dr. Friedrich Teutsch, Hermannstadt 1931, S. 103—178.

der Besiedlung Siebenbürgens zur Verfügung gestellt haben.¹⁹⁾ Ihre Unternehmertätigkeit hat ihnen vielfach so reichen Gewinn gebracht, daß sie auf umfangreichen eigenen Besitzungen ihre Ansiedlungstätigkeit fortsetzen und eine dem Adel angenäherte soziale Stellung erreichen konnten.

Sehr viel deutlicher wird uns die Rolle, die das bürgerliche Element in der Landeserschließung gespielt hat, in der folgenden Blütezeit der deutschen Ostkolonisation seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Das ausgiebigste Quellenmaterial steht uns für diese Zeit für den böhmischen Landesausbau zur Verfügung. Kapitalkräftiges Unternehmertum betätigt sich zuerst in der Städtegründung und überträgt seine Tätigkeit von hier aus auf das Land. Das geschieht so regelmäßig, daß der König sich in seinem Erschließungswerk auf die systematische Städtegründung beschränken kann, die er zusammen mit dem Unternehmertum in die Wege leitet. Die Auffiedlung des umliegenden Landes in weitem Umkreis wird in den nächsten Jahren und Jahrzehnten von der Stadt her selbständig durchgeführt. Die Formen, die sich hierbei entwickeln, erinnern häufig an die von Fritz Rörig²⁰⁾ für das 12. Jahrhundert aufgezeigten Verhältnisse im Ostseegebiet. Die Gründung der Prager St. Gallusstadt unter Wenzel I. geschieht durch einen Unternehmerverband, an dessen Spitze der Münzmeister Eberhard steht. Den Unternehmern wurden u. a. die Markt-Baulichkeiten überlassen: „Tum eciam, quo dictus magister monetae nostrae et sui amici constructores ipsius novae civitatis partis maximae extiterunt, ipsis et ibidem civibus habere salas concedimus ad S. Gallum.“²¹⁾ War nur ein Unternehmer vorhanden oder stand eine führende Person an der Spitze eines Unternehmerverbandes, so erhielt selbstverständlich diese das Erbrihteramt, das in fast keiner böhmischen Stadt und in fast keinem Kolonistendorf fehlt. Die finanzielle Mitbeteiligung eines größeren Kreises kommt in den Urkunden nicht immer zum Ausdruck. Durch Zufall erfahren wir gelegentlich, daß da, wo sonst nur mit einem Unternehmer verhandelt wird, ein Kreis von Genossen hinter ihm steht. Der Erbrihter Heinrich Schidlin von Taus übernimmt 1324 vom Grundherrschaft Chotiebor von Herstein das Dorf Milavec zur Locierung von 22 Hufen, von denen er eine für sich behalten soll.²²⁾ Er hat — abgesehen von der Garantierung der künftigen bäuerlichen Zinszahlungen — die recht

¹⁹⁾ R. Schünemann, Die Stellung des Südostens in der Geschichte der mittelalterlichen deutschen Kolonisation. Siebenbürg. Vjrschr. 1934, S. 11.

²⁰⁾ Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte. Breslau 1928.

²¹⁾ J. Emler, Regesta dipl. necnon ep. Bohemiae et Moraviae II, p. 190. Vgl. hierzu und zum Folgenden besonders J. Lippert, Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit, Bd. II, Wien 1898.

²²⁾ Emler III, S. 391.

beträchtliche Arrha von 3 Schoß je Hufe zu zahlen, dazu noch 75 Groschen als Anleihe für das Richteramt. Im nächsten Jahr übernimmt er noch Land für weitere 8 Hufen hinzu, für die gleiche Arrha von zusammen 24 Schoß.²³⁾ Daß er allein für die Finanzierung der Unternehmung nicht kapitalkräftig genug war, ergibt sich aus der Fassung der zweiten Vertragsurkunde: *Heinrico dicto Schikil iudici in Tust et eis qui secum tenent.*

Die Lokatoren in Böhmen stammen gewöhnlich aus bürgerlichen Kreisen. Ihre Unternehmungen nehmen manchmal recht ansehnliche Ausmaße an. So läßt Ottokar II. die Gründung der Stadt Polička und die Besiedlung ihrer Umgebung in folgender Weise durchführen:²⁴⁾ Konrad von Löwendorf, der sich bereits erfolgreich als Lokator betätigt hat, übernimmt die Anlage und Besetzung der Stadt und der dazugehörigen Dörfer im Gesamtumfang von 800 Hufen, von denen einige schon vor der Stadtgründung besetzt worden waren. Er erhält das Erbrichteramt in der Stadt Polička und die Vogtei aller Dörfer seines Siedlungsbezirks mit einem Drittel der Gefälle. Unter ihm stehen die Erbrichter der Dörfer, denen die niedere Gerichtsbarkeit überlassen bleibt. Konrad erhält ferner 2 zinsfreie Hufen, in der Stadt selbst 2 Fleischbänke und 2 Brotbänke, in Löwendorf einen Krug, außerdem 4 Mühlgräben zur Mühlenanlage und die zehnte Hufe im ganzen Distrikt. Daß Konrad das Lokatorentum berufsmäßig betreibt, wird hier ausdrücklich bezeugt: *quem in talibus audivimus esse virum idoneum et expertum.* Die Unternehmung setzt eine beträchtliche Kapitalkraft voraus. Konrad arbeitet als Zentralunternehmer, der kleinere Kollegen als Erbrichter in den Dörfern einsetzt. Der Spekulationscharakter der Unternehmung wird noch dadurch betont, daß in der Urkunde wiederholt mit der Möglichkeit gerechnet wird, daß Konrad seine Rechte an Dritte weiterverkauft.

Im weiten Umkreis der meisten böhmischen Städte treten bürgerliche Lokatoren als Dorfgründer auf.²⁵⁾ Es scheint, daß die Bedürfnisse des städtischen Getreidehandels auch hier dazu beigetragen haben, diese Unternehmungen zu fördern. Die Initiative zum Weitertragen des Landesausbaus geht deutlich von den Stadtbürgern aus, die sich an benachbarte weltliche und geistliche Grundherrschaften wenden und Lokationsverträge mit ihnen abschließen. Die Besetzung der Neustadt Leitmeritz auf dem Stephansberg und die Parzellierung des ihr zugewiesenen Landgebiets geschieht durch drei Männer: der Richter Liutold, Johannes von Meißen und Heinrich König.²⁶⁾ Unternehmer und Erbrichter der Stadtgründung von Lobositz ist 1248 der Leitmeritzer Bürger Hartwig, der die Vermessung übernimmt und

²³⁾ Emler III, S. 450.

²⁴⁾ Emler II, S. 191 ff.

²⁵⁾ Vgl. Lippert II, passim.

²⁶⁾ Emler IV, S. 813.

dem Grundherrn die bürgerliche Zinszahlung garantiert.²⁷⁾ Der Leitmeritzer Bürger Johann übernimmt 1249 für 100 Mark das Dorf Gebliž, das er größtenteils für Leitmeritzer Bürger parzelliert.²⁸⁾ Andere Leitmeritzer Bürger erscheinen noch unter Ottokar II. als Erbrichter von Budin, Dt. Kopist, Konojed u. a.²⁹⁾ Der als Unternehmer bei Anlage der Neustadt mitwirkende Heinrich König übernimmt auch das Dorf Alt-Thein vom Leitmeritzer Propst zur Anlage eines Kolonistendorfes.³⁰⁾ Die Besetzung der zu Lissa gehörigen Dörfer der Königin übernimmt 1291 der Großunternehmer Rudlin.³¹⁾ Er zahlt nach Ablauf der 2 Freijahre von jeder Hufe jährlich 3 Ferto an die Kammer und erhält dafür die Vogtei seiner Dörfer mit einem Drittel der Gefälle, 3 Hufen und einem Krug. Für jede Kolonistenstelle erhält die Kammer eine Urtha von 1 Mark Silber. — Für ihr Ansiedlungsgebiet im Lipanskiwald in derselben Gegend zahlen 1341 die Brüder Koczaner, Meinlin und Richter Wenzel von Prag dem König eine Anleihe von 4 Schock je Hufe und nach 8 Freijahren je 48 Groschen Jahreszins. Dafür übernehmen die Brüder grundherrliche Rechte und die höhere Gerichtsbarkeit. Das Erbrichteramt geben sie weiter.³²⁾ Das Dorf Brbčany wird 1328 durch einen Lokator aus der Stadt Kouřim besetzt³³⁾, Konov durch den Richter von Podol,³⁴⁾ Knöschitz durch den Richter von Saaz.³⁵⁾ Der Bürger Arvo von Raaden übernahm vor 1261 die Ansiedlung des dortigen Bannforstes.³⁶⁾ Die Benennung seiner Dörfer als Nikolausdorf, Wernhardsdorf, Brumardsdorf deutet darauf hin, daß auch er als Großunternehmer kleinere Lokatoren beschäftigt hat. Die Beispiele für die bürgerliche Lokatorentätigkeit in Böhmen lassen sich nach Belieben vermehren. Der Spekulationscharakter der Unternehmungen wird durch den raschen Besitzwechsel der Erbrichterämter unterstrichen.

Ueber den Norden des ostdeutschen Kolonialgebietes können wir uns kurz fassen, da hier P. R. K ö h l s c h e genügend Material zusammengestellt hat. Auch hier spielen nichtbäuerliche Elemente unter den Lokatoren eine bedeutende Rolle. Sowohl bürgerliche, wie besonders ritterliche Unternehmer sind zahlreich vertreten. Auf die Existenz eines berufsmäßigen Unternehmers läßt sich aus den Feststellungen W i t t e s schließen, die bei der Unter-

²⁷⁾ Erben-Emler, I, S. 562.

²⁸⁾ Emler IV, S. 810.

²⁹⁾ Vgl. Lippert II, S. 182 f.

³⁰⁾ Ebd.

³¹⁾ Emler II, S. 661.

³²⁾ Emler IV, S. 414.

³³⁾ Emler III, S. 551.

³⁴⁾ Emler IV, S. 823.

³⁵⁾ Lippert II, S. 213.

³⁶⁾ Emler II, S. 128.

suchung der angeblichen „Magnatenlokatoren“ Jegorows gemacht werden konnten.³⁷⁾ Weit ausgebreiteter Streubesitz lokatorischer Herkunft ist mehrfach in einer Hand vereinigt. So hat beispielsweise der Lokator Wartus wenigstens 4 verschiedene Dörfer besetzt. Bürgerliche Lokatorentätigkeit findet sich besonders in der Nähe der Städte, aber auch in größerer Entfernung. Wie wir es schon in Böhmen beobachten konnten, differenziert sich das Lokatorentum auch im Norden recht erheblich. Es gibt Lokatoren, die durch ihre Betätigung grundherrliche Rechte erwerben. Andererseits gibt es weltliche und geistliche Grundherrschaften, die die Besiedlung ihres Gebietes ohne das Zwischenglied des Lokators selbständig durchzuführen vermochten.

Die Scheidung in Großunternehmer und kleine Lokatoren wird besonders deutlich im preußischen Ordensland. So übernehmen 1275 die Unternehmer Simon Gallicus, der anscheinend der kapitalkräftigen Breslauer Wallonensiedlung entstammt, und der Wartenberger Kastellan Albert nicht weniger als 1000 Hufen des Breslauer Bischofs im Kulmer Land zur Lokation gegen die Zahlung von $\frac{1}{2}$ ferta je Hufe, die auf die Hälfte des Gebietes beschränkt wird und überdies erst nach 15 Freijahren einsetzen soll, und gegen militärische Verpflichtungen.³⁸⁾ Diese militärische Verpflichtung der Großunternehmer ist auch sonst für Preußen charakteristisch. Daß die Unternehmer dieser Art ihrerseits mit kleineren Lokatoren arbeiteten, zeigen auch hier vielfach die Namen der nach diesen benannten Dörfern. Einen urkundlichen Beleg gibt es u. a. für das Dorf Bierzighuben, das 1319 der vom Bischof von Ermland bestellte Großunternehmer an den Lokator Johann von Reichenau als Erbschulzen weitergab.³⁹⁾

Auf Pommerellen müssen wir etwas näher eingehen, da hier P. R. K ö h l s c h e von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß die deutsche Kolonisation erst mit der Ordensherrschaft im Jahre 1308 beginnt.⁴⁰⁾ In Wahrheit hat sie bereits in der Zeit der pommerellischen Herzöge in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ihre Blütezeit erreicht. Auch in Pommerellen sind neben ritterlichen Lokatoren bürgerliche Elemente für den Landesausbau tätig gewesen. Für das Interesse des deutschen Stadtbürgertums am umliegenden Lande gibt es wie überall, auch hier viele alte Beispiele. Vom Umsichgreifen der Danziger Bürger zeugt der Mühlenbesitz des Danziger Schultheißen Arnold und seines Schwiegersohns Apollonius in Langfuhr (vor 1263)⁴¹⁾ und sein Landbesitz in Scrobotow und Witomin

³⁷⁾ Jegorow-Witte III, S. 78 ff.; 150 ff.; 184.

³⁸⁾ Cod. dipl. Prussiae I, S. 167.

³⁹⁾ Cod. dipl. Warmiae I, S. 326.

⁴⁰⁾ Unternehmertum S. 48 ff.

⁴¹⁾ Pommerellisches Urkundenbuch, S. 169.

bei Neustadt (vor 1283⁴²⁾) Die Danziger Bürger Janussius und Marquard besitzen 1303 das Dorf Zerrin bei Bütow.⁴³⁾ Der Dirschauer Bürger Christian, Schwiegersohn des Schultheißen Johannes Wittenborg, erwirbt bis 1273 das ganze Dorf Grebin im Danziger Werder mit dem Gericht.⁴⁴⁾ Der Kösliner Ratsherr Johannes Schünemann ist 1286 anscheinend an der Gegend von Bulgrin interessiert.⁴⁵⁾ Drei Kolberger Bürger erwerben 1302 das Dorf Rossentin.⁴⁶⁾

Der Ritter Nikolaus von Wildenberg, Sohn des Kastellans Michael von Dirschau, hat 1287 vom Bischof von Ploß für das Erbschulzenamt und ein Drittel der Gerichtsgefälle die Anwerbung und Ansiedlung der Ansiedler von Gerdin, oberhalb von Dirschau am linken Weichselufer, übernommen. Er erhält für die Ausstattung der Stadt 60 Hufen zugewiesen, von denen er selbst als Lokator 6 Freihufen erhält!⁴⁷⁾ Besitz des Nikolaus ist außerdem u. a. in dem etwas weiter südwestlich gelegenen Subkau nachweisbar.⁴⁸⁾ — Konrad von Reden übernimmt 1297 vom Deutschen Orden die Besetzung der Stadt Mewe gegen das Schulzenamt und ein Drittel der Gerichtsgefälle, die 10. Hufe und ein Drittel der Einkünfte aus den Marktbänken der Tuchmacher und Fleischer, sowie ursprünglich auch die Badstube, die der Orden ihm abkauft.⁴⁹⁾ Heinrich, der Sohn des „alten Schultheißen von Mewe“, übernimmt 1301 zusammen mit Johann von Lychnow die Besetzung der bischöflich kujawischen Dörfer Subkau und Swaroschin bei Dirschau. Sie zahlen dafür 92 Mark Silber und erhalten 4 Freihufen, den Krug gegen die Jahreszahlung von 1 Mark und die hohe und niedere Gerichtsbarkeit mit ein Drittel der Gefälle. Die Bauern haben jährlich bestimmte Getreidemengen in die bischöflichen Schüttböden zu liefern und außerdem 10 Scot je Hufe jährlich zu zahlen. Der Bischof behält ein eigenes kleines Restgut für sich zurück.⁵⁰⁾ In diesem Falle zeigt sich besonders deutlich, daß die Lokatoren, die diese weitgehenden bischöflichen Forderungen zu erfüllen bereit waren, über eine recht beträchtliche Kapitalkraft verfügen mußten. Die ganze Gründung ist überhaupt nur unter der Voraussetzung einer recht beträchtlichen bäuerlichen Marktproduktion verständlich.

Schlesien und Polen gehören in der Art, wie hier der Landesausbau durchgeführt wurde, eng mit Böhmen und dem deutschen Nordosten zu-

⁴²⁾ Ebd., S. 331.

⁴³⁾ Ebd., S. 545.

⁴⁴⁾ Ebd., S. 209.

⁴⁵⁾ Ebd., S. 370; vgl. S. 366.

⁴⁶⁾ Ebd., S. 536 f.

⁴⁷⁾ Ebd., S. 382 f. und 389.

⁴⁸⁾ Ebd., S. 466 f.

⁴⁹⁾ Ebd., S. 495 f.

⁵⁰⁾ Ebd., S. 528 f.

sammen. Fast alle neuen Anlagen sind durch Lokatoren oder Lokatorenverbände durchgeführt worden.⁵¹⁾ Die Unternehmer sind meist von ritterlicher oder bürgerlicher Herkunft. Bisweilen nehmen sie auch eine Zwischenstellung zwischen beiden Bevölkerungsgruppen ein, wie jener Ritter Albert Lyka, der nach dem Heinrichauer Gründungsbuch väterlicherseits deutscher Herkunft war, mütterlicherseits aus der Breslauer Wallonensiedlung stammte und außerdem in den polnischen und deutschen Landesadel eingehiratet hatte.⁵²⁾ Unternehmerverbände finden wir besonders bei den größeren Anlagen: Für das Siedlungswerk von Ziegenhals verbindet sich Witigo mit Sifrid⁵³⁾; für die Gründung von Brieg hatten sich ursprünglich wenigstens drei Unternehmer zusammengetan;⁵⁴⁾ Wielicka hatte 2,⁵⁵⁾ Bochnia 4 Lokatoren,⁵⁶⁾ von denen — ähnlich wie bei den 8 Unternehmern in Prenzlau⁵⁷⁾ — nur einer die Vogtei übernehmen sollte. Auch hier finden wir eine — in späterer Zeit recht erhebliche — Arrha, auch hier die Ausstattung der Lokatoren mit dem Zinsertrag der 10.—5. Hufe oder des 10.—5. Stadtgrundstücks, mit Vogtei und Erbschulzenamt, mit Krug und Mühle und mit einem Teil, mitunter mit sämtlichen Marktbaulichkeiten. Für die Differenzierung in Zentral- und Afterlokatoren, für die Berufsmäßigkeit und den Spekulationscharakter des Lokatorentums, für den raschen Weiterverkauf der Lokatorenrechte, für die starke Beteiligung kapitalkräftigen Bürgertums, besonders von Krakau aus, für das Hineinspielen wehrpolitischer Gesichtspunkte gibt es auch hier zahlreiche Belege.

Bilden die bisher berührten Länder gewissermaßen eine Kolonisationsgeschichtliche Einheit, deren Zusammengehörigkeit auch in der Forschung mehrfach berücksichtigt worden ist, so fällt sonderbarerweise der Landesausbau in den Alpenländern in den wenigen zusammenhängenden Darstellungen fast ganz unter den Tisch. Das vor 15 Jahren recht verdienstliche, wenngleich heute auch als Ueberblick unbefriedigende Büchlein von

⁵¹⁾ Vgl. P. R. Köhsche, Unternehmertum, S. 37—47; Josef Pfitzner, Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes, Reichenberg i. Böh. 1926, S. 394 ff.

⁵²⁾ Liber fundationis claustris S. Mariae v. in Heinrichow, hsg. v. Stenzel, Breslau 1854, S. 23.

⁵³⁾ Reg. z. schles. Geschichte, Nr. 1168.

⁵⁴⁾ Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung z. G. d. Urspr. d. Städte und d. Einf. und Verbr. der Rechte in Schlesien und der Oberlausitz, 1832, S. 318.

⁵⁵⁾ Cod. dipl. Poloniae minoris II Nr. 515.

⁵⁶⁾ Ebenda, vom Jahre 1253. Ueber die Stellung der Lokatoren in Galizien vgl. im allgemeinen R. Fr. Raindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, Gotha 1907, S. 183 ff.

⁵⁷⁾ Cod. dipl. Pomer. I, S. 179.

K. H a m p e⁵⁸⁾ begnügt sich mit einem Satz über das nördliche Niederösterreich.⁵⁹⁾ Die Quellsammlung von Rudolf K ö h l s c h e läßt auch in der zweiten Auflage die Alpenländer völlig außer Betracht.⁶⁰⁾ Andererseits bleibt auch die Forschung über den alpenländischen Landesausbau ohne rechte Fühlung mit der kolonisationsgeschichtlichen Forschung der anderen deutschen Gebiete.

Der Grund wird vor allem darin zu suchen sein, daß tatsächlich die Entwicklung in den Alpenländern wesentlich andere Züge trägt, als im nord- und mitteldeutschen Osten. Die Ansiedlung des bairischen Stammesbodens geschah unter ganz anderen Voraussetzungen. Die Organisationsformen des Landesausbaus sind infolgedessen viel weniger scharf ausgeprägt. Es will nach den Ergebnissen der siedlungsgeschichtlichen Forschung zunächst scheinen, daß der Lokator hier ganz gefehlt hat. So wird er beispielsweise in K l e b e l s zusammenfassender Darstellung der bayerisch-alpenländischen Siedlungsgeschichte nirgends erwähnt.⁶¹⁾

In Wahrheit hat nun allerdings auch in den Alpenländern, da wo regelrechte Dörfer angelegt werden, der Lokator keineswegs gefehlt, wenn er auch bei der Eigenart der Ueberlieferung und bei der geringeren Ausgeprägtheit seiner Stellung viel weniger greifbar wird. Die Initiative der Herrschaften und ihrer Beamten steht stärker im Vordergrund. Lokationsurkunden sind daher selten. Immerhin fehlen sie auch hier nicht ganz. 1216 überläßt Bischof Friedrich von Trient den Unternehmern Odolrich und Heinrich „de Posena“ Land für mindestens 20 Hufen auf der Costa Cartura bei Bielgereut (Folgaria) östlich von Rovereit zur Besiedlung mit tüchtigen Kolonisten (laboratores), die ihr Land vom Bischof in Erbleihe erhalten und darüber je eine Urkunde ausgestellt bekommen sollen. Die Abgaben, die sie nach den Freijahren entrichten sollen, sind erst bei der Ansiedlung näher zu bestimmen. Die Lokatoren, die die Parzellierung vorzunehmen haben, erhalten jeder eine Hufe als bischöfliches Lehen, für das sie den Lehnseid zu leisten haben.⁶²⁾ Bei Heinrich de Posena scheint es sich um einen bischöflichen Vasallen städtischer Herkunft gehandelt zu haben. Denn wir werden trotz des Hinweises von O. S t o l z⁶³⁾

⁵⁸⁾ Der Zug nach dem Osten. Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter. Leipzig und Berlin 1921.

⁵⁹⁾ S. 59.

⁶⁰⁾ Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1931.

⁶¹⁾ Die mittelalterliche östliche Siedlung im deutsch-magyarischen und deutsch-slowenischen Grenzraum, in: Die südöstliche Volksgrenze, Berlin 1934.

⁶²⁾ Codex Wangianus, Urkundenbuch des Hochstifts Trient, Fontes rer. Austr. V, S. 304 ff.

⁶³⁾ Otto Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. München 1927, I S. 88.

auf Posen in den Sieben Gemeinden doch eher an der Deutung auf Bozen festhalten müssen. An anderer Stelle wird er als *Enricus Pocenarius* erwähnt.⁶⁴⁾ Ein bischöflicher Vasall, der vielleicht gleichfalls mit ihm identisch ist, erscheint 1208 als *Henricus de Pozano*⁶⁵⁾ und zwei Jahre später als *Henricus de Bolzano*.⁶⁶⁾ Wir hätten also auch in Tirol Elemente von bürgerlich-ritterlicher Herkunft, die sich als bischöfliche Lokatoren betätigen. Die charakteristischen Schulzen- und Vogteirechte des Nordostens lassen sich aber hier nicht nachweisen. Eher haben die alpenländischen Lokatoren eine grundherrliche Stellung in ihrem Siedlungsgebiet gewonnen. In einem anderen Falle hat der Bischof dem Kempter von Boimont und seinen Erben das Recht gegeben, in der Gegend von Montiggel bei Kaltern unweit von Bozen „*possessiones proprias et allodia*“ im Umfang von 150 Joch an beliebiger Stelle zu roden, um dort Bauern anzusetzen.⁶⁷⁾

Wir können uns aus solchen Beispielen einige Vorstellungen darüber machen, wie das große alpenländische Siedlungswerk, das besonders die geistlichen Grundherrschaften im 13. und 14. Jahrhundert durchgeführt haben, ausgefallen haben mag, sobald es sich nicht um Einzelhofanlagen (Schwaighöfe), sondern um Dorfsiedlung gehandelt hat. Es können dabei entweder grundherrliche Beamte eine Lokatorenartige Stellung einnehmen oder bischöfliche Ministeriale und Ritter selber grundherrliche Rechte in dem zu besiedelnden Neuland übernehmen. Die Werbung erfolgte am einfachsten in den bereits früher besiedelten bischöflichen Gebieten. So wurden um 1283 deutsche Bauern aus der Gegend von Innichen im Pustertal in den freisingischen Besitz im Selzachtal in Krain herübergeholt.⁶⁸⁾ Leiter der Unternehmung waren wahrscheinlich bischöfliche Beamte. Auch in der Steiermark scheint der Landesausbau hauptsächlich von den grundherrlichen Offizialen mit den unter ihnen stehenden „Schöffen“ (*schepphones*) und „Schergen“ (*precones*) durchgeführt worden zu sein. Unter den untersten grundherrlichen Beamten, den Dorfrichtern, erscheint in der Untersteiermark und um Voitsberg die Gruppe der „Stifter“. Es handelt sich um Bauern, die mit der Zinseintreibung und der Bestiftung öder Höfe beauftragt waren. Als Entgelt hatten sie ein Amtsgut und teilweise Zinsbefreiung.⁶⁹⁾ Die zahlreichen mit Personennamen zusammengesetzten Ortsnamen sind teils

⁶⁴⁾ Cod. Wangianus S. 212.

⁶⁵⁾ Ebd., S. 175.

⁶⁶⁾ Ebd., S. 193 ff. Vgl. S. 362.

⁶⁷⁾ Hermann Wopfner, Beiträge zur Geschichte der freien bäuerlichen Erbleihe Deutsch-Tirols im Mittelalter, (Gierke, Unterf. z. dt. Staats- und Rechtsgeschichte S. 67), Breslau 1903, S. 66.

⁶⁸⁾ Paul Blaznik, Kolonizacija Selske Doline, Laibacher Dissert. 1928, S. 46 ff.

⁶⁹⁾ Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark, Bd. I, Gotha 1920, S. 416.

auf die grundherrlichen Dorfgründer, teils auf die Lokatoren als „Führer der Bauernkolonie“ zurückzuführen.⁷⁰⁾

Lokatorientum im weiteren Sinne hat es also auch in den Alpenländern gegeben. Es fehlt allerdings die ausgeprägte Form des Lokators und der spezifischen Lokatorenrechte, wie wir sie im nordostdeutschen Kolonialland kennen gelernt haben. Die Kolonisationsunternehmer werden entweder selbst zu Grundherren oder sie verschwinden ziemlich bedeutungslos in der Masse der bäuerlichen Kolonisten, oder aber sie sind weiter nichts als die ausführenden Organe der großen geistlichen und weltlichen Grundherrschaften.

Ein ähnliches Aussehen hat der Landesausbau in den angrenzenden Gebieten Ungarns, jedoch mit der Einschränkung, daß zugleich von Norden her die entwickelte Form des norddeutschen Lokatorientums aus Schlesien und Galizien weit über die Karpathen hinausdringt. So sind große Teile der heutigen Slowakei der schlesisch-polnischen Lokatorenprovinz anzugliedern. Die Zips ist ein Gebiet voll ausgebildeten Lokatorientums. Die ältere Siedlungsperiode, die die Dorfnamen aus einer Zusammensetzung des Lokatornamens mit =dorf bildet, ist gekennzeichnet durch in rascher Folge angelegte Angerdörfer, erst die zweite Periode seit dem 14. Jahrhundert durch Waldhufendörfer.⁷¹⁾ Der Lokator übernimmt das Erbschulzenamt, das teilweise als Spekulationsobjekt dient und weiter verkauft wird. So verkauft beispielsweise 1330 der Schulze Christian von Altendorf seinen *judicatum haereditarium* an Johannes, den Prior des Karthäuserklosters von St. Anton im Dunajecthal.⁷²⁾

Ueber die Zips hinaus drang das Lokatorientum weiter nach Süden und Südwesten vor. So kennen wir eine Reihe von Lokationsurkunden aus der Kremniker und Deutsch-Probener Sprachinsel. Die Anlage von Kuneschau geschah 1342 in der Weise, daß Magister Leopold, Kammergraf von Kremnik und Kastellan von Urva, dem Lokator Wernher von Potska das Erbschulzenamt verlieh, und zwar mit 2 Freihufen, einem Krug, den Abgaben von je einem Bäcker, Fleischer, Schuster und Schmied und dem dritten Pfennig aus den Gerichtsgefällen. Das Recht, das Erbschulzenamt weiter zu verkaufen, wird ausdrücklich offengehalten.⁷³⁾ In ähnlicher Weise geschieht 1360 die Besetzung von Glaserhau durch Petrus Glaser,⁷⁴⁾

⁷⁰⁾ Ebb., S. 407.

⁷¹⁾ Julius Gréb, Zipser Volkskunde, Rešmarč und Reichenberg 1932, S. 287.

⁷²⁾ Fejér, Cod. dipl. Hung. VIII 3, S. 177.

⁷³⁾ Michal Matunák, Z dejín slobodného a hlavného banského mesta Kremnice, Kremnik 1928, S. 458. Die Erbrichterurkunde ist bis zur Gegenwart im Besiz der Familie des letzten Erbrichters geblieben.

⁷⁴⁾ Ebb., S. 459 ff.

1361 die von Johannesberg (Berg),⁷⁵⁾ 1390 von Neustuben⁷⁶⁾ usw. Zur Lokatorenausstattung tritt gelegentlich noch Brauerei und Mühle hinzu. Die Zahl der Freijahre ist 16. Die Unternehmer sind gewöhnlich Stadtbürger aus Kremnitz oder Deutsch-Proben, die sich ihre Erbschulzen- oder Vogteirechte gegenseitig weiterverkaufen. Die Ortsnamen werden meist aus einer Zusammensetzung des Lokatorennamens mit der Bezeichnung=*hau* gebildet. Diese *Hau*-namen sind über einen großen Teil der heutigen Slowakei verbreitet. Ihre Entsprechung in ungarischen Urkunden ist *=vágás*. J. Hanika hat die Zusammengehörigkeit mit den schlesischen *Hau*-orten aufgezeigt, mit denen sie durch die galizische *Hau*-siedlung im Dunajecgebiet in Verbindung stehen. Es handelt sich um eine Siedlungsbewegung aus der Spätstufe des Landesausbaus im 14. Jahrhundert. Die Lokatoren, größtenteils Stadtbürger, die ihre Tätigkeit mehrmals und mitunter geradezu berufsmäßig ausüben, sind innerhalb dieser Bewegung die am stärksten treibende Kraft. Die Einheitlichkeit in der Namengebung ist ihnen zuzuschreiben.⁷⁷⁾

Weiter nach Süden und Südosten zu wird die Verbreitung dieses Lokatorentums in seiner ausgeprägten Gestalt bald schwächer und mehr und mehr durch andere Organisationsformen des Landesausbaus ersetzt, die teilweise denen der Alpenländer entsprechen. Als das Graner Kapitel 1315 die Stelle des ehemaligen Armenierdorfes an der St. Annenkirche bei Gran neu besetzte, führte man die Unternehmung mit Beamten des Kapitels durch. Die Gerichtsbarkeit behielt sich das Kapitel für sich und seinen Official vor. Die Gemeinde der Ansiedler wird vor dem Kapitel durch dessen Organe vertreten (*procuratores seu dispensatores, qui fuerint pro tempore constituti et in agendis ipsorum procedere solent et erga nos necessitates eorumdem habent ex officii sui debito nobis recitare*). Diese Organe des Kapitels erhalten von den Ansiedlern für ihre Tätigkeit die üblichen Festgeschenke zu Weihnachten und zu Ostern.⁷⁸⁾ Die Neubesiedlung von *Németi* erfolgte 1292 unter Leitung eines Organs des Kapitels (*per hominem nostrum*), der auch die Parzellierung vornahm.⁷⁹⁾ Es sind also lediglich Beamte der Grundherrschaft tätig. Privates Unternehmertum ist in Fällen dieser Art unbeteiligt.

⁷⁵⁾ Ebd., S. 461 f.

⁷⁶⁾ Ebd., S. 463 f.

⁷⁷⁾ Josef Hanika, *Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im west-karpathischen Bergbauggebiet*. Münster 1933, S. 44.

⁷⁸⁾ Knauz-Debel, *Monumenta Strigoniensia* III, 1924, S. 707. Vgl. R. Schünemann, *Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa* I, 1929, S. 56 f.

⁷⁹⁾ *Mon. Strigon.* II, S. 313.

Wenn von der Wirksamkeit von Ansiedlungsunternehmern Gebrauch gemacht werden sollte, so war der gewöhnlichste Weg der, daß ihm über das zu besiedelnde Areal die grundherrlichen Rechte überlassen wurden. Die Ansiedlung der Grenzwaldwildnis ist in der Regel in dieser Form der königlichen Donation an ansiedlungsbereite Kräfte durchgeführt worden.

Daneben gab es eine dritte Möglichkeit, unbesiedelte Besitzungen mit Kolonisten besetzen zu lassen, die dem Grundherrn die Arbeit des Siedlungsunternehmers zugute kommen ließ, ohne daß er auf die Dauer auf die Nutzung seines Gebietes verzichten mußte. Im Jahre 1330 verpachtete die Abtei von St. Benedikt an der Gran dem Comes Stephan von Gyms ihre Besitzungen Bessenő und Szentmárton auf 10 Jahre unter der Bedingung, daß der Pächter die Besiedlung mit Kolonisten vornimmt. Nach Ablauf der 10 Jahre hat Stephan die Besitzungen zusammen mit dem angesiedelten Volk der Abtei zurückzugeben.⁸⁰⁾ Er hat für seine Arbeit also weiter nichts als die Einkünfte seiner Pachtzeit. Diese — besonders wenn den Ansiedlern noch Freijahre gewährt wurden — ziemlich geringe Vergütung erklärt sich daraus, daß im 14. Jahrhundert in diesen Gebieten die Kolonisten ganz von selbst kamen, da der landlose Nachwuchs der älteren Ansiedlungen Unterkunft suchte. Stephan gab nach 10 Jahren Bessenő, das er vertragsgemäß besiedelt hatte, dem Kloster zurück. Um Szent Márton hingegen hatte er sich nicht gekümmert. So wurde die Besitzung in der Zwischenzeit von Bauern des dem Erzbischof von Gran gehörigen Udvard okkupiert und der Propst mußte 1343 gegen diesen Vertragsbruch vor dem Kapitel von Neutra protestieren.⁸¹⁾

Ähnliche Fälle der befristeten Pacht zum Zweck der Rodung oder Neubesetzung sind häufiger bezeugt. So schloß 1343 in Westungarn die Witwe des Stephan von Ebergöz mit Beled von Höflein einen Vertrag über ihren Besitz in Széplak am Neusiedler See. Sie verpfändete ihren Dorfanteil für 3 Mark Wiener Pfennige, und zwar auf 10 Jahre, falls dem Pfandinhaber die Neubesiedlung gelang, hingegen nur auf 6 Jahre, falls er die Wiederbesetzung nicht durchzuführen vermochte.⁸²⁾

Die Initiative zur Rodung ging in dieser Zeit häufig von den landbedürftigen Bauern selbst aus. Das ging so weit, daß in vielen Fällen benachbartes Dedland fremder Herrschaften widerrechtlich und gewaltsam okkupiert worden ist. 1347 beschwert sich das Preßburger Kapitel, daß die Bauern des Preßburger Stadtdorfes Oberufer seit vier Jahren den Kapitelsbesitz Bereknye auf der Insel Schütt gewaltsam okkupiert und

⁸⁰⁾ Mon. Strigon. III, S. 168.

⁸¹⁾ Ebd. III, S. 497.

⁸²⁾ Nagy, Sopronmegyei Oklevéltár I, S. 173. Vgl. Mon. Strigon. III, S. 496 u. 536.

dort den Wald gefällt hätten.⁸³⁾ Die gleiche Klage brachte 1343 Dominikus und Lufács von Uzur wegen ihrer Besizung Kécsé im Preßburger Komitat vor.⁸⁴⁾ 1337 hatten die Siedler von St. Georg das Land Semler des Klosters an der Gran widerrechtlich in Besitz genommen.⁸⁵⁾ 1341 haben die Bürger von Altosen Aderland und Dedland von Ors, das demselben Kloster gehörte, gewaltsam besetzt, parzelliert und untereinander verteilt.⁸⁶⁾ 1346 beklagt sich Peter von St. Georgen, daß die Bauern von Nagysél ein Stück Land in seiner Besizung Jburhard eigenmächtig okkupiert hätten.⁸⁷⁾ Solch ungesetzlicher Landgewinn wird jedenfalls weniger häufig vorgekommen sein als der legitime, der keinerlei Anlaß zu urkundlichem Niederschlag gab. Bei diesem bäuerlichen oder aderbürgerlichem Umsichgreifen in die Nachbarschaft war die Vermittlung eines lokatorischen Unternehmertums in der Regel nicht erforderlich. Diese Art des Landesausbaus brauchte nicht geleitet zu werden. Sie wuchs organisch aus den älteren Ansatzen selbsttätig heraus.

Die verschiedenen Formen des spätmittelalterlichen Landesausbaus, die wir in seinen Hauptgebieten angetroffen haben, sind nicht ausschließlich regional bestimmt. Sie können nicht zu festen Provinzen gegeneinander abgegrenzt werden, und eine kartographische Darstellung in diesem Sinne würde nicht möglich sein. Selbständig rodende Bauern werden in keinem Lande ganz gefehlt haben, ebensowenig wie die Beamtenansiedlung überall da, wo straff organisierte Grundherrschaften vorhanden sind. Der Einfluß des bürgerlichen Getreidehandels auf die Durchführung des Landesausbaus ist zwar ungleich, aber nirgends ganz verkennbar. Es läßt sich immerhin feststellen, daß die eine oder die andere Form in bestimmten Gegenden zu bestimmten Zeiten vorherrscht. Hierfür genauere Abgrenzungen anzugeben, wird allerdings einer vertiefteren Forschung vorbehalten bleiben müssen.

Zur Geschichte der Wirtschaft im Temescher Banat bis zum Ausgang des siebenjährigen Krieges.

Von Josef Kallbrunner.

Die Geschichte der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des Temescher Banats in den sechzig Jahren vom Passarowitzer Frieden

⁸³⁾ Mon Strigon. III S. 642: silvam eiusdem ville Vereknye devastantes fecissent succidi.

⁸⁴⁾ Ebd., S. 529.

⁸⁵⁾ Ebd., S. 302.

⁸⁶⁾ Ebd., S. 383.

⁸⁷⁾ Ebd., S. 610.

(1718) bis zur Hingabe der streng domanial verwalteten kaiserlichen Kameralprovinz¹⁾ an die ungarische Komitatsverwaltung (1778) erfährt durch den Türkenkrieg von 1737 bis 1739 eine tiefe Zäsur. Der erste der beiden Teile ist durch die glänzende organisatorische und administrative Tätigkeit des Gouverneurs bis 1734, Feldmarschall Graf Mercy, gekennzeichnet.

Mit Hilfe des Militärs und eines aus Oesterreich berufenen Stabes von Beamten und Fachleuten hat er mit unerhörter Tatkraft im neugewonnenen Grenzland eine Anzahl von Distrikten und Verwaltungsämtern organisiert, hat die Hauptorte mit einem tragfähigen Netz von Verkehrslinien, die er durch Poststationen und Logierhäuser stützte, verbunden. Die Anlage des Bogalanals durch ihn diente in gleicher Weise den Bedürfnissen des Verkehrs wie der Gewinnung neuen Kulturbodens durch Entsumpfung. Zahlreiche aus dem Westen und Süden des Reiches und Lothringen berufene Kolonisten setzt er an einer das Land von Norden nach Süden durchziehenden Reihe von Etappendörfern und an der Donaulinie an.²⁾ Sie sollten den Grundstock für eine zu fortgeschrittener Produktion befähigte Bauernschaft geben und zugleich das Vorbild für die primitive Erzeugungsweise der noch in nomadisierenden Formen stehenden rumänischen und serbischen Landeseinwohner sein, deren Ackerbau und Viehzucht er auch durch die erzieherische Einflußnahme der hier mit den unmittelbareren Funktionsmöglichkeiten der Grundherrschaft ausgestatteten Verwaltungsämter zu heben suchte. Mercy hat auch die bedeutenden Möglichkeiten der Montanproduktion wieder in beträchtlichem Maße genutzt und durch die Kupferproduktion des neu gewonnenen Landes die Ausfuhr der Monarchie entscheidend gesteigert.³⁾ So sind die Erzeugnisse der Berg- und Hüttenwerke von Bogschan, die ein ausgezeichnetes Eisen herstellten, in den Hämmern, Gießereien und Schmieden des Landes verarbeitet worden. Mit dem eingeführten steirischen Eisen konnte das Bogschaner Produkt schon wegen seiner größeren Wohlfeilheit in aussichtsvollen Wettbewerb treten. Mercy erbaute auch mehrere Textilfabriken, in denen die landesüblichen groben Wolldecken und das ungefärbte grobe Wollzeug (Uba), das bisher aus der Türkei eingeführt worden war, aus heimischer Schafwolle erzeugt wurde. Gerade von diesen Manufakturen wissen wir, daß sie einen ansehnlichen Umfang erreichten und sehr guten Gewinn abwarfen. Daneben gibt es im Mercyschen Banat eine Seidenmanufaktur, die Banater Rohseide ver-

¹⁾ Im Einrichtungsentwurf von 1718 nennt Mercy das Banat ein Land ohne Herrschaften und Stände, in dem alles ein pures camerale ist.

²⁾ Vgl. die Karte der deutschen Siedlung unter Karl VI. im Handwörterbuch für Grenz- und Auslandsdeutschtum I, S. 222.

³⁾ Heinrich Ritter v. Erbil, Der staatliche Exporthandel Oesterreichs von Leopold I. bis Maria Theresia. Wien, 1907. S. 401 ff.

wendete, eine Strumpffabrik, mehrere Papiermühlen, Gold- und Silberwarenherstellungen größeren Stiles und eine Glasindustrie, die nach dem Balkan exportierte. Alle diese Betriebe waren kameral, wurden entweder vom Staat selbst geführt oder waren verpachtet.⁴⁾ Stärker als die spätere Zeit, die das Banat als Markt für die Fertigwaren der österreichischen Industrie offen zu halten suchte, wurde in der Mercyschen Epoche hier eine Wirtschaftspolitik getrieben, die nicht nur in Hinblick auf die agrarische, sondern auch die industrielle Produktion Selbstversorgung und Export anstrebte und in manchen Zweigen erreicht hat.

Vieles von dem, was Mercys Kulturpolitik aufgebaut hat, wurde im Türkenkrieg 1737—1739 zerstört. Es ist ja bekannt, wie schwer die deutsche Siedlung unter dem Krieg und den nachfolgenden Seuchen gelitten hat; wie eine gute Anzahl deutscher Dörfer, besonders im Süden des Landes, der deutschen Kolonisation für immer verloren ging, andere erst nach und nach wieder besetzt und aufgefüllt wurden.⁵⁾ Aber auch sonst wird erkennbar, was verloren ging. Der Rückgang der Einnahmen aus der Wehrsteuer und den wichtigsten Gefällen war so groß, daß die Höhe der Ziffern von 1736 erst zu Anfang der fünfziger Jahre wieder erreicht wurde. Was von den Mercyschen Industrie Gründungen den Türkenkrieg überstand, ist zum größten Teil, wie gelegentliche Bemerkungen in den Akten erkennen lassen, überhaupt nicht mehr hochgekommen.

Eine regere Wiederaufbautätigkeit setzt im Banat etwa seit 1745 ein, sichtlich unter dem Einfluß einer in Wien unter dem Vorsitz des aus der Hofkammer hervorgegangenen Grafen Ferdinand Kollowrat geschaffenen Hofkommission in Banaticis, Transylvanicis et Illyricis. Den Bestrebungen um die Förderung der Bodenkultur besonders in den für den Merkantilismus so typischen Zweigen, wie es die Anpflanzung von Maulbeerbäumen für die Zucht der Seidenraupe, des Indigo und anderer Farbpflanzen, des Reises, und sogar der Baumwolle sind, schließt sich von selbst die Wiederaufnahme der Werbung deutscher und italienischer Kolonisten an. Wurden die letzteren in geringerer Zahl, mit größeren Kosten, manchmal auch nur auf kürzere Zeit, als Lehrmeister für Spezialkulturen, die ihrer wärmeren Heimat eignen, berufen, so sah die kamerale Verwaltung im deutschen Bauern, den kaiserliche Werber in größern Trupps auf dem billigen Donauweg herabbrachten, auch jetzt wieder den fleißigen Produzenten in allen, alten und neuen Zweigen der Bodenkultur, dessen Tätig-

⁴⁾ Die Angaben über die Industrie der Mercyschen Zeit schöpfte ich aus der aufschlußreichen Wiener Dissertation Irmgard Kufkos über die Verwaltung des Banats 1717—37.

⁵⁾ Handwörterbuch I, S. 220 ff.

keit und Vorbild die unerläßliche Voraussetzung für jegliche wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung des Landes war.⁶⁾

So setzt denn 1748, von der neuen Wiener Hofstelle gefördert, von der Kaiserin gern gesehen und von der Landesadministration in Temeschburg wohl betreut, eine lebhafte deutsche Einwanderung ein. Ohne Zweifel hätte diese zweite deutsche Kolonisationswelle, die schon vor der Mitte der Fünfzigerjahre wiederum abebbte, länger angedauert, wenn nicht im Interessentkonflikt zwischen den in der sogenannten Prädiengkompagnie organisierten Viehzüchtern und Viehhändlern und den der bäuerlichen Ansiedlung freundlich gesinnten Faktoren die ersteren die Oberhand behalten hätten.

Eine extensive, primitive, von gesundheitlichen Bedenken unbeschwerte Zucht von heimischem Hornvieh und Mast von ungarischen und siebenbürgischen Rindern, auch zu Ausfuhrzwecken, hatte es im Banat, wie gelegentliche Bemerkungen erkennen lassen, auch schon in der türkischen Zeit vor 1716 gegeben. Mercy hatte sich dann nicht nur um die Einführung einer besseren Viehhaltung sondern auch um die Aufbesserung der Rasse — es gab damals eine f. f. Rinderzucht — und die Einhaltung veterinärpolizeilicher Vorschriften bemüht. Mit der Förderung der Bodenkultur und der deutschen Ansiedlung wurde viel Land, das bislang fast ausschließlich der Weide gedient hatte, unter den Pflug genommen, wodurch sich die wirtschaftliche Struktur des Landes vorteilhaft zu ändern begann. Die Verwüstung des Landes im Türkenkrieg, der Untergang so vieler nicht nur deutscher Dörfer hat auch hier zweifellos einen Rückschlag gebracht. Dann hören wir schon aus der Auseinandersetzung, die sich 1749 um die Forderung der Viehzüchter erhob,⁷⁾ wie nach dem schweren Rückgang des Viehstandes im Türkenkrieg Kälberschlacht- und Ausfuhrverbote diesen wiederum gekräftigt hatten. Die schweren ungarischen Ochsen, die die Banater Händler in Ungarn kauften und auf den fetten Weiden des Banater Flachlandes aufmästeten, wurden nach Wien und auch noch weiter nach dem Westen hin gut verkauft. Die minderen Banater Rinder seien für diesen Markt höch-

⁶⁾ Nach den dem Vortrag Kollowrats an die Kaiserin vom 29. April 1748 (Banater Akten des Hofkammerarchivs) anliegenden Vorschlägen über die Seidenkultur war der Anfang bei den deutschen Siedlungen zu machen. Das deutsche Werk hatte hier dem Banat „den Ton zu geben“. Im Vortrag selbst werden die Anträge Kollowrats auf Förderung der Seidenerzeugung, Anpflanzung von Reis und Indigo, und „Anzählung italienischer und deutscher Familien“ unter der Rubrik „Industrialien“ zusammengezogen. Die Kaiserin hat die angesprochenen Kredite mit den folgenden Worten bewilligt: „Placet... und habe zu mein besondern Vergnügen gesehen, was geschehen, also zu continuiren, die Leut zu animiren.“ Der Bericht der Administration in Temeschburg vom 24. Juni 1749 betont, daß bisher nur die deutschen Bauern sich auf die Rohseidenproduktion verstanden.

⁷⁾ Banater Akten, 25. März 1749.

stens zum „Untermischen“ brauchbar, aber nach Ungarn und Venedig wohl anzubringen. Diese Möglichkeiten, die sich dann in den Jahren des österreichischen Erbfolgekrieges (1740—48) zu einer Konjunktur verdichtet haben mögen, hätten die Zucht und Mast von Hornvieh im Banat zu immer stärkerer Entfaltung gebracht und die Nachfrage nach dem Weideland in den fruchtbaren Distrikten der Ebene sehr gesteigert. Dieses in einzelne „Prädien“ geteilte Land sei von der Kammer, die in vorsichtiger Wahrung ihrer Grundherrschaft nur eine jährweise Hingabe des Weidebodens im Pachtwege versteigerungsweise zuließ, um geringe Summen an die schwer verdienenden Pächter ausgetan worden. Plötzlich aber sei die Summe der Pachtschillinge, die 1745 noch 8441 Gulden betrug, bei der Versteigerung von 1746 sprunghaft auf 27 887 Gulden gestiegen, eine Geldsumme, die nicht nur den hohen Anwert der Weideböden zeige, sondern auch für das kaiserliche Budget von beträchtlicher Bedeutung sei.

Die Prädien, um die sich eine gewinnstüchtige Schar von Spekulanten bei den Versteigerungen stritt, waren, 99 an der Zahl, in den Bezirken Temeschburg, Tschanad, Betschkerel, Pantshowa und Werscheß gelegen und machten nach der Angabe des Administrationsrates Redecher ein Sechstel des ganzen Banats aus. Obgleich niemand ihre richtige Größe und ihre Grenzen kannte,⁸⁾ scheint die allgemeine Vorstellung dahin gegangen zu sein, daß sie überhaupt das ganze unbefiedelte Gebiet der genannten Bezirke umfaßten. Von diesen 99 Prädien waren laut kaiserlicher Entschliebung vom 5. Oktober 1748 im Sinne der siedlungsfreundlichen Tendenzen in Wien und Temeschburg, die bescheidene Zahl von 11, die an den von Temeschburg gegen Nordwesten, Westen und Südwesten ausgehenden Hauptstraßen lagen,⁹⁾ zur Aufnahme von Kolonisten bestimmt. Begonnen hatte damals die Ansiedlung in Neu-Beschenowa, das unweit der Hauptstadt an der Straße nach Segedin lag. Von den übrigen Prädien waren 12 der wertvollsten und besteingeschätzten für eine Sonderverpachtung an reiche Ausländer vorbehalten, während der restliche Hauptstock von 76 Prädien um einen Pachtschilling von 30 000 Gulden den Einwohnern der fünf genannten Distrikte als Weideland verpachtet werden sollte, wobei der Pachtvorschlag nach Absicht der Wiener Zentralstelle durch die Unterverwalter und Knesen an die Dorfbewohner zu bringen war. Dieser Plan

⁸⁾ Daher fordert das Gutachten des Administrationsrates und Generalfeldwachtmeisters v. Bogthern so energisch eine Ausmessung und Abgrenzung dieser Prädien.

⁹⁾ Es waren dies Beschenowa, Billied und Pagaz an der Segediner Straße, Zetscha, Czentos und Mogrin an der Ganischaer Straße, Czombol, Toisak und Rifinda an der Petscher (Fünfkirchner) Straße und Tarak und Patka an der Straße nach Betschkerel und Titel.

trägt nun einerseits der immer wieder betonten¹⁰⁾ überragenden wirtschaftlichen Bedeutung, die der Viehzucht und dem Viehhandel damals im Banat zukamen, Rechnung, läßt aber doch auch der durch das Wachsen der deutschen Kolonisation bedingten Ausbreitung einer fortgeschrittenen Bodenkultur Raum. Es ist nun eine für die weitere Entwicklung der Wirtschaft und der deutschen Kolonisation im Banat in den nächsten Jahrzehnten sehr bedeutsame Tatsache, daß es einem von rücksichtsloser Habgier erfüllten Klüngel Banater serbischer Ochsenhändler gelang, diesen Plan weitgehend zu seinem Vorteil abzubiegen. Diese Leute organisierten sich unter der Führung des wohlhabenden und einflußreichen serbischen Stadtrichters von Temeschburg, Malenizza Jossim, in einer Prädienkompagnie, in welcher die auswärtigen Händler nicht vertreten waren, und traten als Vertreter aller in den fünf Distrikten der Ebene gesessenen als Züchter und Händler Interessierten — und das war so ziemlich die ganze Bevölkerung — an die Landesadministration um Gewährung eines langfristigen Pachtvertrages (12 Jahre) für alle Prädien um nicht einmal 30 000 Gulden heran. Wir danken den Gutachten, welche die Räte der Temeschburger Landesadministration, Bogthern, Redecher und Rosendorf, einhellig in ihrer scharfen Opposition gegen den Präsidenten Baron Engelshofen, über dessen Kopf hinweg an die Wiener Zentralstelle sandten, die Einsicht, in welcher gewissenloser Weise sich hier einige Spekulanten als die Interessenvertreter von Kleinbauern aufspielten, denen beim Zustandekommen des Pachtvertrages ärgste wirtschaftliche Ausnützung und Abhängigkeit bevorstand.¹¹⁾ Diese Gutachten, die aus der Feder derselben Leute stammten, welche das durchaus

¹⁰⁾ So nennt etwa das Gutachten des Administrationsrates Redecher den Ochsenhandel „fürnehmlich, quod bene notandum, die von den Dorfunterthanen treibende Viehzucht“, die „Geldquelle“, an anderer Stelle das „Kleinod“ des Landes. Rosendorf nennt ihn den „fundus, durch welchen das Geld aus fremdden Ländern hergeleitet wird und der Unterthan einige Geldmittel zur Erschwingung seiner Contribution überkommet“.

¹¹⁾ Bogthern, der sein Gutachten gibt, weil er zu der drohenden Entwicklung als alter Soldat nicht mehr schweigen könne, urteilt, es sei geradezu der Coup de grace“ für das Land, wenn man der Prädienkompagnie den „nervum des Banats in die Hand spiele“. Er spricht von den „Blutegels von Ochsenhändlern“ und glaubt alle Ursache zur Annahme zu haben, daß die Verwalter stillschweigend zu ihnen hielten. Rosendorf bezeichnet es ausdrücklich als Unwahrheit, daß die Dorfbewohner durch Knesen und Distriktsbeamte befragt worden seien, ob sie mit der Verpachtung an die Kompagnie einverstanden seien. Ganz im Sinne des ungemein eindringlich abgefaßten Gutachtens Bogthern, sagt Redecher voraus, die Untertanen würden als Unterpächter der „Prädianten“ den Großhändlern ganz unverschämte Preise für Heu und Weidenuzung zahlen müssen, und schließlich würden sie noch von wohlhabenden ausländischen Viehhändlern, die mehr als sie zu zahlen im Stande sein würden, von ihren lang genutzten Weiden verdrängt werden.

siedlungsfreundliche Element im Banat waren, und alles, was in diesen Jahren in der deutschen Kolonisation geleistet wurde, in deutlicher Opposition gegen Engelshofen durchgesetzt haben,¹²⁾ weisen nicht nur auf die sozialen und volkswirtschaftlichen, sondern auch auf die fiskalischen Gründe hin, die für die Ablehnung des Pachtprojektes sprachen. So meint Re-
decker, es würde bei Erweiterung des Kreises der Pachtwerber ein Leichtes sein, ein Pachtshillingsangebot von 90 000 und auch noch mehr Gulden zu erreichen. Noch viel interessanter aber ist seine Meinung, es sei von diesem Lande ein Vielfaches an Ertrag hereinzubekommen, wenn man Bauern darauf ansetze und Dörfer begründe.

Und doch ist es der Prädienkompagnie in unveränderter Zusammensetzung gelungen, zwar noch nicht 1749, aber im folgenden Jahre, zu einem Pachtabschluß zu kommen, der für sie einen vollen Erfolg bedeutete. Denn es wurden ihr um 30 000 Gulden nicht nur die 76 Prädien hingegeben, sondern sie erhielt um dieses Geld auch die 12 besten einst einer Sonderverpachtung zugedachten Prädien und sie bekam auch noch die damals für die deutsche Kolonisation ausgenommenen 10 Prädien, die für den eventuellen Fall ihrer Besiedlung mit Bauern unter gleichzeitiger Verringerung der Pachtsumme aus der Masse des Pachtlandes genommen werden konnten. Ein Fall, der in den nächsten 10 Jahren nicht eingetreten ist. Daß dieser Pachtvertrag zustande gekommen ist, ist zweifellos dem Einfluß des Administrationspräsidenten Feldmarschalleutnants Baron Engelshofen zu danken, der sich in scharfem Gegensatz zum einstimmigen Botum seiner Administrationsräte dafür eingesetzt hat.¹³⁾ Eine restlose Aufklärung für diese Haltung des sonst als gewissenhaft geschilderten Mannes¹⁴⁾ ist aus den Akten nicht zu gewinnen. Es ist wohl anzunehmen, daß er sich von der Beamtengruppe im Banat, die in diesem Kampf als die Gegner der drei Administrationsräte gelten kann, den Distriktsverwaltern, beeinflussen ließ. Daß aber die Verwalter in einer nicht ganz sauberen Interessengemeinschaft

¹²⁾ Das trifft schon für die Gründung von Neu-Beschonowa zu (vgl. darüber die Monographie von F. Wetzel in den Banater Volksbüchern Nr. 52). Der schon damals aufgegriffene Plan zur Besiedlung des Prädiums Billied (Banater Akten 10. Mai 1749) ist ebenso wie der der Gründung eines Dorfes um die eingegangene Proviantmühle von Giroda (Banater Akten vom 30. April 1750) an dem Widerstand Engelshofens gescheitert. Die allerdings nicht andauernde Neubesetzung Dentas mit deutschen Siedlern gelingt erst im zweiten Anlauf (Banater Akten vom 5. Juli 1749 und 5. Juni 1750).

¹³⁾ Seine Gutachten beim Akt vom 25. März 1749.

¹⁴⁾ Siehe Wetzel, Biographische Skizzen (Deutsch-Banater Volksbücher Nr. 6), dessen Skizze freilich, unter Verwendung wertvollen Temeschburger Materials, an der Oberfläche der Dinge bleibt.

mit der Prädienkompagnie standen, ist so gut wie sicher.¹⁵⁾ Sein Argument, mit dem er in Wien offensichtlich nicht leicht und unter dem ganzen Einsatz seines persönlichen Ansehens durchgedrungen ist, wird wahrscheinlich der Hinweis auf einen sicheren, jährlichen Eingangsposten im Banater Kameralbudget der nächsten 10 Jahre gewesen sein, ein Argument, das bei einer domanial verwalteten Kameralprovinz doch noch immer sehr stark war.

Wenn man die Folgen des 1750 abgeschlossenen Pachtvertrages beurteilt, wird man sagen dürfen, daß die frühtheresianische deutsche Kolonisation an ihm um so mehr an Raummangel verkümmerte¹⁶⁾ als der siedlungsfreundliche Graf Ferdinand Kollowrat 1751 starb, ihm als Präsident der banatischen Hofkommission der alte, müde Graf Königsegg folgte und der gute Einfluß Bogtherns, Redechers und Rosendorfs durch des letztern Tod und die auffallend rasche Abberufung der ersteren¹⁷⁾ bald ein Ende nahm. Der Charakter des Banats als Weide- und Viehproduktionsland ist durch diese Entwicklung der Dinge erst recht geträgt worden, und es ist noch lang nicht die Kornkammer des Reiches geworden, als die es in der allgemeinen Vorstellung gilt. Eine Aenderung der wirtschaftlichen Struktur des Landes konnte nur durch die deutsche Kolonisation erfolgen. Der aber war durch den Pachtvertrag für lange Zeit der Boden entzogen.¹⁸⁾

Wenn nun auch die wirtschaftliche Stufe, auf der das Banat in dieser Zeit stand, zweifellos eine recht tiefe¹⁹⁾ und die Aussichten auf eine inten-

¹⁵⁾ Sowohl Bogthern als Redecher sprechen dies in ihrem Gutachten ganz deutlich aus.

¹⁶⁾ Ein am 24. Mai 1749 aufgenommenes Kommissionsprotokoll zeigt, daß damals schon die Auffüllung der alten deutschen Dörfer weitgehend durchgeführt war und für weitere Zusiedlungen nur mehr wenig Raum war, wenn nicht neues Ackerland zugestanden wurde.

¹⁷⁾ Bogthern, der Engelshofen in der Zeit seiner Verwendung in Strymien seit 1747 vertrat, und Redecher wurden noch 1751 abberufen, im selben Jahr starb Rosendorf.

¹⁸⁾ Diese Vorgänge der frühtheresianischen Einwanderung geben den Schlüssel zum Verständnis für die großen Schwierigkeiten, welche der Administrationspräsident Graf Perlas der Wiederaufnahme der deutschen Kolonisation seit 1761 entgegensetzte. Ueber den Hergang dieser Dinge sind wir jetzt durch das Buch von Konrad Schünermann, Oesterreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia (Berlin 1935) eingehend unterrichtet.

¹⁹⁾ Nach dem Zeugnis des Hofrates Ignaz Kempf von Angret (später Freiherr von Kempfen), der die Banatica über zwei Jahrzehnte in der Hofkammer, dem Direktorium und der Ministerialbankdeputation referierte und das Land 1753/54 bereifte, herrschte damals im Banat noch die „wilde Viehzucht“ ohne Stallhaltung und Milchnahme von den Kühen, bei primitivster und extensivster Nutzung der Weiden zur Mast (Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Nachlaß Zinzendorf, F. 15, Auszug aus der Kempffschen Beschreibung).

sivere und ökonomischere Nutzung gerade der besten Böden in der Ebene gering war, so sind doch die Eingänge, welche die Hofkammer in den Jahren nach 1750 aus ihrer Provinz zog, in einem Maße gestiegen, das nur aus einer Steigerung der Produktion und des Konsums in dem gegebenen Rahmen und dem Anwachsen der Volkszahl im Lande erklärt werden kann. Gerade für Letzteres scheint auch folgende Erwägung zu sprechen: die Konstriktion, die im Banat zur Zeit der Bereisung durch Kempf 1753 durchgeführt wurde,²⁰⁾ ergab in den Dörfern des flachen Landes 52 747 Personal- und 29 981 Fakultätsköpfe, die der Bemessung der Kontribution (allgemeine Wehrsteuer) zu Grunde gelegt wurde. Die Zahl der Personalköpfe in den ganz oder teilweise deutschen Dörfern betrug damals etwa 2000. Nun kann man gewiß bei dem großen Unterschied zwischen der Menge der Personalköpfe und der Einwohner die erstere mehr als verdoppeln, wenn man die wirkliche Zahl der letzteren annähernd ergründen will. Dazu kommt noch, daß in die Konstriktion von 1753 die deutschen Einwohner von Temeschburg nicht einbezogen und die seit 1748 angekommenen auf etwa 5000 zu rechnenden deutschen Kolonisten als noch steuerfrei zum größten Teil noch nicht erscheinen, so daß man bei aller Vorsicht für 1753 die Zahl der Deutschen im Banat auf 10 000—12 000 schätzen darf. Im Jahr 1763 gab es im Banat nach einer amtlichen Zählung 32 981 Katholiken,²¹⁾ unter denen, wie man mit gutem Grund annehmen darf, 24 000 Deutsche waren.²²⁾ Da die Zuwanderung in den zehn Jahren von 1753—1763 jedenfalls gering war — Perlas spricht

²⁰⁾ Handschriftensammlung der Wiener Nationalbibliothek Nr. 14. 526.

Als voller Personalkopf gilt nur der Hauswirt, während ein verheirateter Bruder oder Sohn mit drei Vierteln, ein lediger Sohn mit der Hälfte und eine behaupte Witwe mit einem Viertel eines Personalkopfes gerechnet wird. Es gibt drei Klassen von Kontribuenten, in denen der Personalkopf 8, 6 oder 4 fl. zahlt. Die Fakultätsköpfe werden nach dem Besitz an Vieh veranschlagt. Und zwar gilt ein Pferd, ein Fohlen oder Ochse als $\frac{1}{10}$, eine Kuh als $\frac{3}{40}$, ein Kalb als $\frac{1}{24}$, ein Schaf, ein Schwein oder ein Bienenstock als $\frac{1}{80}$ eines ganzen Fakultätskopfes, der einem Personalkopf gleichzuhalten ist. Bemerkenswert ist, daß in die erste Klasse die Besitzer im fruchtbaren Flachland, in die zweite Klasse die im mittleren und in die dritte Klasse die im höheren Gebirge eingeteilt wurden. Die Angaben gelten für die Zeit der Kempfischen Bereisung und kommen aus dem „Gründlichen Unterricht von dem Temeschwarer Banat“ (Handschriftensammlung der Wiener Nationalbibliothek Nr. 14, 190).

²¹⁾ Banater Akten, Fasc. 35, 22 vom Juni 1763. Es kamen auf Temeschburg und seine Vorstädte davon 3307 Seelen. Es gab vier Dekanate: Tschanad mit 7318 Drawiza mit 11 183, Werscheß mit 4994, Gutenbrunn mit 6179 Seelen.

²²⁾ So Schünemann im Handwörterbuch.

von 299 Familien²³⁾ — muß in diesen Jahren der natürliche Zuwachs an deutscher und wohl auch serbischer und rumänischer Bevölkerung sehr bedeutend gewesen sein.

Eine große Steigerung des Verbrauches lassen die Zahlen aus den Eingängen des Salzregals in dieser Zeit erkennen. Sie sind im Jahrzehnt von 1753—1763 von 100 588 Gulden auf 203 865 Gulden gestiegen, ohne Erhöhung des Preises.²⁴⁾ Das hebt die Temeschburger Buchhalterei, nicht mit Unrecht, mit der Bemerkung hervor, diese Steigerung sei eine „Prob des im Banat so namhaft gewachsenen Personal- und Fakultätsnumeri.“ Auch die Eingänge aus dem Mautregal, die in diesem Jahrzehnt von 44 431 auf 94 321 Gulden gestiegen sind, sprechen eine deutliche Sprache.²⁵⁾ Daß das Banat im siebenjährigen Krieg bei auch sonst steigenden Ausgaben²⁶⁾ seine gesamte Hofquote von 635 000 Gulden im Jahre 1757 auf 800 000 Gulden im Jahre 1763 zu steigern vermochte,²⁷⁾ ist immerhin wert erwähnt zu werden.

Bei diesem Stande der Einnahmen ist es begreiflich, daß die kaiserliche Provinz, trotz des volkswirtschaftlich wenig erfreulichen und aussichtsreichen Standes, ein für den Fiskus aktives Land war, das nicht unbedeutliche Ueberschüsse über die in seinem Etat vorgesehenen Leistungen hinaus nach Wien abzuführen vermochte.²⁸⁾ Gerade diese Sachlage hat im Jahre 1759 eine finanzielle Maßnahme ermöglicht, die wie kaum eine andere den domanialen Charakter dieses Landes dartut: die Verpfändung der Eingänge aus dem Banat an die Wiener Stadtbank zum Zwecke der Verzinsung und Amortisierung einer Anleihe von 10 Millionen Gulden an die Hofkammer mit Bankalrezess vom 20. Juli 1759.²⁹⁾ Daß die Stadtbank und ihre staatliche Aufsichtsbehörde, die Ministerialbankdepu-

²³⁾ Banater Akten wie oben Anm. 21. Die Einwohner sind wohl zumeist die wenigen irgendwie verwendbaren Elemente gewesen, die der Wasserschub in das Banat gebracht hat.

²⁴⁾ Banater Akten Fasc. 20, besonders 6 vom Mai 1761. Es betragen die Eingänge: 1753: 100 568, 1754: 146 823, 1756: 156 934, 1757: 160 000, 1758: 166 000, 1760: 206 000, 1761: 206 350, 1763: 203 865 fl.

²⁵⁾ Die Mauteingänge betragen: 1757: 65 000, 1758: 80 000, 1761: 92 500, 1763: 94 231 fl. Banater Akten Fasc. 20.

²⁶⁾ Bei einer Gesamtausgabe von 1 094 307 fl. im Jahre 1761 und 1 202 688 fl. im Jahr 1763 betragen die Auslagen für bauliche Investitionen im Land 73 000 fl., wozu 1763 noch ein Posten von 63 000 fl. für Entsumpfungsbauten eingestellt werden konnte.

²⁷⁾ Sie setzt sich zusammen aus 355 000 fl. Kontribution, 347 300 fl. eigentliche Hofquote, 70 000 fl. winterlicher Beitrag und 27 700 fl. Hofbesoldungsbeitrag.

²⁸⁾ Die Voranschläge von 1761 und 1763 sahen vor und hielten ein einen Ueberschuß von 62 000 beziehungsweise 49 000 fl.

²⁹⁾ Bankalrezesse im Wiener Hofkammerarchiv.

tation seit ihrer Verwaltung wenig Neigung zu Veränderungen im Banat zeigte, die wie die deutsche Kolonisation mit Investitionen und einem wenn auch nur zeitweisen Ausfall von Einnahmen verbunden waren, ist ganz richtig bemerkt worden. Aber jetzt in der Geldnot des siebenjährigen Krieges³⁰⁾ hat das Banat mit seinem aktiven Budget der Monarchie als Kreditobjekt wertvolle Dienste geleistet.

Eine andere Frage ist es, was das Banat in diesen Jahren eines durch den Krieg ungemein gesteigerten Verbrauches durch Lieferung von notwendigen Produkten der Monarchie überhaupt für Dienste zu leisten vermochte. Wir besitzen zur Beantwortung dieser Frage aus den Jahren 1761 und 1762 ziemlich brauchbare Uebersichten über die Einfuhr und Ausfuhr des Banats.³¹⁾ Schon auf den ersten Blick zeigt sich die sehr bemerkenswerte Tatsache, daß das Banat in dieser Zeit eine hochaktive Handelsbilanz hatte. Die Ausfuhr war fast doppelt so wertvoll als die Einfuhr. Einer Einfuhr im Wert von 558 727 Gulden im Jahr 1761 (543 769 im Jahre 1762) steht eine Ausfuhr im Wert 1 083 114 Gulden (1 026 922 im Jahre 1762) gegenüber. Die ausschlaggebenden Produkte der Ausfuhr sind Vieh und Kupfer.³²⁾ Die Wertsumme des exportierten Viehs und der eßbaren Nebenprodukte³³⁾ macht 1761 nicht weniger als 45 v. H., die des Kupfers 36,8 v. H. der gesamten Ausfuhr aus.³⁴⁾ Daneben spielt der

³⁰⁾ Vgl. den Aufsatz von August D. v. Loehr, Die Finanzierung des Siebenjährigen Krieges, Wiener Numismatische Zeitschrift, 58. Band, Seite 104 ff., wo auch die große Rolle der Wiener Stadtbank als Geldgeberin der Hofkammer in diesem und früheren Kriegen dargelegt wird.

³¹⁾ Hofkammerarchiv, Ung. Kommerz, Fasc. 32.

³²⁾ Es wurden 1761 9746 Zentner Kupfer im Gesamtwert von 398 280 fl., 1762 8653 Zentner im Gesamtwert von 347 314 fl. ausgeführt. Die Produktion des Jahres 1762 erfolgte fast zur Gänze direkt an die Armee. Auch die ganze Silbererzeugung im Wert von 30—32 000 fl. ging an die Armee.

³³⁾ Kennenswert sind nur die geräucherten Speckseiten, die gegen 3 v. H. ausmachen.

³⁴⁾ Im Einzelnen wurden 1761 exportiert 26 750 Ochsen im Durchschnittswert von 12 fl., wovon 3317 Stück direkt an die Armee, der Rest wahrscheinlich an den Wiener Markt abgegeben wurde; 4978 Kühe im Durchschnittswert von 7 fl., 20 134 Stück meist schwere Schweine im Durchschnittswert von 3 fl. 20 kr., 46 809 Schafe, Geißen und Lämmer im Gesamtwert von 46 809 fl. 1762 verschieben sich die Zahlen etwas. Es wurden exportiert 20 020 Ochsen, davon über 4000 an die Armee, 7629 Kühe, 26 000 Schweine und über 63 000 Schafe u. a. Interessant ist auch folgende Nachricht: Auf eine im Dezember 1764 an die böhm.-österreich. Hofkanzlei gestellte Anfrage, ob Banater leichtere Ochsen an die Stadt Nürnberg lieferbar wären, erfolgte die Antwort, daß die Produktion hauptsächlich auf Lieferung von Mastvieh für den Wiener Markt eingerichtet sei, doch sei eine Belieferung von Nürnberg mit anfangs 4000 Stück, die in wenigen Jahren auf 12 000 Stück erhöhbar sei, möglich (Banater Akten, Fasc. 68, 35 vom Dezember 1764 und vom 5. Jänner 1765).

Weizenexport mit nicht einmal 3 v. H. im Jahre 1761 und 3,2 v. H. im Jahre 1762 kaum eine Rolle, vom Hafer, der nur bei der Armeebelieferung von 1762 über 1 v. H. ansteigt, und der Gerste nicht zu reden. Von anderen Ausfuhrswaren zeigen irgendwie beträchtlichere Wertzahlen noch folgende Posten: Wachs zirka 40 000 Gulden, Felle und Häute aller Art höchstens 20 000 Gulden, Pferde nicht einmal 20 000 Gulden, Honig 8000 Gulden, Schafwolle 5—6000 Gulden. Alles andere zersplittert sich in ganz kleine Zahlen.

Das Bild eines extensiv bewirtschafteten Weidelandes mit einem auf geringen Import angewiesenen Verbrauch zeigt auch die Einfuhrseite der Banater Handelsbilanz. Gleich der größte Posten des Jahres 1761, 43 926 Eimer Wein³⁵⁾ in einem Wert von 175 705 Gulden, springt in die Augen. Die im Verhältnis zur Bevölkerung gewiß große Menge wird sich aus dem vielfachen Mangel an gesundem Trinkwasser erklären. Wahrscheinlich aber macht diese Zahl, daß dieses Land, welches um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu den besten Weinbaugebieten der Monarchie gehörte,³⁶⁾ in dieser Kultur damals noch nichts geleistet hat. Eine ganz ähnliche Sache ist die im gegebenen Rahmen sehr namhafte Einfuhr von Obst aus den Nachbarländern,³⁷⁾ die den Mangel an einem auch nur primitiven Obstbau erkennen läßt. An Textilien wurde Tuch im Gesamtwert von 23 657 Gulden eingeführt; davon stammte das billige Schmal- und sogenannte Bauerntuch aus Ungarn, eine etwas bessere Sorte aus Heltau bei Hermannstadt, während die geringen Mengen schwereren Tuches aus Mähren und Wien kommen. Ähnlich steht es mit den vielerlei Arten von Leinwand, die einen Gesamtwert von 34 313 Gulden ausweisen. Die Wertzahl der aus den Nachbarländern in das vielfach holzarme Banat eingeführten Holzsorten ist 23 646, die teuren Farbwaren, die aus Wien kommen, machen mit 56 188 Gulden mehr als 10 v. H. aus. Die „Kramwaren“ im Wert von 24 487 Gulden sind meist aus Wien, billige Konfektionswaren wie 7463 Mäntel (die sogenannten Keppernede) zu 1 Gulden und Wolltögen aus Siebenbürgen, während Ungarn primitive Hüte in großer Menge liefert. Bescheidene Posten von Schneider-, Schuster- und Riemenwaren aus Ungarn lassen wohl den Mangel an Gewerbe im Banat erraten. Aus der Türkei kommen etwa 530 Zentner Baumwolle im Wert von

³⁵⁾ Von dieser Menge kamen 32 274 Eimer aus Ungarn, 6255 Eimer aus der Türkei und 5125 Eimer aus Syrmien. Durchschnittlich kostete der Eimer 4 fl.

³⁶⁾ Nach dem Ausweis der offiziellen Statistik betrug 1849—1860 die Weinproduktion im Banat und in der Batschka durchschnittlich gegen eine Million Eimer jährlich, in diesen Jahren mehr wie die von Niederösterreich.

³⁷⁾ Der Wert der Obsteinfuhr von 1761 betrug bei einem Umfang von 280 bis 290 Tonnen 10 842 fl.

24 000 Gulden, während der Kaffee, von dem 55 Doppelzentner im Wert von 5480 Gulden eingeführt werden, ebenso wie der bessere Zucker aus Wien kommt. Die Triester Einfuhr spielt noch eine verschwindende Rolle.

Alles in allem das Bild eines Landes mit primitiver, konsumschwacher Wirtschaft, das durch Bergsegen und Viehmast zu einer hochaktiven Handelsbilanz kommt. Die später so groß gewordene Produktion an Kornfrucht ist noch auf tiefer Stufe.

Und doch hat der Aufschwung, den der siebenjährige Krieg für die Ausfuhr von Getreide aus Ungarn und Oesterreich gebracht hat,³⁸⁾ sich auch bis in das Banat herab fühlbar gemacht. Schon im Herbst des zweiten Kriegsjahres 1757 frägt der Vorstand der großen österreichischen Zentralbehörde, in der finanzielle, politische und auch Militärverpflegsgeschäften behandelt wurden, des Direktoriums, H. W. Graf Haugwitz, beim Landespräsidenten Graf Perlas an, ob Frucht oder Mehl aus dem Banat für die Armee lieferbar seien.³⁹⁾ Es war möglich aus den Magazinen des Banats, in denen das aus dem Zehentgetreide gewonnene Mehl aufgestapelt war, im Winter von 1757—1758 über Segedin und bis Pest auf dem Landweg 40 000 Zentner Mehl aus den vorhandenen Ueberschüssen zu liefern. Als man dann die Ausfuhr, die nur örtlicher Natur war, lediglich auf die Türkei einschränkte, waren noch 20 000 Zentner Mehl und 20 000 Mäßen Hafer bis zur Ernte aufbringbar, freilich nicht ohne die in den Magazinen pflichtmäßig zu haltenden Reservemengen anzugreifen.

Um die ungemein schleppende Aufbringung und den Transport des zu liefernden Getreides zu beschleunigen, hat Haugwitz im Mai 1758 die Gründung einer Banater Kommerzienkompagnie angeregt und den Beamten der Landesadministration den Eintritt in diese von vornherein freigegeben. Diese Kompagnie ist dann unter Anteilnahme staatlichen Kapitals, das die Kommerzzenralstelle, der sogenannte Kommerzienhofrat, zeichnete, als Aktiengesellschaft zustande gekommen und die Beamten der Administration mit Perlas an der Spitze traten als Aktionäre ein.⁴⁰⁾ Von großen Getreidelieferungskontrakten sind scheinbar nur zwei abgeschlossen worden. Einer im Sommer 1758 vom Administrationsrat Brandenburg als Vertreter der Kompagnie mit der Stadt Wien, der die Lieferung von 160 000 Mäßen Halbgetreide vorsah, und einer mit dem Militärärar auf 50 000 Zentner Flachmehl im Jahr 1762. Der erstere dürfte in dem geplanten Ausmaß kaum zustande gekommen sein. In den späteren

³⁸⁾ Vgl. R. Schünemann, Oesterreichs Bevölkerungspolitik. S. 107 f.

³⁹⁾ Banater Akten, Fasc. 42.

⁴⁰⁾ Es gab 100 Aktien zu 50 fl. Außer dem Kommerzienhofrat und den Beamten der Administration zeichneten in Temeschburg der serbische Stadtrichter Male-nizza Jossim und der jüdische Händler Mejer Amigo.

Jahren des siebenjährigen Krieges wurden die anfänglich bescheidenen und wertmäßig sehr bemängelten Banater Lieferungen in die Menge der ungarischen Militärlieferungen eingeteilt.⁴¹⁾

Die Banater Kompagnie ist weniger durch die Lieferungen für das Militär als ihre seit 1757 aufgenommenen Bestrebungen, den Banater Rohprodukten (neben Weizen Wachs, Honig, Wolle, Tabak, Häute, Bockfleisch) einen Ausfuhrweg nach Fiume und Triest zu bahnen, bekannt geworden.⁴²⁾ Für die Kompagnie wurde im Banat in dem nun Perlasvaros (früher Szige) genannten Donauhafen eine Niederlage eingerichtet, von der die Waren über Belgrad, die Save hinauf bis Sissek und dann über die Kulpa bis Karlsstadt befördert wurden, von wo sie auf dem Landweg über die bekannte, von Karl VI. erbaute Karlsstraße nach Fiume geschafft werden sollten. Diese Kompagnie, die sich der reichlichen Förderung der Wiener Kommerzhofstelle⁴³⁾ und der Herrscherin, die sie mit dem ihr eigenen Glanz freudig unterstützt hat, erfreute, konnte doch aus den verschiedensten Gründen nicht zur Blüte kommen. Der Mangel an kaufmännisch geschulten Kräften in der Leitung und unter den Angestellten, der schlechte Zustand des hindernisreichen Wasserweges, der eine ebenso mühsame wie kostspielige Instandhaltung verlangte, machte sich so hemmend geltend, wie das Fehlen eines organisierten Transportwesens auf der unsicheren Straße von Karlsstadt nach Fiume. Die Kosten des umständlichen Transportes machten den Weizen, der mengenmäßig doch wieder das Hauptausfuhrprodukt war, so teuer, daß er im Küstenland schon deshalb nicht geeignet zum Wettbewerb war.⁴⁴⁾ Dazu kam noch, daß man in Fiume reinen Weizen, nicht das aus dem Banat gelieferte Halbgetreide, einen mit Roggen untermischten Weizen, verlangte. Als besonders übel

⁴¹⁾ Beanstandungen der Temeschburger Lieferungen in Banater Akten. Fasc. 42.

⁴²⁾ Eine kurze Uebersicht über die wenig erfreuliche Entwicklung der Kompagnie, die auch einzelne Fabrikbetriebe in Temeschburg und Magazine bei Karlsstadt und in Fiume hatte, bei Ad. Beer, Die österreichische Handelspolitik unter Maria Theresia und Josef II., Archiv für österreichische Geschichte 86. Band, S. 17 ff.

⁴³⁾ Außer durch Zollbegünstigungen und Ueberlassung von kameralen Magazinen hat aber der Kommerzienhofrat auch durch Barvorschüsse und die völlige Ersetzung des verbrauchten Kapitals der Kompagnie geholfen. Die Akten darüber im Hofkammerarchiv, Kommerz Ungarn, Fasc. 38.

⁴⁴⁾ Für einen Star (29 608 L) Weizen betragen die Transportkosten von Perlasvaros nach Karlsstadt 24, von dort zu Land nach Fiume 48 bis 54 und auf der See bis Triest 7½ Kr., insgesamt etwa 1 fl. 20 Kr. Da der Einkaufspreis 1 fl. und die übrigen Kosten der Kompagnie 50 Kr. ausmachten, so überstieg der Eigenkostenpreis der Kompagnie den damals geltenden Fiumaner Preis von 2 fl. 40 Kr. beträchtlich. Daß man den Weizen zu besserem Preis etwa nach Malta oder Marseille verkaufen könnte, war bei den geschilderten Umständen ein schwacher Trost. (Vortrag der Kommerzhofstelle vom 3./4. 1762, Kommerz Litterola, Fasc. 161).

wurde es bemängelt, daß die an sich bemerkenswert schwere Frucht durch die primitive Art des Drusches (Austreten durch Vieh) und durch die unzulängliche Art der Aufbewahrung in Erdgruben unsauber und mit üblem Geruch behaftet war.⁴⁵⁾ Ob nun diese und andere Bemängelungen wirklich schwerwiegende Uebel aufdeckten, ob ihnen mehr oder weniger symptomatische Bedeutung zukommt, eines wird doch klar: Die Unzulänglichkeit und Primitivität der agrarischen Kultur im Banat war mit einer der stärksten Gründe für das Scheitern der Bemühungen der Kompagnie um die Ausfuhr. Die Gutachten der maßgebenden Fachleute lassen aber erkennen, daß man einen Weg, diesem Uebel beizukommen, wohl zu kennen glaubte: Der mährische Manufakturinspektor Prokop, der im Juni 1762 zur Untersuchung der Mängel der Kompagnie nach Temeschburg berufen wurde, weist ebenso auf die üble Führung der Bücher und die unkaufmännische Art der Geschäftsgebahrung wie auf die Notwendigkeit, „dem hiesigen Landvolk nach und nach den deutschen Feldbau beizubringen“ hin. Und im September 1762 erging an die Temeschburger Landesregierung über Vorschlag des um die Entsumpfung des Banats verdienten und auch sonst viel befragten Technikers Fremaut die Verordnung, den kaiserlichen Zehentweizen aus dem ganzen Banat in die Distrikte mit deutschen Dörfern zu bringen und „von denselben des teutschen Dreschens kundigen Untertanen ausdreschen zu lassen“. Die Erkenntnis, die aus solchen Verordnungen spricht, ist auf die Bevölkerungspolitik der kommenden Jahre nicht ohne Einfluß geblieben.

Die volklichen Verhältnisse in der Schwäbischen Türkei im 18. Jahrhundert.

Von Johann Weidlein.

Eine Rekonstruktion der Bevölkerungszustände der Komitate Tolnau und Baranya am Anfang des 18. Jahrhunderts, also unmittelbar vor der deutschen Ansiedlung, ermöglichen uns zwei wichtige Quellen, die sich gut ergänzen und die damalige Lage des fraglichen Gebietes in Wort und Bild beschreiben. Die erste Quelle ist die im Wiener Kriegsarchiv aufbewahrte und von Johann Chr. Müller im Jahre 1709 angelegte Landkarte im Maßstab 1:550 000, die als erste brauchbare Landkarte Un-

⁴⁵⁾ Daher die wiederholten Klagen über die schwere Verkäuflichkeit des in dem Fiumaner Magazin befindlichen minderwertigen Weizens.

garns betrachtet wird. Die zweite Quelle bilden die Angaben der Landeskonstruktionen¹⁾ aus den Jahren 1715 und 1720. Beide Quellen müssen, um unserem Ziele näher zu kommen, eingehender untersucht werden.

Ueber J. Chr. Müller ist bekannt, daß er seine Karte mit größter Gewissenhaftigkeit verfertigte. Er durchreiste das ganze Land und stellte die geographische Lage der Ortschaften auf Grund eigener Erfahrung selbst fest, doch hat er auch ältere Karten herangezogen, die ihn mit ihren ungenauen Angaben manchmal irregeführt haben. Er war bestrebt, womöglich alle bestehenden Dörfer anzuführen und man muß auch annehmen, daß er seine Arbeit besonders in der Nähe der wichtigsten Verkehrsstraßen, die für ihn am leichtesten erreichbar waren, zuverlässig ausgeführt hat. Solche Verkehrsstraßen gab es auf unserem Gebiet mehrere. Die beiden wichtigsten waren zweifellos jene Landstraßen, die von Essog nach Ofen, bzw. nach Stuhlweißenburg führten. Erstere zog der Donau entlang, letztere kam aber von Raab über Stuhlweißenburg, erreichte bei Simonsturn die Schio und führte an deren linken (östl.) Ufer bis Batafjék, wo sie in die Ofen—Esseger Hauptstraße mündete, wie man es auf einer anderen Karte im Wiener Kriegsarchiv sehen kann.³⁾ Wichtig waren noch die Straßen Pécsvárad—Fünfkirchen—Siklós und Fünfkirchen—Szigetvár. Da J. Chr. Müller das Land zu Wagen durchreiste, hat er mit besonderer Genauigkeit die an den Hauptstraßen liegenden Ortschaften aufgezeichnet. Aber was sieht man auf seiner Karte? Jene Gebiete, durch welche wichtige Straßen führten, scheinen ganz entvölkert gewesen zu sein, denn er gibt z. B. zwischen Fünfkirchen und Pécsvárad kein einziges Dorf an. Zwischen Fünfkirchen und Szigetvár finden wir auch nur Kövágószöllös, Szerdi und

¹⁾ I. Acfády, Die Bevölkerung Ungarns zur Zeit der pragmatischen Sanktion. Ung. Statistische Mitteilungen. Neue Folge XII. Band (adj.).

²⁾ Sperjessy K. Kézirati térképek Magyarországról a bécsi levéltárakban. (Handschriftl. Karten über Ungarn in den Wiener Archiven). Föld és Ember. Jg. 1928. S. 50.

³⁾ General Chartre de l'Hongrie depuis Vienne jusqu'a Constantinople. (Aufgenommen nach 1687 Kriegsarchiv B. IX. a 490). Es scheint aber, als wäre mit dieser Straße nicht alles in Ordnung. Die daran liegenden Dörfer, Rajdac, Kölesd und Szerdahely (eine Wüstung in der Bonyháder Gemarkung) machen es wahrscheinlich, daß die Straße zwischen Rajdac und Kölesd (vielleicht bei dem Kölesder Révbölgy, „Föhrental“) auf das rechte Ufer herüberkam, um dem riesigen Morast, der sich auf der linken Seite bis zur Donau ausbreitete, aus dem Wege zu gehen. So wäre dieser Weg bis Kölesd am linken Ufer der Schio, von Kölesd an auf der rechten Seite etwa bis Bonyhád in südlicher Richtung, von hier nach Osten bis Batafjék im großen und ganzen in derselben Linie gegangen wie heute. Als interessante Tatsache soll erwähnt werden, daß bei Kölesd früher „ein großer, guter Damm mit drei Durchlässern über die Sárviz, den Kanal und den ganzen Morast“ ging. (Joseph. Beschreibung).

Helesfa; an der Donau liegen die alten Siedlungen Patsch, Tolnau, Szekeşzárd, Etit,⁴⁾ Bataşzék, Szekeşö und Mohatsch, aber im übrigen ist die östl. Hälfte der Tolnau und der Baranya wüst und leer. Eine Ausnahme bildet nur die südöstl. Ecke der Baranya, wovon wir unten noch hören werden.

Ganz anders steht es mit den von der Außenwelt mehr abgeschlossenen westlichen Landschaften. Im hügeligen Hegyhátiér Bezirk und in der westl. Tolnau liegen die Dörfer in nächster Nähe voneinander, so daß ihre Namen auf der Karte (1:550 000) kaum Platz haben. In welchem Zustand aber diese Dörfer sich damals befanden, ist wieder eine andere Frage. Die Türken- und Kurukenkriege haben auch sie nicht verschont, jedoch bestanden sie noch im Jahre der Aufnahme,⁵⁾ ebenso wie die abseits liegenden und durch bewaldete Berge geschützten Dörfer westl. von Billány, bei Siklós, Tótfalu⁶⁾ usw. Einen besonderen Schutz genossen auch die an den Donauufeln gelegenen Ortschaften, die, von undurchdringlichen Morästen umgeben, auch noch am Ende des 18. Jahrhunderts nur zur Sommerszeit zugänglich waren, wie es aus den Joseph. Beschreibungen hervorgeht.⁷⁾ Diesem Zustand verdanken auch die ung. Dörfer in der südöstl. Baranya ihr Bestehen, ebenfalls in der sog. Sárköz, südl. von Szekeşzárd.

Die J. Chr. Müllersche Karte macht es uns also klar, daß während der Türkenherrschaft hauptsächlich die östl. Hälfte der Komitate Tolnau und Baranya zugrundegegangen war, weil die großen Straßen, die Heerstraßen, durch dieses Gebiet führten. Die von den Heerstraßen abseits gelegenen oder auf sonstige Weise (durch Moräste und bewaldete Berge) geschützten Siedlungen konnten sich teilweise, aber nur in verkümmertem Zustand, erhalten.

Untersuchen wir nun unsere zweite Quelle, die Landeskonstruktionen aus den Jahren 1715 und 1720, die nicht nur die Zahl der Dörfer und ihrer Bewohner anführen, sondern auch Aufklärung geben über die Völkerschaften jener Zeit, indem man ja die Sprache der dort angegebenen Familiennamen zur Ermittlung des damaligen Nationalitätenbildes heranziehen kann. Es wohnten in diesen Jahren auf dem fraglichen Gebiet Madjaren

⁴⁾ Etény, eine eingegangene Großsiedlung bei Decs (in der Tolnau).

⁵⁾ Viele sind seither schon verschwunden.

⁶⁾ Kistótfalu wurde erst 1828 auf seinen heutigen Platz verlegt, da es früher zwischen den waldbedeckten Bergen versteckt war. Vgl. DUKBl. Jg. 1935, S. 26.

⁷⁾ Bei Alsónyék heißt es: „Außer dem Weg zur Sárvizser Brücke und Pilis läßt sich keiner bestimmen, indem hier bei Inundation alles unter Wasser ist und bei Abfallung neue Wege gesucht werden.“ Dasselbe gilt auch für Pilis. Bei Gerjen lesen wir: „Bei großem Wasser können die Leute nur in Rähnen herumfahren.“ Bei Boghizló: „Um und um ist lauter Wald. Um das Dorf ist lauter Morast.“ Bei Dcsény: „Die Moräste trocknen nie aus.“

und verschiedene slawische Völker: Serben (auch Raizen und Schokazen⁸⁾ genannt), Kroaten und wenige, aus dem Karpathengebiet stammende Slowaken. Es gab auch schon einige deutsche Dörfer, die aber selbstverständlich erst nach Vertreibung der Türken entstanden sind. Viel interessanter stehen die Verhältnisse bei der madjarischen Bevölkerung, deren Geschichte wir uns eben deshalb etwas näher betrachten wollen.⁹⁾

Die Konfektionen aus 1720 kennen in der Tolnau 60 Ortschaften. Von diesen sind 15 zwischen 1715 und 1720 neubesiedelt worden, — die erste Konfektion aus 1715 kennt hier nämlich nur 45 Dörfer, — und über weitere 15—20 erfahren wir aus dem Ortsnamenverzeichnis von Pesty aus 1864,¹⁰⁾ daß sie nach der Türkenherrschaft, meistens vor und nach den Kuruzenkämpfen, neubesiedelt wurden. Ob die übrigen 25—30 Siedlungen, über deren Entstehung wir nichts wissen, alle alt sind und die Kriegszeiten überstanden haben, ist kaum zu glauben, denn wir finden mehrere unter ihnen, die stark mit slawischen Elementen gemischt waren, wie z. B. Ugárd mit 5 madjarischen und 16 serbokroatischen Bewohnern; es gab aber auch solche, die keine Jobbágnen (Fronbauern), sondern nur Kleinhäusler und Taxalisten als Bewohner hatten und deshalb auch nur jüngere Siedlungen sein können, wie Apar mit seinen 22 madjarischen, 10 serbokroatischen und 6 slowakischen Bewohnern, von welchen 10 Kleinhäusler, 28 aber Taxalisten waren, die also keine bodenständige Schicht bildeten. Als zweifellos alte Siedlungen mit einer alten Einwohnerschaft sind nur die Dörfer an der Donau in der morastigen Sárköz zu betrachten, deren Einwohner im Fall der Not in den Morästen und in den bewaldeten Donauinseln sichere Zuflucht finden konnten. So ist von den alten Insassen der Stadt Tolnau bekannt, daß sie sich gegen Ende der Türkenherrschaft aus ihrem an der Heerstraße liegenden und deshalb ge-

⁸⁾ Die Schokazen (sokci) sind römisch-katholische Südslawen, die oft mit den Batschaern identifiziert werden. Die Etymologie ihres Namens ist nicht geklärt, es ist aber wahrscheinlich, daß er von einem geographischen Faktor ihrer alten Heimat (Bosnien, Dalmatien) herrührt. Laut ihren Matrikeln sind sie im 17. Jahrhundert in unser Gebiet heraufgekommen. (Die Raizen sind dagegen griechisch-orientalisch).

⁹⁾ Vgl. auch: Hungaria, oder neu-vollständige Beschreibung des ganzen Königreichs Ungarn. Von M. Zeiler ergänzt Andreas Stübel. Frankfurt und Leipzig 1690, S. 1118.

¹⁰⁾ Handschrift im Nationalmuseum in Budapest. Madjarische Neugründungen sind: Bedeg (1701), Diósberény (1703), Döbrököz (1712), Ertény (1701), Felsőireg (1691), Felsőnyék (1714), Gyönl (1713), Györköny (1710), Kánya (1707), Lápafő (1737), Naghdorog (1712), Regöly (1715), Sárszentlőrinc (1715), Simonsturm (1695), Tengöb (1715), Báraja (1715). Gerjen soll durch die Kuruzen besiedelt worden sein. Dombóvár, Szacs und Tamási waren 1715 von madjarischen Taxalisten bewohnt, die alljährlich ihren Wohnort wechselten. Diese Dörfer hatten also auch keine bodenständige alte Einwohnerschaft.

fährdeten Wohnort auf eine Donauinsel flüchteten und dort das Dorf Bognizló gründeten, das auch heute noch besteht.

Die Bewohner des Komitats Tolnau waren im Jahre 1720 zum größten Teil Madjaren, von welchen sehr viele samt einigen Slowaken aus dem Karpathengebiet, bezw. aus den westlichen Komitaten, kamen, wohin sie sich vor den Türken zurückgezogen hatten.¹¹⁾ Das Ortsnamenverzeichnis von Pesty berichtet z. B. über das madjarische Dorf Bedeg, daß es seine neuen (madj.) Bewohner aus dem Komitat Dedenburg erhielt; nach Sárzentlőrinc kamen madjarische Kolonisten aus Raab, Ödenburg und Eisenburg; nach Lápafő aus Salad (Zala) und Wesprim; nach Tamási aus Raab, Keszthely, Pápa und Tüskevár; nach Gyönk aus Wesprim; nach Felsőnyék aus der Puszta Horhi des Herzogs Batthyány, um nur einige zu nennen, die aber schon zur Genüge beweisen, daß an der Neubesiedlung des Landes auch das Madjarentum regen Anteil genommen hat. Ob es aber Nachkommen der geflüchteten Madjaren waren, konnte nicht festgestellt werden.¹²⁾

Die Nachrichten über das Wandern des Madjarentums hören gänzlich auf, sobald wir in die Baranya hinübergehen. Selbst die Berichterstatter Pestys, die doch die Gemeindecarchive überall durchgearbeitet haben, können über die Herkunft der madjarischen Bevölkerung keine historischen Angaben anführen.¹³⁾ Wahrscheinlich deshalb nicht, weil es keine gegeben hat. Das bedeutet, daß das Baranyaer Madjarentum als Nachkomme

11) Wann und aus welchen Gegenden solche Flüchtlinge fortgewandert waren, wissen wir nicht. In dem Werke N. Mohls, Heiligenstätten auf dem Gebiete des Totiser Kirchspiels, Raab, 1916, S. 4 (madj.) lesen wir, daß im Jahre 1612 „aus den südlichen Teilen Ungarns“ eine größere Anzahl von Kolonisten sich in Totis niedergelassen hat.

12) Wie sich Reste der alten ung. Bevölkerung trotz aller Not und Kriegsgefahr auch in der mittleren Tolnau erhalten konnten, beleuchtet eine ung. Sage aus Kisvejte, die bei Pesty angeführt ist. „Nach einer raizischen (!) Sage war Merch zur Zeit der großen türkischen Verheerung kaiserlicher Oberst, der vom Feinde gefangen genommen und nach Bonyhád verschleppt wurde. Damals irrten im Kisvejteer Wald einige Männer umher, die sich vor dem Feinde hier verborgen hielten, und zwar Hangya János, Rispál Mihály, Bércse Mátvás, Törö János, Fülöp Mihály, Fülöp Mátvás und ein gewisser Káloczi. Diese Männer befreiten den gefangenen Merch, der sie dann später in Kisvejte ansiedelt“ (einige Flurnamen haben die Erinnerung an diese Männer bewahrt!). — Diese Begebenheit mit Merch ist uns aus geschichtlichen Quellen nicht bekannt, viel wichtiger ist aber der Umstand, daß die Leute vor dem Feinde in den Wäldern Zuflucht suchten. Auch lesen wir in der Pfarrchronik von Szakadát aus dem Jahre 1759, daß die madjarischen Bewohner von Diósberény während der Kuruzenriege sich teilweise in der Nähe der Donau aufhielten. Vgl. DUSBl. Jg. 1934, S. 114.

13) Ueber Herkunft und Ansiedlung der anderen Völkerschaften wissen sie jedoch oft Bescheid.

der alten Bewohnerſchaft zu betrachten iſt¹⁴⁾ und daß die vom Norden herſtrömende madjarische Siedlerwelle nur die Tolnauer Wüſtungen erreichte, jedoch nicht mehr genug Kraft hatte, auch die ſüdlicheren Gebiete wieder aufzufüllen. — Die Landeskonſkriptionen aus 1715 und 1720 beſtätigen übrigens jene Beobachtungen, die wir auf Grund der Müllerschen Karte machen konnten: die alte madjarische Bevölkerung wohnte in den weſtlichen und ſüdlichen Teilen der Baranya, ſowie auch in einigen Dörfern an der Donau und der Drau.¹⁵⁾

Die erwähnten Konſkriptionen geben aber auch über die weitere Geſchichte der verödeten öſtlichen Landſchaften Aufklärung. Sie kennen hier auch einige neue madjarische Dörfer wie Szébény, Babarc, Geresd, die auf der Müller'schen Karte nicht angegeben ſind.¹⁶⁾ Dieſe Dörfer bilden aber nur kleine Inſeln in einem ſlawiſchen Meer, das ſchon die öſtliche Hälfte der Baranya überflutet hatte. Auf dem Gebiete öſtlich von der Pécsvárád—Fünfkirchen—Siklóſer Linie ſtanden den 20 rein madjarischen und madjarischen Mehrheitsdörfern ſchon 50 rein ſlawiſche bezw. ſlawiſche Mehrheitsdörfer gegenüber. Die wenigen kleinen deutſchen Siedlungen, die damals ſchon beſtanden haben (Apátvárásd, Lovászhetény und Németsároſ), vermochten an dieſem ethnographiſchen Bild kaum etwas zu ändern.

Zu welcher Zeit ſich das Slawentum in der öſtlichen Baranya niedergelaſſen hat, kann man mit Beſtimmtheit nicht ſagen. J. Chr. Müller ſcheint es noch nicht gekannt zu haben, vielleicht waren aber einige ſeiner Dörfer in der ſüdöſtlichen Ecke dieſes Komitats auch damals ſchon ſlawiſch. Die Bemerkungen, die in den Konſkriptionen bei den einzelnen Dörfern zu leſen ſind, kennen in der Baranya 21 neuentſtandene, meiſtens ſlawiſche Siedlungen. Von den neuen Ortſchaften liegen 18 in der öſtlichen Baranya,¹⁷⁾ und dieſe konnte J. Chr. Müller im Jahre 1709 ſelbſtverſtändlich noch nicht aufzeichnen.

¹⁴⁾ Der Grundriß der Baranyaer alten madjarischen Dörfer war auch im Jahre 1783 noch unregelmäßig (Hauſendorf), wie es aus den Joſephinischen Aufnahmen erſichtlich iſt. Vgl. meinen Aufſatz über die Dorfanlagen in der Schwäbiſchen Türkei. DUSBl. Jg. 1935, S. 22—23.

¹⁵⁾ Alttertümliche Flurnamen, die ſchon längſt verſchwundene, ung. Wörter wie *aſzó*, „Tal“, *mál*, „Sonnenſeite des Berges“ bewahrten, finden wir auch nur in dieſen Gegenden.

¹⁶⁾ Sie können jedoch auch früher ſchon beſtanden haben.

¹⁷⁾ Von dieſen waren ſerbokratiſch: Dárda, Riſkőzeg, Riſnyárád, Magyarbóly, Majs, Nagynyárád, Sárót, Szajif und Virágos. Slawiſche Mehrheit hatten: Kéménd, Lancſut, Pipova, Olaſz und Monoflor. Deutſch waren: Lovászhetény, Németsároſ, Büſpötnádaſo und Baraſd.

In der Tolnau waren die Serbokroaten im Jahre 1720 nur schwach vertreten. Sie kamen zerstreut unter den Madjaren vor und konnten nur in drei Dörfern¹⁸⁾ zu absoluter Mehrheit gelangen. Laut den 1720er Kon-
 skriptionen wohnten damals bloß 80 slawische Familien in diesem Komitat. Die nachfolgenden Untersuchungen sollen auf die Frage nach der Herkunft und der Ansiedlungszeit dieser slawischen Völkerschaften in der Schwäbischen Türkei Antwort geben.

Vor und in den ersten Jahrzehnten der Türkenzeit wohnten in den Komitaten Tolnau und Baranya nur Madjaren, wie wir es auch aus den türkischen Steuerregistern¹⁹⁾ erfahren. In diesen Steuerlisten ist nicht nur die Zahl der steuerpflichtigen Familien, sondern auch ihr Name angegeben. Aus diesen Namen geht zweifellos hervor, daß das ganze Gebiet im 16. Jahrhundert noch von Madjaren bewohnt war. Aber gerade diese Steuerlisten weisen auch schon die ersten Spuren einer neuen, von Süden her kommenden, Bevölkerung auf. Im Baranyavárer und Mohatscher Kreis (nabie), also in der südöstlichen Baranya, die durch das kriegerische Treiben jener Zeiten zuerst und am meisten in Mitleidenschaft gezogen war, finden wir in den Listen aus 1570 bei mehreren Dörfern, und zwar bei Izsip, Mároka, Bánó, Szentmárton, Orman, Bona und Töttös²⁰⁾ die Bemerkung, daß sie von Iflaken besiedelt worden seien, weil sie seit der ersten Kon-
 skription in den 50er Jahren verwüstet wurden oder auch damals schon verwüstet waren. Das Wort iflak stammt aus wlach und bezeichnet die von den Türken damals begünstigten Serben und Walachen — im heutigen Türkischen bedeutet eflak Walache, — die Militärdienste leisteten und schon seit den ersten Türkenjahren in den eroberten Burgen und Festungen aufzufinden waren. Die bewaffneten Iflaken hießen martalosz²¹⁾ und besaßen von Anfang an eine der späteren Militärgrenze ähnliche Organisation.

Ob vereinzelte slawische Familien auch schon vor der Türkenherrschaft in unser Gebiet gekommen waren oder nicht, läßt sich nicht entscheiden. Die schon im 14. und 15. Jahrhundert auftauchenden Ortsnamen wie Tótfalu und Olaszfalú²²⁾, dann eine Zeugenaussage aus dem Jahre 1731, in welcher ein Serbe, der 80jährige Radossa Bariaktar, behauptet, seine

¹⁸⁾ In Ugard, Börzöny und Berekalja. Letzteres gehört heute zu Büspöknádasd in der Baranya.

¹⁹⁾ Belics-Kammerer, Magyarországi török kincstári defterek. (Türkische Steuerliste aus Ungarn). Budapest 1890. 2. Bd. S. 151 ff.

²⁰⁾ Heute besteht nur Izsip, Marok und Töttös. Orman ist eine Wüstung in der Gemarkung Majs. Die Lage der anderen ist noch unbekannt.

²¹⁾ Martalóc bedeutet im Ungarischen heute „bewaffnete Räuber“.

²²⁾ Tót bedeutete früher auch „Slowene“, olasz auch „Kroate“.

Ahnen seien schon vor den Türken in Kőmőcsény wohnhaft gewesen,²³⁾ würden eine solche Annahme nicht gerade unbegründet lassen. Auch die Schokazen sollen sich schon vor der Türkenzeit in Mohatsch niedergelassen haben. Das mag sein, wie es will, das eine ist gewiß, daß die Slawen in der heutigen Baranya und in der Tolnau erst nach der Schlacht bei Mohatsch (1526) zu einer besonderen Bedeutung gelangten. Das Gebiet jenseits der Drau aber, das einst ebenfalls zur Baranya gehörte, wurde schon im 15. Jahrhundert von Serben besetzt, da es schon bei den ersten Zusammenstößen mit den Türken verwüstet wurde und dadurch für das Madjarentum für immer verloren ging.

Nach der Schlacht bei Mohatsch haben die Türken selbstverständlich zuerst die ungarischen Festungen besetzt, in deren Nähe dann Zuwanderer aus Serbien und Bosnien angesiedelt wurden, die oft ganze Heere mit Lebensmitteln versorgen mußten. Es gibt genaue geschichtliche Belege darüber, daß die Befehlshaber von Siklós und Fünfkirchen im Jahre 1577 insgesamt 1050 (600 und 450) serbische Martalosen in der Umgebung ihrer Festungen angesiedelt haben. Immer neue Gruppen ließen sich in den türkischen Teilen Ungarns nieder und im Laufe der beständigen Reibereien und Kämpfe dieser zweiten Völkerwanderung ging das madjarische Bauernvolk allmählich zugrunde. Die Serben erhielten vom Balkan her immer neue Verstärkungen,²⁴⁾ so daß sie am Anfang des 17. Jahrhunderts auch schon die ganze Tolnau überschwemmt hatten.²⁵⁾

Die Serben blieben aber zum Teil auch nach Vertreibung der Türken in ihrer neuen Heimat zurück. Im Jahre 1690 sind sie zum römisch-katholischen Glauben übergetreten,²⁶⁾ doch wurde die vollständige Union durch den Bischof Arsen Tschernojewitsch verhindert, der im August 1690 mit 30 000 serbischen Familien ankam und auch die verheerten Gebiete der östlichen Schwäbischen Türkei in Besitz nahm. Er selbst ließ sich in Dunaszekcső nieder und leitete von hier aus mehrere Jahre lang alle Angelegenheiten seiner Leute.²⁷⁾ Dieser Zugzug vom Jahre 1690 erneuerte die alten Streitig-

²³⁾ Mėg a törtők Budán nem lakott is, az elei Kőmőcsényen laktak.“ (Archiv der Fam. Dörty im Archiv des Nat. Museums). Remecse, Remecsény ist eine eingegangene Siedlung zwischen Kėty und Tevel, deren Name in einem Flurnamen erhalten ist.

²⁴⁾ Vgl. auch Szekfő „Magyar történet“ (Ung. Geschichte) Bd. V. S. 84 ff.

²⁵⁾ Szalay L. A magyarországi szerb telepek viszonya az államhoz (Das Rechtsverhältnis der ungarländisch-serbischen Siedlungen zum Staat) Pest 1861. S. 10—33.

²⁶⁾ Es soll auf deutschen Einfluß geschehen sein. Vgl. DUSBI. Jg. 1934, S. 344.

²⁷⁾ Das Andenken an diesen Bischof ist in der Erinnerung unserer Serben nicht mehr erhalten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wußte man bloß in Rádozár noch, daß „die Besiedlung des Dorfes unter einem raizischen Bischof namens Tscharnowitsch geschehen sein soll, der die Raizen aus Serbien in dieses Gebiet geführt haben soll.“ In welcher Zeit dies geschehen ist, wußte man auch damals nicht mehr. (Pesth, Ortsnamenverzeichnis).

keiten zwischen den Madjaren und Serben, die während der Kuruzenkriege von 1704 bis 1711 zu offenen Feindseligkeiten führten. Aus den Ausführungen Leo Hoffmanns über die serbisch-deutschen Beziehungen²⁸⁾ geht zwar hervor, daß sich mehrere Popen an die Seite Rátóczis stellten; das ist aber nur eine vereinzelte Erscheinung gewesen, denn Serben und Kuruzen waren damals in einen heftigen Kampf geraten, während die Serben von kaiserlicher Seite mit größter Behutsamkeit behandelt wurden. Infolge dieser Kämpfe haben sich die Serben allmählich in die südlichsten Landesteile, meistens nach Slawonien zurückgezogen. In den Aktenstücken der Tolnauer Familienarchive, z. B. in den Archiven der Familien Jeszensky, Döry, Mercy, Apponyi, kann man kaum den Namen eines einzigen Serben finden, der während dieser Kriege nicht nach Süden gezogen wäre. Nach dem Friedensschluß kamen sie aber wieder zurück und waren somit jenen fürchterlichen Zeiten entgangen, die die Schwäbische Türkei in Form von Pest, Hungersnot und Kriegsgefahr heimsuchten.

Daß die Raizen tatsächlich nach Slawonien oder wenigstens doch in die südöstl. Baranya und in die Batschka geflüchtet waren und nach dem Kriege, also nach 1711, in die Schwäbische Türkei wieder heraufgekommen sind, sollen auch einige urkundliche Angaben beweisen.

Im Streit um die Gemarkungsgrenze zwischen Grábóc und Szeffzárd wurden auch einige serbische Zeugen verhört.²⁹⁾ Der erste Zeuge war Markus Wefelnowitz, der damals (1755) in Msonána wohnte. Während der Kuruzenkämpfe hielt er sich mit seinem Vater sieben Jahre lang (1704—1711) in Slawonien auf, kam aber mit seinen Eltern nach Beendigung des Krieges wieder herauf und ließ sich in Cifó nieder. Da wohnte er 15 Jahre lang, bis die Schwaben ankamen. Er war dort Schweinehirt. — M. Bosnyák kam nach dem Friedensschluß in Peterwardein³⁰⁾ nach Grábóc, wohnt aber jetzt in Dállya (Kom. Veröze). — Stojan Bekitsch wurde in Grábóc geboren, hielt sich während der Kuruzenkämpfe in Slawonien auf, kam aber nachher wieder zurück und wohnt jetzt in Szálka (Tolnau).

Die Gemarkungsgrenze zwischen Kisdorog und Tabód konnte man auch nur nach einem langwierigen Prozeß feststellen.³¹⁾ Es wurden wieder mehrere serbische Zeugen verhört. Stojak Rakitsch begab sich nach Kriegsausbruch im Jahre 1704 nach Tovernik südlich von Eßeg, kehrte dann wieder zurück und ließ sich in Duna-szeffjó nieder. — Nach Karavuk in der Batschka zogen aus der Tolnau Winko Péris, Petar Palkowitz und Marko Szlawitsch, die vor dem Kriege in Palánka und Szerdahely, in den seither eingegangenen Siedlungen nördlich von Szeffzárd und Bosnyád, gewohnt hatten. — Nach Hercegszöllös in der südöstlichen Baranya zogen damals ebenfalls drei serbische Zeugen aus der Tolnau. Außer diesen habe ich nur aus demselben Aktenbündel aus 1758 noch 13 Serben zusammengeschrieben, die alle

²⁸⁾ DUBL., Jg. 1934, S. 343—347.

²⁹⁾ Arch. Fam. Döry, 1755.

³⁰⁾ Richtig Karlowitz (1699).

³¹⁾ Arch. Fam. Döry 1758.

nach Süden gewandert waren, größtenteils aber wieder zurückgekommen sind. Dasselbe gilt auch von denjenigen, die im Streit der Zombaer mit den Leuten aus Harcz im Jahre 1734 verhört wurden.³²⁾

Der Umstand, daß die Serben unser Gebiet in den Kriegsjahren verlassen haben, erklärt auch, warum die Müllersche Karte, die doch im Jahre 1709 aufgenommen wurde, die östlichen Gebiete der Komitate Tolnau und Baranya verödet und verwüstet darstellt. Die Serben, die sich teilweise schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts,³³⁾ in größerem Maße aber seit 1690 in unseren Gegenden aufhielten, waren zur Zeit dieser Aufnahme einfach nicht anwesend. Beständige Wohnstätten hatten sie ohnehin keine³⁴⁾ und wohnten meistens in Höhlen und kleinen Holzhütten. In den Konfessionen aus 1715 heißt es: „Ein großer Teil der Bevölkerung, besonders aber die Serben und Kroaten, wohnen nicht in ordentlichen Häusern, sondern bloß in kleinen Holzhütten.“ Klement Simon gibt 1715 eine ähnliche Schilderung der serbischen Häuser: „Die Serben seien mit kleinen, aus Lehm gestampften und mit Stroh gedeckten Häuschen zufrieden, worin sie zu zwei und drei Familien wohnen, jederzeit bereit zu fliehen, wenn die Zeiten sich ändern.“³⁵⁾

Schon in den ersten Friedensjahren begann auch die Ansiedlung der Deutschen, die etwa 100 Jahre lang dauerte. Es ist wohl wahr, daß es in der nordöstlichen Baranya schon um 1700 einige deutsche Siedlungen gegeben hat.³⁶⁾ Diese sind aber in den nachfolgenden schweren Zeiten verschwunden, so daß das ganze Siedlungswerk nach dem Friedensschluß zu Satmar von vorne angefangen werden mußte. Die Frage nach dem Her-

³²⁾ Vgl. DUSBl. Jg. 1932. S. 39.

³³⁾ Aus Zeugenaussagen alter Serben geht hervor, daß während der Türkenherrschaft in folgenden Tolnauer Dörfern auch Serben wohnten: in Apar, Kéth und Kömöcsény, Tevel, Katszd, Grábóc, Belác, Fülöpszerdahely, Kisborog, Szálka, Závod und Zomba. Serbische Popen gab es im Jahr 1703 auch in Döbrököz, Simonsturn, Ozora und Dombóvár. (DUSBl. Jg. 1934, S. 345). — Laut den 1720er Konfessionen lebten nur noch in folgenden, heute schon deutschen Ortschaften Serbokroaten: in Apar (10 Fam.) Batajzék (9), Berekalja (6), Cifó (5), Felsönána (7), Szálka (3), Tolnau (2).

³⁴⁾ Teilweise deshalb nicht, weil sich die serbischen Emigranten von 1690 bloß für eine zeitweilige Niederlassung hier entschlossen hatten; sie wollten nämlich nach Rückeroberung ihrer Balkanheimat wieder dorthin zurückkehren. (DUSBl. Jg. 1934, S. 344). Es muß jedoch auch beachtet werden, daß sie damals noch ein Hirtenvolk waren, dessen Hin- und Herwandern durch beständige Wohnhäuser unmöglich geworden wäre.

³⁵⁾ Ebda. Die Serben hatten also die vorherigen Kriegszeitern noch nicht vergessen.

³⁶⁾ Lovászhetény, Babarc, Szajk, teilweise auch Fünfkirchen, Pécsvárad und Várkony. DUSBl. Jg. 1933. S. 100.

kunftsgebiet der Kolonisten und dem Zeitpunkt ihrer Ansiedlung ist schon von mehreren Forschern in zahlreichen Aufsätzen erörtert worden.³⁷⁾ Trotzdem ein zufriedenstellendes Gesamtbild auch über diese Fragen noch fehlt, wollen wir hier mehr jene Fragen behandeln, welche die Bedeutung der deutschen Ansiedlung beleuchten können. Vor allem wäre festzustellen, wo sich die Deutschen niedergelassen haben. Es ist ganz selbstverständlich, daß sie dorthin gingen und sich dort angesiedelt haben, wo sie sich mit der Grundherrschaft vereinbaren und mit ihr einen Vertrag schließen konnten; man darf aber in Bezug auf die deutschen Siedlungsgebiete gewisse Gesetzmäßigkeiten suchen. Auch wollen wir wissen, von welchem Einfluß die deutsche Kolonisation auf die vorgefundenen madjarischen und slawischen Einwohner war. Die Ankunft der deutschen Siedler muß sich auf diese Völker irgendwie ausgewirkt haben, denn während z. B. zwischen 1711 und 1720 in der östlichen Baranya 14 serbokroatische Dörfer entstanden sind, kennen wir nach 1720 nur zwei slawische Neugründungen.³⁸⁾ Das Vordringen der Serbokroaten hörte also um 1720, seit Beginn der deutschen Ansiedlung, auf. Im Folgenden wollen wir unter anderen auch die Ursache dieser Erscheinung klarlegen.

Ein Blick auf die von Jakob Bleyer im Jahre 1928 herausgegebene Karte „Deutsche Siedlungen in Rumpf-Ungarn 1920“ kann auf die Frage nach dem deutschen Siedlungsgebiet eine ganz genaue Antwort geben. Die Deutschen ließen sich hauptsächlich in der östlichen Hälfte der Tolnau und der Baranya nieder, d. h. in jenen Gebieten, die am Anfang des 18. Jahrhunderts am meisten verwüstet waren. Auffallen könnte vielleicht das deutsche Kerngebiet in der mittleren Tolnau, zwischen der Kapos und der Schió, das nicht an den alten Heerstraßen liegt, ja sogar durch den undurchdringlichen Sárviz-Morast von jenen getrennt war. Es darf aber nicht vergessen werden, daß der Weg zu den wichtigen alten Festungen Simonsturn, Ozora, Tamási, Döbrököz, Dombóvár, Somogyvár usw. über dieses Gebiet führte und daß die Türken bei ihrem Rückzug nach der Ofen—Eßeger Hauptstraße womöglich alles, was Füße hatte, mitgenommen haben. Nach Zeugenaussage einiger Berénner Bewohner, die vom Szafádáter Pfarrer Winkler im Jahre 1759 verhört wurden, gab es kurz nach 1711 mit Ausnahme von Level, das damals schon mit Deutschen besiedelt worden war (1713), in der ganzen Umgebung kein Dorf bis Pincehely, Kiszékely, Simonsturn und Szekszárd, also bis zur heutigen Tolnauer nördlichen und südöstlichen Deutschtumsgrenze. Diese weite Landschaft konnten die Diosberénner Madjaren, die sich seit 1703 aus den Mucsier Wal-

³⁷⁾ Vgl. besonders „Das Deutschtum in Rumpfungarn“ Hg. von J. Bleyer, Budapest 1928 und meine Arbeiten über unsere Mundarten in den DUSBl.

³⁸⁾ Illocska und Pócsa. Beide sind heute schon deutsche Mehrheitsdörfer.

dungen (aus den Dörfern Mucsi, Papd und Závod) hier zusammengefunden hatten, zur Hutweide frei benützen.³⁹⁾ Die mittlere Tolnau lag also unmittelbar vor der deutschen Ansiedlung auch ganz verwüstet und entvölkert da.

Eine nähere Erklärung verdient auch das Deutschumsgebiet in der östlichen Schomodei und in der westlichen Baranya. In der Schomodei gibt es zwei von einander getrennte deutsche Siedlungsgebiete, und zwar im Nordosten, an der Tolnauer Grenze und im Südosten unweit (nördlich) von Szigetvár. Im Norden sind die deutschen Dörfer ziemlich spät, meistens erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, an Stelle verwüsteter Siedlungen entstanden,⁴⁰⁾ während im Süden kleine Dörfer mit madjarischer und kroatischer Einwohnerschaft durch deutsche Zusiedlung bloß vergrößert wurden.⁴¹⁾ Von einer Verdrängung des Madjarentums seitens der Deutschen kann weder hier noch im nördlichen Teil die Rede sein. In der nordwestlichen Baranya sind die alten deutschen Dörfer an der Grenze des Hegyhátság Bezirkes zerstreut, man kann jedoch zwei stärkere Gruppen unterscheiden: oben bei Mágocs, Szalatnák, Tófü und unten bei Hetvehely, Korpád, Kán, Szágy usw. Das Mágócser Gebiet liegt in nächster Nähe zur Festung Szászvár, welcher Ort in der Türkenzeit eine Bezirkshauptstadt war, — die südlicheren Ortschaften aber liegen an der alten Fünfkirchen—Kaposvárer Landstraße, die sich von 1687 bis 1690 zu einer wichtigen Heerstraße emporgeschwungen hatte. Es ist ja bekannt, daß sich die Türken in der Festung Szigetvár erst im Jahre 1690, also drei Jahre nach der Rückeroberung Transdanubiens, ergeben haben. Die Landstraße von Fünfkirchen nach Kaposvár führte eigentlich über Szigetvár; damit man aber dem dort hausenden Türken aus dem Wege gehen konnte, wurde der kürzere, aber schlechtere Weg über Korpád gewählt. Der kaum drei Jahre lang dauernde „Verkehr“ scheint die Bevölkerung dieser Gegend gänzlich verdrängt zu haben. Von den verlassenen Ortschaften wurden einige (Tbafa, Almamellék, Horváthertelend) alsbald von Kroaten besetzt, die samt den Serben auch früh die nördl. wüsten Teile, namentlich die Dörfer Nagyhajmás, Ráckozár, Bítal, Maróc und Szalatnák in Besitz genommen hatten. Die später erfolgte Ansiedlung der Deutschen traf also

³⁹⁾ Daß es richtig so war, beweisen auch zwei Berényer Flurnamen, nämlich die Pincehelher Weg Acker und die Teveler Brücke, obzwar zwischen Berény und den Dörfern Pincehely und Tevel etliche deutsche, also neuentstandene Ortschaften liegen. (Die Bewohner von Berény gingen nach Pincehely und Tevel in die Kirche und mußten auf dem Pincehelher Weg und über die Teveler Brücke gehen.)

⁴⁰⁾ Die Josephinische Aufnahme kennt hier noch sehr viele Ruinen alter Dörfer.

⁴¹⁾ Die Siedlungsgeschichte der Deutschen habe ich in den DUSBl. Jg. 1934, S. 228—240 eingehender behandelt.

auch hier schon slawische Völker, denen gegenüber sich die Deutschen nach hartem Ringen behaupten mußten.⁴²⁾ Jedenfalls wurden auch mehrere madjarische Ortschaften mit Deutschen aufgefüllt (Kaposzkecső, Esikóstóttós, Téses, Gerénges, Kisvaszar), so aber, daß ihre allzu schütterere alte Bewohnerschaft auch weiter erhalten blieb. Das eine steht ohne Zweifel fest, daß der Hegyháter Bezirk hauptsächlich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seine deutsche Bevölkerung erhielt⁴³⁾, in jener Zeit also, da die Neubesiedlung der am meisten verwüsteten östlichen Landschaften schon abgeschlossen war. Man könnte die westlichen Teile gegenüber den östlichen „primären“ Siedlungen „sekundäre“ Deutschumsgebiete nennen, nicht zuletzt deshalb, weil ja die meisten Ortschaften ihre deutschen Bewohner aus den östlichen Landschaften erhielten.

Das Endergebnis unserer Untersuchungen ist also die Erkenntnis, daß sich das Deutschtum in jenen Gebieten niedergelassen hat, die während der vorhergehenden unruhigen Zeiten vollständig zugrunde gegangen waren und auf welchen sich vorher schon verschiedene slawische Völkerschaften ansässig gemacht hatten. Reste der alten madjarischen Bevölkerung hat es hauptsächlich nur in der westlichen Hälfte der heutigen Schwäbischen Türkei gegeben.

Die deutschen Kolonisten fanden in ihrer neuen Heimat also eine madjarische und slawische (serbische, kroatische und slowakische⁴⁴⁾, Bevölkerung vor, die zum Teil auch erst nach Vertreibung der Türken vom Norden und Süden her in unser Gebiet geströmt war. Daß die Ankunft der Deutschen auf diese Völkerschaften von irgendwelcher Wirkung war, ist selbstverständlich. Betrachten wir vor allem die wenigen historischen Beweise, die uns in dieser Frage gewiß auf die rechte Spur verhelfen können.

In Brützles „Recensio“ stehen bei der Beschreibung Kleindorogs einige, die deutsche Kolonisation im allgemeinen charakterisierende Bemerkungen: „Die bis zum dritten Jahrzehnt (des 18. Jahrhunderts) nur wenig einwandernden deutschen Familien ließen sich in bereits besiedelten Orten nieder.“⁴⁵⁾ Sie verdrängten dort all-

⁴²⁾ Den wahrscheinlichen Verlauf dieses Ringens kann man sich leicht vorstellen aus den gruseligen Geschichten, die sich in der südlichen Baranya in jüngeren deutschen Siedlungen (Borjád, Bócsa, Ivándárda usw.) noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zugetragen haben, worüber alte Leute auch heute noch manches erzählen. Auch Fr. Kenz weiß in seinem „Heimatbuch der Arcediner Deutschen“ (Arcedin, 1930) über die Leiden der ersten Kolonisten vieles zu berichten. (Besprochen in den DUSBl. Jg. 1933, S. 136).

⁴³⁾ Die Ansiedlungszeit der Dörfer im Süden und Westen: Gödre 1745, Hetvehely und Kán 1757, Baranyajenő um 1670, Szágh 1770, Esébény kurz vor der Joseph. Aufnahme (1783).

⁴⁴⁾ Die Slowaken spielten nur in Mőzs eine bedeutendere Rolle.

⁴⁵⁾ Das stimmt nicht, denn schon von Beginn an wurden auch ganz wüste Orte neubesiedelt.

mählich die anderen Nationen Die vielen deutschen Familien, die in der Folgezeit kamen, besetzten alte und wüste Orte, errichteten dort armselige Hütten, erneuerten die alten, in Schutt liegenden und errichteten Holzkirchen oder wenigstens Bethäuser.⁴⁶⁾ Die Recensio berichtet auch mancherorts über das Schicksal der Serben. So z. B. bei Závod: Vor Ankunft der Deutschen wohnten Raizen im Ort, die verdrängt und in alle vier Winde zerstreut wurden. — Bei Deutschbóly: Die Schwaben verdrängten mit der Zeit die anwesenden Kroaten.⁴⁷⁾ Bei Deutschmárok: Als die Deutschen im 18. Jahrhundert sich niederließen, begannen die ansässigen Raizen ihre Wohnsitze auf der nördlichen Seite zu errichten. Die Deutschen vermehrten sich, die Schismatiker wurden in alle vier Winde zerstreut, die Gegend begann wieder aufzublühen. — Bei Hásságh: Die Raizen wurden durch die schwäbischen Familien verdrängt und ihre Höfe in fruchtbare Felder umgewandelt.⁴⁸⁾ Aus anderen Quellen wissen wir auch über Murga, daß nach Ankunft der Deutschen die älteren slawischen Bewohner fortgezogen sind⁴⁹⁾ und etwas Ähnliches kann man auch aus der oben schon erwähnten Zeugenaussage des Markus Wefelnowitz über Cíkó folgern.

Wir wissen auch darüber Bescheid, was bei der Neubesiedlung mit der älteren madjarischen Bevölkerung geschah. Brüztles Recensio berichtet, daß der Grundherr J. Petrovský gleichzeitig mit der Besiedlung von Szágh die in seinem Gebiet zerstreut lebenden Madjaren zwang, sich im Dorf Tormás niederzulassen.⁵⁰⁾ Vor Ankunft und zur Zeit der Ansiedlung der Deutschen befanden sich in Barsád reformierte Madjaren, die teils vor, teils nach Ankunft der deutschen Kolonisten nach Kőlesd übersiedelten und den Ankömmlingen Platz machten.⁵¹⁾ Ueber die Diószberény wird im Ortsnamenverzeichnis Pesths (1864) geschrieben, daß dieser Ort bis 1728 nur madjarische Bewohner hatte. „Da aber die Deutschen in diesem Jahr in größerer Anzahl angekommen sind, ist ein großer Teil der Madjaren aus Haß und Abneigung gegen die Deutschen, und auch deshalb, weil in dem kleinen Dorf so viele Menschen ohnehin nicht mehr leben könnten, fortgezogen.“⁵²⁾

Zum Schluß sei noch eine kleine Kőlesder Anekdote erwähnt, die in Pesths Ortsnamenverzeichnis aufbewahrt wurde. Einige Jahre nach der Besiedlung der madjarischen Ortschaft Kőlesd durch den Grafen Mercy, also nach 1722, fragte der große Kolonisateur einen alten Großdoroger Madjaren, auf welche Weise man eine schnell aufblühende Ortschaft gründen könnte. Der alte Mann meinte, man möge nur Angehörige derselben Religion in einem Ort zusammenhalten. Mercy befolgte diesen Rat und es gelang ihm, durch Tausch in seinen Dörfern Leute von einer Religion anzusiedeln.^{52a)}

⁴⁶⁾ DUSBl. Jg. 1934, S. 331.

⁴⁷⁾ Wohl Raizen.

⁴⁸⁾ DUSBl. Jg. 1933, S. 59—62 und Jg. 1934, S. 331.

⁴⁹⁾ DUSBl. Jg. 1929, S. 161.

⁵⁰⁾ DUSBl. Jg. 1934, S. 327.

⁵¹⁾ DUSBl. Jg. 1932, S. 234.

⁵²⁾ Dieser Bericht stammt übrigens aus der Szakadáter Pfarrchronik aus 1759, deren Inhalt in den DUSBl. Jg. 1934, S. 114 mitgeteilt wurde.

^{52a)} Das madjarische (ref.) Kőlesd und das deutsche (luth.) Kleintormás waren ursprünglich nicht getrennt. Erst sechs Jahre nach Ankunft der Deutschen (1724), die sich bei Kőlesd, am Kurußenberg niedergelassen hatten, wurden sie wegen Streitigkeiten jenseits dieses Berges im heutigen Kleintormás angesiedelt, wie es Fräulein Anna Barga-Segedin erforscht hat.

Das ist das Wichtigste, was die Urkunden und sonstige Aufzeichnungen auf die Frage nach dem Einfluß der deutschen Kolonisation auf die hier gefundenen Volksgruppen antworten können. Man darf aber nicht glauben, daß die Deutschen alle anderen Volksgruppen aus dem ganzen Gebiet verdrängt hätten. Die deutsche Ansiedlung wurde von den Grundherren geleitet, — darin unterscheidet sie sich von dem Vordringen der Serbo Kroaten, — die Grundherren aber waren bestrebt in ihren Dörfern Bauern anzusiedeln, die weniger Feld brauchten, als die Serben für ihre extensive Viehwirtschaft. Sie wußten also, daß ein Dorf mehr Bauern aufnehmen könnte, die ihnen auch mehr Robot zu leisten und mehr Neuntel zu zahlen vermochten. Die Serben waren aber damals noch ein Hirtenvolk, das sein Vieh über alle Gemarkungsgrenzen hinaus frei hütete. Gerade das dürfte den Herrschaften nicht angenehm gewesen sein, und sobald sie gute Feldarbeiter erhalten konnten, machten sie diesem Zustand ein Ende. Die Leute wurden nicht überall fortgejagt, sondern meistens nur in größere Dörfer zusammengezogen. Dadurch entstanden wieder mehrere menschenleere Orte. Die Deutschen haben in erster Linie die alten und jüngeren eingegangenen Siedlungen besetzt. Es entstanden also selbständige slawische Siedlungen, die aber auch deutsche Kolonisten erhalten konnten, und zwar durch einmalige oder durch allmähliche Zuwanderung. Da könnte aber jemand fragen, woher wir das alles wissen und wie man von irgendeinem Dorf behaupten kann, auf welche Weise es seine deutsche Bevölkerung erhalten hat? Wir wollen versuchen, diese Fragen zu beantworten.

Die Art der Siedlung spiegelt sich häufig in den Flurnamen wieder. Diese zeigen in der Schwäbischen Türkei heute ein ebenso mannigfaltiges Bild, wie die Bevölkerungsverhältnisse in der Vergangenheit. Deutsche, madjarische, serbische, kroatische und slowakische Flurnamen wechseln in buntem Durcheinander auch in heute schon deutschen Dörfern ab. Eben deshalb untersuchten wir diese Namen eingehender in ihrem Zusammenhang mit den siedlungsgeschichtlichen Tatsachen. Wir gelangten nach langwierigen Forschungen zu der Erkenntnis, daß die mit deutschen Namen bezeichneten Gewanne durch deutsche Arbeit urbar gemacht oder doch neu aufgeteilt wurden. Daraus folgt von selbst, daß es in Neu Gründungen nur deutsche Flurnamen geben kann und daß solche Dörfer, in welchen nur deutsche Flurnamen vorkommen, Neu Gründungen sein müssen, wo es keine älteren Bewohner gab,⁵³⁾ die den Deutschen ihren Namensschatz hätten übergeben können. Wo aber slawisch-deutsche Formen gemischt zu finden sind, gab es jedenfalls eine ältere slawische Schicht mit eigenem Feld und Wald; doch sind auch Deutsche auf einmal in größerer Zahl hinzu gekommen,

⁵³⁾ Mit demselben Fall hat man es zu tun, wenn die älteren Bewohner gleich nach Ankunft der Deutschen fortgezogen sind.

die imstande waren, ganze Gewanne zu roden und umzubrechen. In solche Dörfer, wo heute zwar Deutsche leben, die aber nur slawische Flurnamen gebrauchen, konnten sie nur allmählich, einzelweife einwandern, wobei sie sich das Feld der älteren Bewohner vielleicht angekauft, aber keinesfalls selbständige Rodungstätigkeit unternommen haben. Die 1720er Konstriptionen kennen mehrere Dörfer mit serbokroatischer Bevölkerung und auch mehrere slawische Mehrheitsdörfer, in welchen heute nur deutsche Flurnamen vorkommen, wie in Püspöklad, Kisnyárád, Hegyhátmaróc, Németspalkonya, Virágos, Bókány, Hásságy, Kisbudmér, Kisjafabfalu, Kistassa, Mária-éménd, Nagynyárád, Rácpetre, Szalatnai, Cifó, Palotabozsok usw. Es kann dabei, um die Flurnamen zu rechtfertigen, darauf hingewiesen werden, daß das so erzielte Ergebnis mit den Nationalitätenangaben der alten statistischen Werte übereinstimmt.⁵⁴⁾ Deutsch-slawische Flurnamen haben folgende, nach den Konstriptionen von 1720 rein serbokroatische Dörfer, bzw. slawische Mehrheitsdörfer: Borjád, Magyarbóly, Rácmecske; Baranyabán, Liptód, Majs, Olasz, Püspökmárok, Rácgöröcsöny, Béménd, Bilány, usw.⁵⁵⁾ Von ihrer gemischten Bevölkerung berichtet auch Korabinsky und Fényes.⁵⁶⁾ Dagegen sind mehrere, nach der Zählung von 1920 schon deutsche Mehrheitsdörfer, die aber durchwegs slawische Flurnamen haben, im Jahre 1786 noch ganz slawisch, wie Bezedek, Illocska, Lippó, Nagybudmér, Pócsa, Ráctöttös, und erst Fényes (1836) kennt sie als slawisch-deutsche Mischdörfer.

Wie sich das Verhältnis der Deutschen dem Ungartum gegenüber gestaltete, deuten auch die oben angeführten exakten historischen Beweise schon an. Die wichtigsten Gesichtspunkte, die der große Kolonisator Mercy bei der Besiedlung seiner Praedien sich vor Augen gehalten haben soll, lernten wir aus der Kölesder Anekdote kennen. Angehörige derselben Religion — und wir dürfen wohl auch hinzufügen: derselben Volkszugehörigkeit — sollen in einem Dorf beisammen gehalten werden. Wenn man die Mercyschen Siedlungen der Tolnau, — es sind ihrer mehr als 20 — betrachtet, so kann man sie vor allem in zwei Gruppen teilen, es gibt deutsche und madjarische Ortschaften. Die deutschen Dörfer sind entweder ganz protestantisch (Kalaznó, Barsád, Kistormás, Felsőnána, Keszöhidegút, Apáti, Mucsfa, Izmény und Kismányok, oder ganz katholisch, (Szačadát,

⁵⁴⁾ Vgl. G. Holder, Das Deutschtum in der unteren Baranya, Stuttgart 1931. S. 112—117 (nur Palotabozsok soll 1786 noch deutsch-slawisch gewesen sein, 1830 war es aber schon deutsch).

⁵⁵⁾ Weiteres über die Flurnamen der südöstl. Hälfte der Schwäbischen Türkei siehe: in meinem Aufsatz im Geographischen Jahresbericht aus Oesterreich 1935. Auf Karte 1 und 2. Vgl. auch meine ung. Arbeiten in den Zeitschriften Százados Ig. 1935 (Ergänzungsheft) und Magyar Nyelv, Ig. 1936.

⁵⁶⁾ G. Holder, ebda.

Högnész, Dúzs, Musci, Závod, Nagyvejte, Apar, Sant und Barásd). Von den Mercy'schen madjarischen Dörfern ist Sárzentlőrinc lutherisch (neubesiedelt im Jahre 1723), Kölesd reformiert (1722) und Kisvejte katholisch (1722). Kölesd und Sárzentlőrinc erhielten zwar einen Teil ihrer Bevölkerung aus Westungarn, doch ist es zweifellos, daß die in der Mercy'schen Domäne zerstreut lebenden Madjaren, welche die Kriegsjahre überlebt haben, in diese drei Dörfer zusammengezogen wurden (vgl. die Angabe aus Barásd), wie es auch mit den Ungarn in der westlichen Baranya, auf den Petrovskyschen Gütern geschehen ist, die nach Tormás übersiedeln mußten. Warum die Madjaren nach Ankunft der Deutschen aus Diósberény fortgezogen sind und warum Mercy in diesem einzigen Falle von seinem Gebrauche abgewichen ist und in ein madjarisches Dorf Deutsche brachte, ist leicht zu erklären. Die Berényer Madjaren waren Hirten, wie aus den Aufzeichnungen des Szatadáter Pfarrers Winkler hervorgeht. Mercy brauchte aber Bauern umsomehr, als er ja alle umliegenden Orte schon früher, vor Ansiedlung Berénys (1728), mit Deutschen besetzt hatte.

Ob auch bei anderen Grundherrschaften das Bestreben vorhanden war, in einem Dorf womöglich nur Kolonisten derselben Religion und derselben Nationalität anzusiedeln, ist wahrscheinlich, aber nicht in allen Fällen nachzuweisen. Zu den primären Siedlungen — auf die Tochter-siedlungen beziehen sich unsere Behauptungen nur in beschränktem Maße — gehört in der Tolnau z. B. Szárász, wo sich zu gleicher Zeit Lutheraner und Katholiken niedergelassen haben; das kommt aber nur daher, weil das Dorf zwei Grundherrschaften (die Fam. Döry und Monasterly) hatte.⁵⁷⁾ In Zomba ließen sich zwischen 1720 und 1728 lutherische Madjaren nieder, die auf Druck der katholischen Herrschaft Döry das Dorf 1728 verlassen mußten.⁵⁸⁾ Zu dieser Zeit wurden hier katholische Madjaren angesiedelt,⁵⁹⁾ die katholischen Schwaben konnten nur später und nur allmählich eindringen. In rein madjarischen Ortschaften wurden deutsche Kolonisten nur dann angesiedelt, wenn die alte Bevölkerung zur Bearbeitung des Hotters zu schwach war und auch die Grundherrschaft nicht über so viele Dörfer und Praedien verfügte wie Mercy, die ihr eine planvolle Trennung der Untertanen ermöglicht hätten. So erhielten z. B. die madjarischen Dörfer Nagyszékely und Gyöng deutsche Ansiedler, doch wohnen diese zum Teil auch heute noch in eigenen Gassen, im sog. Deutschen Dorf. Noch

⁵⁷⁾ Szárász ist höchstwahrscheinlich auch eine Tochter-siedlung, gegründet im Jahre 1735 von Deuten aus Kéth. Vgl. Pesth.

⁵⁸⁾ Sie zogen nach Osten und gründeten jenseits der Theiß das große Dorf Droszáza. (Kom. Békés).

⁵⁹⁾ Eine protestantische Siedlergruppe aus Gyöng, die im Jahre 1735 Mezőnyes gründete, soll inzwischen 1—2 Jahre lang (1733—34?) auch hier gewohnt haben.

mehr waren Madjaren, Deutsche und Serben in Pécsvár und Hidas getrennt, wo sie bis etwa 1820 ganz selbständige Gemeinden bildeten.⁶⁰⁾ Auch in der Baranya wurden Deutsche und Madjaren nicht so ohne weiteres in einem Dorf durcheinandergewürfelt. Wir konnten feststellen, daß von den 21 ältesten deutschen Siedlungen des Hegyháti Bezirks i. J. 1715 nur Barátur madjarische Bewohner hatte,⁶¹⁾ während die übrigen 20 entweder ganz menschenleer oder aber von Serbokroaten besetzt waren.⁶²⁾ In der östl. Baranya war die Lage auch nicht viel anders. Die rein madjarischen Dörfer wurden von der deutschen Kolonisationswelle nicht berührt, ausgenommen Püspöknádasd, Babarc und Gerešd. Letzteres war 1715 bloß von sieben madjarischen Familien bewohnt, die aber auch nach Ankunft der Deutschen im Ort verblieben; Babarc war vor dem Kuruzenkrieg schon einmal deutsch⁶³⁾ und hatte auch 1715 wieder einige deutsche Familien; über Püspöknádasd ist uns nur soviel bekannt, daß es seit 1718 deutsche Bewohner hat. Mehr können auch die Flurnamen nicht sagen. Jedenfalls ist es leicht zu erklären, warum die Deutschen nicht in madjarische, sondern hauptsächlich nur in slawische Dörfer gerufen wurden. Die Madjaren waren nämlich Bauern ebenso wie die Deutschen und so war es nicht nötig, daß die Grundherren ihr altes Bauernvolk in seinem Besitz gestört hätten.⁶⁴⁾

Man kann also sagen, daß die deutsche Kolonisation für das Madjarentum dort, wo es in größeren Ortschaften zusammengeschlossen wohnte, ohne Folgen blieb; wenn es aber in verödeten Ortschaften und Praedien zerstreut war, mußte es sich in größere Siedlungen, in Dörfer zusammenziehen. „An Stelle der vielen kleinen Siedlungen traten weniger, aber größere Dörfer, wie es auch den neuen Verhältnissen besser entsprach. Die Herrschaften schnitten sich aus ihrem riesigen Besitztum als Allodialbesitz womöglich große Flächen heraus, zu deren Bearbeitung auch größere Arbeitskraft nötig war, d. h. zu ihrem größeren Herrschaftsbesitz mußten sie auch größere Dörfer anlegen. Die Neubelebung der alten kleinen Ortschaften hätte ihrem Ziel nicht entsprochen.“⁶⁵⁾ Und gerade die deutsche Kolonisation ermöglichte bzw. beschleunigte die Entstehung dieser größeren Dörfer. Das vom Norden her zurückwandernde Madjarentum war noch

⁶⁰⁾ Daher auch noch auf der Josephinischen Aufnahme die Ortsnamen Maghar-, Német- und Rác-hidas; Maghar-, Német- und Rác-Pécsvár.

⁶¹⁾ Sie übersiedelten im Jahre 1738 nach Magyarhertelend.

⁶²⁾ Szalatnák und Hegyhátmaróc.

⁶³⁾ DUSBI. Jg. 1933, S. 98—103.

⁶⁴⁾ Laut der Zählung von 1920 gab es im Südosten unseres Gebietes kein einziges deutsches Mehrheitsdorf unter den alten madjarischen Dörfern, während die ursprünglichen Slavendörfer schon fast alle eine starke deutsche Mehrheit aufweisen.

⁶⁵⁾ Nach Várady, Baranyamegye multja és jelene (1897), I. Bd., S. 521.

stark genug, um nördliche und westliche Teile der Tolnau wieder aufzufüllen; in die östliche Baranya hätte es aber erst nach langer Erholungspause die ersten Schwärme senden können, unterdessen wären jedoch die schwachen madjarischen Inseln in dem sich von Jahr zu Jahr vergrößern- den slawischen Meer untergegangen.⁶⁶⁾ Die Ankunft der Deutschen brachte den slawischen Vorstoß zum Stehen und zwang das Hirtenvolk, das in bäuerlicher Nachbarschaft sein Vieh nicht mehr über alle Grenzen unbeschränkt hüten konnte, zur Feldarbeit und sicherte dadurch auch dem Madjarentum die nötige Ruhe, die es ihm ermöglichte, in seinen eigenen Dörfern zusammengezogen weiter zu bestehen und zum Aderbau überall wieder zurückzukehren.

Jakob Bleyers Eintritt in den Kampf für das ungarländische Deutschtum.

Von Hedwig Schwind.¹⁾

Der Führer des ungarländischen Deutschtums, Jakob Bleyer, war ein echter Sohn des schwäbischen Volkes. Die Familie war seit vier Generationen in Tschib in der Batschka ansässig. Der 1874 Geborene sollte wegen seiner früh zutage tretenden geistigen Begabung studieren und wurde in dem berühmten Jesuiteninternat Kolotscha und dann auf der Universität Budapest ausgebildet. Er beschäftigte sich vorwiegend mit Germanistik und legte in diesem Fach auch die Prüfung für das höhere Lehramt ab. Nach einer kurzen Gymnasiallehrertätigkeit in Dedenburg und Budapest entschloß er sich zur Hochschullaufbahn und hatte seit 1911 die ordentliche Professur für deutsche Literaturgeschichte an der Budapester Universität inne. Der Weltkrieg riß sodann auch diesen zurückgezogenen Gelehrten in den Strudel der Ereignisse.

Bleyers innere Entwicklung hatte sich nicht ganz so glatt und ungehemmt vollzogen wie sein äußerer Aufstieg. Es war ein zähes und schweres Ringen, bis sich seine durch und durch deutsche Natur rein aus der

⁶⁶⁾ Aus den slawisch-madjarischen Mischdörfern der 1720er Jahre mit slawischer Mehrheit ist das Madjarentum überall verschwunden und hat auch von seinen eigenen Mehrheitsdörfern einige (Magharjarlós und Kátoly) den Serbokroaten übergeben müssen.

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz ist eine Vorarbeit zu einer Biographie über Jakob Bleyer.

Wertvolle Hilfe wurde mir bei der Abfassung durch die Familie Bleyer (Budapest) zuteil, die mir entgegenkommenderweise den Nachlaß des Verstorbenen zur Verfügung stellte.

Hülle madjarischer Bildungseinflüsse herausgeschält hatte und er zu seinem wahren Wesen zurückfand. Eigentlich dauerte dieser harte, seelische Kampf fort bis zu seinem Tode. Im Rahmen dieses Aufsatzes soll aber nur das völkische Erwachen dieses großen Deutschen gezeigt werden.

Wenn Bleyer auch in seiner Jugend willig und sogar begierig die madjarische Kultur in sich aufnahm, so kam er doch durch sein germanistisches Studium früh zu der Erkenntnis, wieviel das ungarische Geistesleben dem deutschen Einfluß verdanke. Er „lebte sich“, wie er an einen Freund über diese Zeit schrieb^{1a)} „als Deutscher in der Germanistik aus“.

An der deutschen Widerstandsbewegung gegen die Madjarisierungsbestrebungen der ungarischen Regierung nahm der Gelehrte damals noch nicht teil. Wohl aber verfolgte er im stillen eifrig jede Regung völkischen Erwachens. Das geht allein aus der Tatsache hervor, daß er seit Beginn des 20. Jahrhunderts mit ständig wachsender Sorgfalt alle Zeitungsberichte über den Kampf der deutschen Volksgruppe sammelte.

Da brachte der Weltkrieg auch für Jakob Bleyer den entscheidenden Umschwung. Unter der Erschütterung dieser Tage soll er den Entschluß gefaßt haben, sich dem Madjarentum gegenüber für sein schwäbisches Volk einzusetzen.²⁾

Dennoch brauchte er fast noch drei Jahre Zeit, bis er sich über seine Pläne ganz im klaren war und sie der Öffentlichkeit darlegen konnte. Später kam er noch öfters mündlich und schriftlich auf die Entstehung seiner ersten volkspolitischen Aufsätze zurück und erklärte, seine Erweckung und das gleichzeitige Erwachen des gesamten, ungarländischen Deutschtums sei einzig und allein durch das Erlebnis des Krieges geschehen. So sagte er in einer großen Parlamentsrede im Jahre 1928³⁾, er habe die Frage aus folgenden Gründen angeschnitten: einmal, weil er die Schulpolitik der Vorkriegszeit in den Nationalitätengegenden für das ganze Land für schädlich gehalten habe, ferner, weil er damals bemerkt habe, daß sich bei den ungarländischen Deutschen durch die Berührung mit Reichsdeutschen und Oesterreichern an der Front im Laufe des Krieges auf natürlichem Weg ein gewisses, völkisches Bewußtsein eingestellt habe und endlich, weil sich zu dieser Zeit auch das Deutschtum im Reich um die sprachlichen und kulturellen Verhältnisse des Auslandsdeutschtums zu kümmern begonnen habe. Er wollte vermeiden, daß sich das ungarländische Deutschtum in seiner Erbitterung über die fortwährende kulturelle Unterdrückung kampfmäßig mit den übrigen Nationali-

^{1a)} Bl. an Dr. Schubert, Achern. 27. XI. 1927. (Zum Adressaten überlassen).

²⁾ Vgl. die Aufzeichnungen Bl.s vom Sommer 1914. Mitgeteilt von Béla von Fukánzky, Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, 1934.

³⁾ Zit. nach „Sonntagsblatt“ vom 1. IV. 1928. „Die deutsch-ungarische Frage vor dem Parlament.“

täten gegen den ungarischen Staat, zu dem es bisher immer treu gestanden war, verbünde, deshalb habe er ausgleichend und vermittelnd zu wirken gesucht.

In dieser Absicht veröffentlichte er 1917 den Aufsatz „Das ungarländische Deutschtum“⁴⁾ und ergriff damit zum erstenmal in der Nationalitätenfrage das Wort. Es war dies kein scharfer Angriff, wie die Veröffentlichungen der bisherigen Vertreter des deutschen Standpunktes, sondern ein versöhnlich geschriebener Vermittlungsversuch. Immer berücksichtigte er die Interessen beider Parteien und schränkte seine Wünsche für die deutsche Volksgruppe auf das allerbescheidenste ein.

„Es gibt in Europa nicht noch zwei Völker“, so heißt es in der Einleitung, „die bei aller Rassenverschiedenheit in ihrer sittlichen und intellektuellen Weltanschauung so sehr übereinstimmen wie das deutsche und ungarische“. Die Schicksalsverbundenheit von Madjarentum und Deutschtum sei unauflöslich, da keines ohne das andere bestehen könne. Es gäbe nur eine einzige Reibungsfläche: die ungarische Nationalitätenpolitik in Bezug auf das ungarländische Deutschtum. Die Frage des siebenbürger Sachsentums, zu dem er keine Berührung habe, schließe er dabei aus. Sie sei ja auch in den wesentlichsten Punkten als gelöst zu betrachten. Aber für die Rechte des ungarländischen Deutschtums, dem er selbst entstamme, müsse er sich unbedingt einsetzen. Er verstehe ja durchaus die Tendenz sprachlicher Assimilierung, die als eine Art Selbsterhaltungstrieb zu werten sei. Aber die Wirkung dieser Entnationalisierungspolitik gegenüber dem ungarländischen Deutschtum sei eine schädliche. Einen scharfen Unterschied machte Bleyer dabei zwischen der deutschungarischen Intelligenz, die sich zumeist in den Städten aufhalte und dem Deutschtum auf dem flachen Lande. Die Assimilierung der ersten sei ein natürlicher Vorgang, den man nicht mehr zurückhalten könne. „Nie und nimmer würde das Ungartum gestatten, daß das freiwillige Zuströmen deutscher Fähigkeiten in das Sammelbecken ungarischer Kraft durch die Errichtung künstlicher Schutzwälle verhindert werde.“ Unter solchen künstlichen Schutzwällen verstand er deutsche Mittel- und Hochschulen und hielt diese für das ungarländische Deutschtum nicht für notwendig.⁵⁾ Er warnte sogar die Reichsdeutschen vor einer Einmischung

4) Der Aufsatz erschien gleichzeitig im Märzheft 1917 der „Budapesti Szemle“ S. 428—441, auf madjarisch und im Märzheft der „Deutschen Rundschau“ S. 35—57 auf deutsch, gekürzt, ferner im Wochenblatt „Karpathenpost“ Kásmark, März 1917, deutsch, ungekürzt.

5) Diese Ansicht vertrat Bleyer keineswegs als erster. Béla Forberger forderte bereits 1909 in einer madjarischen Schrift „Ueber den Untergang des Zipser Elements“ (Neudorf 1909) die Erhaltung des Deutschtums auf den Dörfern, dagegen die völlige Madjarisierung der Städte. (Angeführt bei Erich Faulstich „Das Zipser Deutschtum“, Jena 1927, S. 64). Ebenso betonte Franz Herczeg (früher

in diese heikle Angelegenheit, da sie das deutschungarische Verhältnis bis in die Wurzeln vergiften könne. Ganz anders stehe es dagegen mit der Landbevölkerung. Denn die madjarischen Assimilierungsbestrebungen gegenüber dem deutschen Dorf gingen über die Staatsnotwendigkeiten weit hinaus. Da das ungarländische Deutschtum dasselbe religiöse Bekenntnis habe wie das Ungartum, so bekäme es keine eigenen, konfessionellen Volksschulen wie die Serben und Rumänen. So würden immer mehr deutsche Volksschulen verstaatlicht und aus Sparsamkeitsgründen willige das national unmündige schwäbische Bauernvolk auch in diese Verstaatlichung und Entnationalisierung ein. Dieses Verfahren habe aber eine vollständige Vernachlässigung der deutschen Sprache im Unterricht und einen Rückgang der Allgemeinbildung der deutschen Landbevölkerung, ja, ein Herabsinken zum Analphabetentum zur Folge. Es müsse also die gute, alte deutsche Volksschule auf dem flachen Lande wiederhergestellt und den Ansprüchen des modernen Lebens gemäß weiterentwickelt werden. Auch sonst müsse der kulturellen Verwahrlosung des ungarländischen Deutschtums ein Ende gemacht und dieses von der aus ihm selbst hervorgegangenen Intelligenz geleitet und betreut werden, damit es nicht als Ganzes so entvolklicht würde wie die Zipser Sachsen.

Herzog) aus Berschek, der bekannte deutschstämmige ungarische Schriftsteller in seiner Flugschrift „Német nemzetiségi kérdései“ (Die deutsche Nationalitätenfrage Budapest 1902), daß man die Bauern nicht entvolklichen könne, wohl aber die Städter. (S. 55 ff. bes. S. 56/57): „Ich halte die Madjarisierung des Bauern nicht für notwendig beim Ausbau des Nationalstaates. Wenn die Intelligenz des Landes ausschließlich madjarisch ist, dann werden die aufstrebenden neuen Elemente aus den Volksschichten der Nationalitäten gleichfalls madjarisch — und dann ist der ganze Staat madjarisch.“ — Später allerdings erkannte Bl., daß er in diesem Punkt einem Irrtum zum Opfer gefallen war. Als Graf Stefan Bethlen i. J. 1933 sich gegen die Schaffung einer deutschen Führerschicht in Ungarn wandte, (Magyar Kisebbségi Politika [Ungarische Minderheitenpolitik] Magyar Szemle Bd. 18, 1933, S. 96—98), nahm Bl. dagegen mit entschiedenen Worten Stellung. „Es ist ein Ausfluß des Naturrechts, daß der gebildete Mensch deutscher Muttersprache seine Sprache in geläuterter Form in einem Umfang und in einer Art beherrscht, die ihrem seelischen Gehalt entspricht. Die Fragen des ungarländischen Deutschtums sind nicht heutigen Ursprungs, sondern haben eine Geschichte, die jahrhundertlang zurückreicht. Dieses Deutschtum besaß schon im 17., 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine bewußte Oberschicht, die an deutschen Universitäten studiert hatte und die der Kultur des Landes, der Kultur des Madjarentums, große Dienste leistete.“ (A hazai német kisebbség kérdéserőli. [Über die Frage der ungarländischen deutschen Minderheit]. Magyar Szemle Bd. 19, 1933, S. 74—75).

Im Jahre 1933 zeigt sich Bl.'s Wandlung in diesem Punkte auch aus verschiedenen Briefstellen. So schrieb er an Dr. Fritz Baljavec, München, am 12. Juni 1933: „Ein Volk, das keine gebildete Oberschicht haben darf, muß untergehen.“ (Zum Adressaten überlassen).

Eine Einigung zwischen dem ungarischen Staatsvolk und der deutschen Minderheit sei nur durch beiderseitiges Entgegenkommen zu erzielen: die Deutschen müßten dem Wunsch entsagen, 2 Millionen Deutsche völkisch zu organisieren und in Ungarn gewissermaßen eine deutsche Provinz heranzuziehen. Das Ungartum aber muß den Plan aufgeben, die großen Massen der deutschen Landbevölkerung sprachlich und ethnisch mit dem Madjarentum zu verschmelzen. „Man wird mir vielleicht auf der einen oder der anderen oder beiden Seiten wenig Dank wissen“, schließt Bleyer, „ich aber kann ruhigen Gewissens sagen: was ich schrieb, schrieb ich niemand zuleid, sondern bis zum letzten Buchstaben meiner ungarischen Nation und meinem deutschen Volk zuliebe“.

Dieser erste Aufsatz war nur der Auftakt zu einem zielbewußten Pressefeldzug zugunsten der kulturellen Rechte des ungarländischen Deutschtums. So erschienen in den nächsten Jahren ununterbrochen Artikel Bleyers in ungarischen und deutschen Zeitungen und Zeitschriften.⁶⁾ Sie enthalten im wesentlichen dieselben Gedankengänge wie der erste, zeigen, wie gründlich er das Problem durchdacht hat und wie sehr er bemüht war, es auf friedlichem Wege zu lösen.

Seine unerschütterliche Treue zum ungarischen Staat geht ganz besonders deutlich aus seiner Stellungnahme in der Wahlrechtsfrage hervor.

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts tobte in Ungarn der Kampf um das allgemeine und geheime Wahlrecht. Die Forderung nach dieser demokratischen Neuerung war an sich einwandfrei und zeitgemäß. Aber nach madjarischer Auffassung wäre das allgemeine Wahlrecht von den Gegnern nur als Mittel zur Zersetzung der ungarischen Staatseinheit mißbraucht worden. Die Verfechter des neuen Wahlrechts bestanden nämlich aus Sozialisten und radikalen Demokraten, einem kleinen Teil der liberalen Partei und des

⁶⁾ An wichtigen Zeitungsaufsätzen Bleyers in den Jahren 1917/18 erschienen u. a.: „A hazai németiség“ B. Sz. März 1917, S. 428—41.

Dasselbe: „Das ungarländische Deutschtum“, Deutsche Rundschau, März 1917. S. 350—57.

„Deutsche und Ungarn“ B. L. 9. V. 1917.

„Die deutsch-ungarischen Beziehungen und das ungarländische Deutschtum“, B. L. 11. VIII. 1917.

„Ungarn und Deutschungarn“. Ill. Ztg. in Leipzig, 25. IV. 1917 N. F. 10 und 11. V. und „Temeswarer Ztg.“ 7. VI. 1917.

„Die falschen Propheten“, Deutschtum und Ungartum II. „Ungartum und Deutschtum“, N. F. 18. u. 19. X. 1917.

„An die Deutschungarn“. N. F. 25. und 30. X. und B. L. 24. und 29. X. 1917.

„Der Staat Ungarn und die mitteleuropäische Gemeinschaft“ B. L. 31. I. 1918.

„Wir Schwaben und der Krieg“ N. F. 13. u. 14. II. 1918.

Bürgertums, besonders aber aus den Führern der Minderheiten — also alles Elemente, denen an einer Schwächung des ungarischen Regierungssystems gelegen war. Diese Sachlage wollte der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand zugunsten seiner neuen Pläne ausnützen, die darauf hinausgingen, den österreichisch-ungarischen Dualismus, an dem der alte Kaiser Franz Josef immer noch festhielt, in einen Trialismus umzuwandeln. Es sollten nämlich die westlichen Teile des südslawischen Raumes unter Führung der Kroaten und unter dem Szepter des Hauses Habsburg zu einem slawischen Reich vereinigt werden. Auch sollte Siebenbürgen den Rumänen überlassen und das gesamte von Rumänen bewohnte Gebiet zum Anschluß an Groß-Österreich bewogen werden. Die von dem ungarischen Ministerium Fejérvány-Kristóffy betriebene Wahlreform hatte also den Zweck, im Interesse der Hofpartei den österreichisch-ungarischen Dualismus zu stürzen und die Einheit des ungarischen Staates zu zersetzen. Das neue Reich sollte föderalistisch gegliedert sein und allen Minderheiten gleiche Rechte geben.

Diesen Strömungen stellte sich seit dem Jahre 1912 Graf Stefan Tisza als Schirmer der Vorherrschaft des Madjarentums entgegen. Er befürchtete, daß verschiedene Volksgruppen, wie die Serben und Rumänen, die Einführung des allgemeinen Wahlrechts zur Loslösung von Ungarn benützen würden. Auch während des Weltkrieges blieb er in dieser Frage nach wie vor ablehnend, um in dieser gefährlichen Zeit den ungarischen Staat auch weiterhin zu sichern. Er hatte damals im Reichstag besonders den späteren, berühmten Revolutionär, Graf Michael Károlyi, der das allgemeine Wahlrecht forderte, zu bekämpfen.⁷⁾

Die Wahlreform abzulehnen schien also damals nur Pflicht eines treuen, ungarischen Staatsbürgers zu sein. Dies war auch der Standpunkt Jakob Meyers und in diesem Sinn beeinflusste er die deutsche Volksgruppe, die sich, im Gegensatz zu anderen Minderheiten, während des Krieges als eine der zuverlässigsten erwies. Der Zweck seines Aufsatzes „Das radikale Wahlrecht und das ungarländische Deutschtum“⁸⁾ war einzig und allein der, seine deutschen Volksgenossen in

⁷⁾ Vgl. die Darstellung der Wahlrechtsfrage in Ungarn in der „Geschichte Ungarns“ von Alexander Domanovszky, München und Leipzig 1923, S. 368—372. Zur Ergänzung vgl. Treumund (E. Steinacker) „Von Tisza zu Károlyi“, Döst. Rundschau, Jg. VII (1918), S. 159—164.

⁸⁾ Erschienen in der Zeitschrift „Nord und Süd“ Januar—März-Heft 1918, S. 67—70. Ferner erschien ein Aufsatz „Das Wahlrecht und die Deutschungarn“ im P.L. vom 16. V. 1918 und N.P. 9. V. 1918, und ein zweiter: „Das Wahlrecht und die Deutschungarn“ (Eine Randbemerkung zu dem Kapitel: Beherrschung (?) der ungarischen Sprache) in P.L. 7. III. 1918 und N.P. 13. III. 1918. Darauf Ant-

dieser staatsstreuen Haltung zu bestärken. Er setzte darin klar auseinander, daß das allgemeine und geheime Wahlrecht nur ein Mittel sei, mit dem die Feinde Ungarns ein ihnen persönlich verhaßtes System stürzen wollten. Sei die Wahlrechtsreform einmal durchgesetzt, so könne der ins Rollen gekommene Stein auf keine Weise mehr zum Stehen gebracht werden. Wohl habe auch das ungarländische Deutschtum berechnete Klagen gegenüber der ungarischen Regierung, so vor allem in der Schulfrage. Aber dennoch dürfe es sich nicht auf die Seite der anderen, ungarnefeindlichen Volksgruppen stellen. „Und trotzdem, trotz alledem ist es meine feste Ueberzeugung, daß der Entschluß, uns im Kampf um die Reform des Wahlrechts auf die Seite der Internationalisten und ungarnefeindlichen Nationalitäten zu stellen, ein unheilvoller Fehler wäre und unvermeidlich zu einer Katastrophe führen müßte... Es kann keinen vernünftigen Deutschen geben, der die Vorherrschaft des Ungartums irgendwie ernstlich gefährden wollte, denn das hieße die Grundfesten der Monarchie, ja, des ganzen politischen Systems Mitteleuropas erschüttern... Es muß immer wieder betont werden: die Erhaltung der ungarischen Suprematie ist nicht nur eine ungarische, sondern auch eine deutsch-ungarische Notwendigkeit. Sie ist zugleich eine Notwendigkeit für die Monarchie, die ohne sie nicht bestehen kann, und eine Notwendigkeit für die ganze Weltstellung des Deutschtums... Unseren völkischen Wünschen und Forderungen wollen wir nicht entsagen, es wäre aber ein verhängnisvolles Unternehmen, wollten wir die Wahlrechtsfrage als Mittel gebrauchen.“

Diese Stellungnahme ist wohl der schlagendste Beweis für die Loyalität des größten ungarländischen Deutschen, der wirklich ein „Deutschungar“ im besten Sinne des Wortes war. Und so betonten alle seine Veröffentlichungen von der Zeit seines ersten politischen Auftretens an bis zu seinem Tode in unermüdlicher Wiederholung die Synthese: „Deutschtum und Ungartum, deutscher Volksangehöriger und ungarischer Staatsbürger.“ So schrieb er im Oktober 1917⁹⁾: „Zawohl, ich bekenne mich auch in meinen deutschen Schriften stolz und selbstbewußt als Ungar. Meine Nation ist die ungarische Nation. Mein Vaterland ist die ungarische Gesellschaft, die ungarische Kultur, die ungarische Wissenschaft. Die Luft des ungarischen Bodens ist die einzige Atmosphäre, in welcher ich atmen und leben kann. Ich habe keine andere Nation als die ungarische. Ich habe aber auch ein

wort in *Wisla* vom 8. III. 1918 und Antwort von Ignatus (= Leo Weigelsberg) in *Wisla* vom 10. III. 1918. — Auch in der Wahlrechtsfrage hat Bleher sich später zu einer anderen Ansicht bekehrt, insofern, als er die offene Abstimmung auf dem Land und die Beschränkung des Stimmrechts angriff. (Vgl. So. 19. III. 1922. „Rückblick und Ausblick“).

⁹⁾ Zit. nach *N. P.* 13. X. 1917. „Das ungarländische Deutschtum“.

deutsches Volk. Und dieses mein Volk verleugne ich nicht; ich hänge diesem Volk vielmehr mit einer Macht des Gefühls an, welche aus der Abstammung entspringt.“ Und im März 1918: „Das Ungartum bedeutet auch für uns die Nation, an der wir mit derselben unwandelbaren Treue, derselben Herzensneigung und seelischen Hingebung hängen, wie nur irgendein Rassenungar. Das „Schwabentum“ bedeutet für uns unser Volk, wie etwa für den Siebenbürger Ungarn sein Sektentum. Wie dieser fühlen wir keinen Gegensatz zwischen unserer Nation und unserem Volk und sind von der felsenfesten Ueberzeugung durchdrungen, daß wir, indem wir für die Interessen unseres Volkes eintreten, zugleich dem Wohl unserer Nation dienen.“

Die zahlreichen und bedeutenden Aufsätze des bisher in der deutschen Volkstumsbewegung Unbekannten verhallten nicht ungehört. War es doch das erstemal, daß ein bodenständiger Wissenschaftler von Rang in den Nationalitätenstreit eingriff und für die deutsche Volksgruppe eine Lanze brach. Er bekam Zuschriften von allen Seiten, die teils begeisterte Zustimmung, teils scharfe Kritik enthielten. Da waren unter den Anhängern nicht nur ungarländische Deutsche, sondern auch einsichtsvolle Madjaren, da fand er auf der Seite seiner Gegner nicht nur madjarische Chauvinisten, sondern auch Deutsche, die folgerichtiger dachten und mehr Rechte für ihr Volk verlangten als er. Denn Bleyer war damals noch nicht bewußt volksdeutsch bis zur letzten Folgerung. Er stand ja erst am Anfang seiner Entwicklung.

Die madjarischen Kreise standen ihm daher auch zu Beginn seiner Laufbahn noch mit einem gewissen Wohlwollen gegenüber. Wenigstens liegt mir aus diesen ersten Jahren kein Material über Anfeindungen von madjarischer Seite vor. Die Einsichtsvollen und Gebildeten unter ihnen — und sie waren es ja vor allem, die sich geistig mit Bleyers von hoher Warte aus geschriebenen Artikeln auseinandersetzten — würdigten seinen Standpunkt und gaben die Fehler der ungarischen Nationalitätenpolitik zu. Hatte doch Graf Stefan Tisza selbst am 25. Juni 1917 im ungarischen Reichstag eine Rede gehalten, in der er den Verfall des ungarländischen Deutschtums feststellte und den Unterrichtsminister *A p p o n y i*, den Schöpfer des für die Minderheiten so verderblichen Schulgesetzes von 1907, vor weiteren chauvinistischen Uebertreibungen warnte. Er bezeichnete die Schwaben als Säule der ungarischen Nation und sprach von ihrer tiefen Erbitterung über die Schulverhältnisse und wie gefährlich es sei, sie in die Opposition zu treiben. Erst jetzt, da hunderttausende ihrer Söhne im Feld seien, hätten sie erfahren, daß diese keinen deutschen, aber auch keinen madjarischen Brief mehr schreiben könnten. Sie ständen vor dem Analphabetentum. Edmund Steinacker vermutete, daß Bleyer erst durch diese Rede Tiszas zu seinem Aufsatz in „Budapesti Szemle“ ermutigt worden sei.¹¹⁾

Dies ist aber unmöglich, weil Bleyers Aufsatz schon vier Monate vorher erschienen war. Es ist viel wahrscheinlicher, daß beide, unabhängig von einander, als wirklichkeitsnah denkende Männer, von den Verhältnissen dazu gedrängt wurden, diesen wunden Punkt am ungarischen Staatskörper zu berühren. Jedenfalls bewirkte dann Tiszas Rede, daß die allgemeine Stimmung bei den Madjaren für Bleyer zum mindesten nicht ungünstig war. Da er gleich zu Anfang in Wort und Tat eine so große Treue zum ungarischen Staat bewies, da er in den Kulturfragen geradezu unmögliche Zugeständnisse machte und den deutschen Mittelstand und die geistige Oberschicht ganz dem Madjarentum opfern wollte, glaubte man, auch seine Forderungen in der Volksschulfrage leicht noch herabdrücken zu können. Erst als der deutsche Volksführer hierin im Laufe der Jahre eine zähe Unnachgiebigkeit und einen eisernen Willen zeigte, verscherzte er sich die anfängliche Zuneigung.

Im Jahre 1917 gaben mehrere Madjaren Bleyer in der Frage des ungarländischen Deutschtums vollkommen recht. So drückte ihm der Sprachforscher Géza Birkás aus Fünfkirchen¹²⁾ in warmen Worten seine Anerkennung aus: „Gestern abend las ich Ihren Artikel in der „Budapesti Szemle“; erlauben Sie, daß ich Sie dazu von Herzen beglückwünsche; wahrlich, mit ungarischer Offenheit und deutscher Ehrlichkeit ist er geschrieben und bestätigte mir diese meine seit langem gehegte Ansicht, daß nicht die ungarische Sprache der ungarländischen Nationalitäten, sondern deren Sympathie für Ungarn das wichtigste ist.“

Auch bei dem bekannten Historiker Professor David Anghal fand Bleyers erster Aufsatz erfreuten Widerhall.¹³⁾ „Sie haben vollständig recht. Unsere Nationalitätenpolitik ist recht verwickelt, sie will alle mit gleichem Maß messen und trifft so gerade unsere wertvollsten Verbündeten. Sie sprechen sehr mutig und klug. Ich weiß selbst von einem Tolnauer deutschen Freund, welche schlechte Wirkung die Abschaffung der guten, alten deutschen Volksschule hat. Der deutsche Bauer soll bei uns Deutscher bleiben, er soll möglichst zäh bleiben, für uns ist das umso besser. Vielleicht verstehen das auch unsere Machthaber, wengleich diese oft für derartiges taub und blind sind.“

11) Vgl. Treumund (E. Steinacker) „Die deutsche Bewegung in Ungarn“, West. Rundschau, Wien u. Leipzig, 1. Mai 1919. S. 101—11. Vgl. dazu Bl. an Neugeboren 3. IV. 1917: „... (meinen Artikel schrieb ich am 18. XI. 1913 (!) zum erstenmal nieder).“ Bl. N.

12) Birkás an Bl. 15. III. 1917 (madj.) Bl. N.

13) Anghal an Bl. 15. III. 1917 (madj.) Bl. N.

Professor Alexander Jmre¹⁴⁾ erkannte Bleyers guten Willen und seine Aufrichtigkeit an und gab zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß der von ihm unternommene Schritt „eine ernstliche Fortsetzung“ erfahren werde. Die Regierung solle nämlich „durch glaubwürdige, wohlwollende und kundige Männer feststellen lassen, wie die Gesinnung der Richtungarn beschaffen sei und inwiefern an dem Zustandekommen dieser Gesinnung die Schule beteiligt sei.“ — Bleyer aber meinte in einer Entgegnung¹⁵⁾, daß dieser Schritt nicht zum Ziele führen werde, weil die Regierung bisher auch immer falsch unterrichtet worden sei. Nicht die Gesinnung der deutschen Bevölkerung, sondern das Wissen, den Bildungsgrad müsse man feststellen und vergleichen, wie sehr er im Verhältnis zu früheren Zeiten, als noch die deutsche Volksschule bestand, gesunken sei.

Daß gerade die gebildetsten und bedeutendsten Madjaren auch in dieser Sache die Einsichtsvollsten waren, zeigte sich auch hier wieder in der Haltung, die der große Geschichtsforscher Ungarns, Julius Szekfü, einnahm. In zwei begeisterten Briefen erkannte er Bleyers Bestrebungen bedingungslos an. „Erlauben Sie,“ so schrieb er in dem ersten,¹⁶⁾ „daß ich in erster Linie die moralische Wirkung hervorhebe, die der Artikel auf mich gemacht hat. Endlich ein starker, wahrer Mann in unserer politischen Nation, ein Mann, der ein Bekenntnis ablegt, wenn andere Menschen stammeln und stottern oder aber, auf die „öffentliche Meinung“ schielend, sich in gefällige Formen hüllen. Mögen Herr Professor meinen Dank nicht zurückweisen: es ist keine alltägliche Freude, eine derartige, ganze Persönlichkeit zu sehen, wie sie aus dem Artikel hervortritt. Der sittliche Auftrieb, den ihm dieser Umstand verschafft, ist jedenfalls ein seltener Wert, besonders aber unter den heutigen niederdrückenden Verhältnissen.“ — Und ein halbes Jahr später:¹⁷⁾ „Sie gehen nicht an den Problemen vorbei, Herr Professor, fürchten sich nicht davor und haben kein Bedenken, sie anzuschneiden. Darin... unterscheiden Sie sich sehr, sehr von der heute herrschenden, 50/60/70jährigen Generation... nach deren Äußerungen wir glauben möchten, daß in Ungarn paradiesische Zustände seien, daß es das Land der praestabilita hármonia sei und wer noch über irgendeine ungelöste Frage nachdenke, der sei wirklich ein ungezogener oder unbedachter Mensch. Seit 1867 sind wir tatsächlich in eine derart unerwartet glückliche Lage gekommen,

¹⁴⁾ Aufsatz Alexander Jmres im Juniheft von „Magyar Paedagogia“ zit. nach Sonderabdruck aus Karpathenpost, Kásmark 1917, „Das ungarländische Deutschtum“ Nachtrag S. 15.

¹⁵⁾ „Zur Frage des ungarländischen Deutschtums“, Krit. Bemerkungen. Budapesti Szemle, Juliheft 1917, S. 157—160. Zit. nach Sonderabdruck der „Karpathenpost“, S. Fußnote 14.

¹⁶⁾ Szekfü an Bleyer. 18. III. 1917 (maj.) Bl. N.

¹⁷⁾ Szekfü an Bleyer. 13. VIII. 1917 (maj.) Bl. N.

daß wir mit ein wenig ernster Arbeit die kulturelle Herrschaft der madjarischen Rasse . . . hätten erreichen können. Daß wir dies nicht erreicht haben, daß wir — wie auch Herr Professor sagen — den großen Kulturvölkern auch heute nicht ebenbürtig sind, daran ist die vor uns schreitende, heute herrschende Generation schuld.“

Wie schmerzlich mußte, angesichts solcher ehrlichen Anerkennung von madjarischer Seite, Bleyer davon berührt werden, daß ehemalige Deutsche mit dem für Ueberläufer typischen Eifer sich ihm verständnislos in den Weg stellten. So schrieb ein Lehrer, Karl Heinrich, in der Zeitschrift der kathol. Volksschullehrer einen Artikel zugunsten der Madjarisierung des schwäbischen Volkes.¹⁸⁾ Das deutsche Volkstum sei so zersplittert und sein Sprachschatz bereits so zusammengeschmolzen, daß es am besten sei, es vollständig zu madjarisieren. Die deutsche Bevölkerung sei verblödet, rückständig, unsittlich und abergläubisch. Man müsse ihr in ihrem eigenen Interesse die Segnungen der ungarischen Kultur erschließen, dürfe keine deutschen Schulen errichten, müsse die Madjarisierung fortsetzen. — Sachlicherer Art waren die Einwände des ebenfalls deutschstämmigen, berühmten Kulturgeschichtlers und Prämonstratenserabtes Remigius Békefi, der Bleyers Vorschläge für praktisch undurchführbar und gefährlich hielt.¹⁹⁾

Wenn sich Bleyer von seinen eigenen, ehemals deutschen Stammesgenossen so mißverstanden sah, konnte es ihn nur noch wenig bekümmern, daß er auch von sozialdemokratisch-pazifistischer Seite angegriffen wurde. Oskar Jássi, der später Nationalitätenminister der ungarischen Revolutionsregierung wurde und dessen Autonomiepläne Bleyer, obwohl sie der deutschen Minderheit eine weitgehende Selbstverwaltung gebracht hätten, aus ungarischer Staatstreue ablehnte, wandte sich schon 1917 in der Presse gegen Bleyer.²⁰⁾ Er fragte ihn, warum er für sein eigenes Volk eine klügere und billigere Politik fordere als für die übrigen ungarischen Nationalitäten. Die deutsche Minderheit sei doch nur eine der allerkleinsten. Die Begünstigung einzelner Nationalitäten wäre ein schweres Vergehen, ein Unrecht gegen die übrigen, was mit dem Wesen des modernen Rechtsstaates unvereinbar sei. Bleyer wies ihm darauf nach den Ungarischen Statistischen Mitteilungen vom Jahre 1910 nach,²¹⁾ daß das ungarländische Deutschtum, auch wenn man die Siebenbürger Sachsen ausschließe, unter den 5—6 unga-

¹⁸⁾ „Nem állhatunk meg (Wir können nicht stehen bleiben). Népnevelő, a katolikus tanítószág hivatalos lapja (Volkserzieher, amtliches Blatt der katholischen Lehrerschaft). 1917. Nr. 19, 19. September 1917.

¹⁹⁾ Békefi an Bleyer. 3. IV. 1917 (madj.) Bl. N.

²⁰⁾ In der Zeitschrift „Huszadik Század“ (Zwanzigstes Jahrhundert), Juniheft 1917. Zit. nach Sonderabdruck aus Karpathenpost, S. Fußnote 14, Anhang S. 17.

²¹⁾ Zit. nach Sonderabdruck der „Karpathenpost“, s. Fußnote 14.

rischen Nationalitäten an dritter Stelle stehe. Außerdem verlange er ja für die deutsche Minderheit nichts als die Wiederherstellung der deutschen Volksschule, während die in Ungarn lebenden Rumänen und Serben trotz ihrer geringeren Bevölkerungsziffer sogar eigene Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und theologische Lyzeen hätten.

Wenn wir nun zur Stellungnahme all derer übergehen, die sich außer dem deutschen Namen auch ihre deutsche Gesinnung im Kern ihres Wesens erhalten hatten, so wäre zu sagen, daß zwar alle, denen das ungarländische Deutschtum am Herzen lag, sich dankbar und erfreut zeigten darüber, daß ein Mann von Bleyers Ansehen in ihrer Sache das Wort ergriff, daß aber nur wenige restlos mit seinen Anschauungen übereinstimmten und daß gerade die führenden Köpfe unter ihnen seine Ansichten nur bedingt annahmen.

Wir finden dabei zuerst eine Gruppe Deutschstämmiger, zumeist Universitätsprofessoren, die sich weitgehend dem Madjarentum angeglichen hatten. Am meisten zustimmend äußerte sich noch Professor Rándor Láng von der Universität Debreczin.²²⁾

„Auch ich gehöre zu diesen, in deren Auftrag Du zwar nicht, wohl aber aus deren Seele Du gesprochen hast. Auch ich habe in inneren Krisen oft mit mir gekämpft und stelle mich mit den gleichen Gedanken wie Du neben meine ungarische Nation und neben mein schwäbisches Volk. Ich danke Dir, daß Du all das geschrieben hast und wünsche sehnlichst, daß beide Teile Deine Worte hören und beherzigen, die vielleicht dem „peccatur extra et intra muros“ ein Ende bereiten können.“

Ein anderer Universitätsprofessor, der namhafte Literaturhistoriker Josef Bayer, schrieb folgende Sätze, in denen er seiner zweifelnden Haltung Ausdruck gab und die überaus schwierige Lage Bleyers in geradezu hellseherischer Weise erfaßte:²³⁾

„Meiner Ueberzeugung nach ist diese wichtige Frage (Minderheiten und ihre Einschmelzung) kein politisches, sondern ein soziales Problem. Als solches kann man es mit gutem Willen sehr schön lösen, ohne daß der ungarische Staatsgedanke dadurch benachteiligt würde. Du hast Dich zwischen die Puffer zweier Eisenbahnwagen gestellt. Wenn die Menschen einsehen, daß Du nicht den Zusammenprall, sondern die Verkoppelung herbeiführen willst, dann kann nichts Schlimmes geschehen und ein kluger Lokomotivführer wird die zwei aus entgegengesetzter Richtung kommenden Wagen des Zuges in der gemeinsam vereinbarten Richtung führen können.“

²²⁾ Láng an Bl. 20. III. 1917 (maj.) Bl. N.

²³⁾ Bayer an Bl. 26. III. 1917 (maj.), Bl. N.

Man muß den Weitblick dieses Mannes bewundern, der Bleyers gefährdete Lage zwischen seinen deutschen Stammesgenossen und seinen madjarischen Mitbürgern gleich von Anfang an richtig erkannte. Das Gleichnis von den beiden Eisenbahnpuffern könnte für den ganzen tragischen Weg gelten, den der deutsche Volksführer vor sich hatte.

Schon gleich die nächsten Zuschriften machen dies deutlich. Sie stammen von den führenden Persönlichkeiten der deutschen Widerstandsbewegung in Ungarn, die bedingungslos auf der Seite ihres deutschen Volkes standen. Die meisten von ihnen waren schon länger in der deutschen Bewegung tätig und hatten im aufreibenden Kleinkrieg mit den madjarischen Behörden eine scharfe und kämpferische Haltung eingenommen. Bleyer erschien ihnen viel zu mild und kompromißfähig. Die weitere Entwicklung rechtfertigte tatsächlich die Stellungnahme dieser Männer.

So begrüßte der bekannte Banater Dichter Adam Müller-Guttenbrunn, der wegen seiner abweichenden Anschauungen später in einem etwas gespannten Verhältnis zu Bleyer stand, ihn als Führerpersönlichkeit, nicht ohne aber gleichzeitig an seiner Haltung zutreffende Kritik zu üben.²⁴⁾ „... Ich freue mich Ihres Eintritts in die Arena, ja, ich messe ihr eine ganz besondere Bedeutung bei. Sie nennen sich meinen Gegner? Herr Professor, Sie sind es nicht! Weil ich mehr fordere, als Sie, soll mich niemand als einen grundsätzlichen Gegner des ungarischen Staates oder des Ungartums ansehen, zu dem Sie sich bekennen. Ihre Aufsätze sind so inhaltreich, so das ganze Problem umfassend, daß man darauf nur in einem Buch oder in einer Denkschrift antworten könnte. Aber ich fürchte, wir würden uns auch dann gegenseitig nicht überzeugen.“ „Sie fordern die Volksschule mit so triftigen Gründen, daß ich keinen einzigen neuen hinzufügen will. Aber Sie lehnen Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und katholische Lyzeen ab. Das hätten Sie nicht tun dürfen, denn Sie können mit den heutigen Lehrern und Kaplänen keine deutsche Volksschule aufbauen. Auch Bürgerschulen und landwirtschaftliche Schulen mit deutscher Unterrichtssprache sind unerläßlich, wenn das ungarische Deutschtum, dieser Schatz des Staates, nicht in das Analphabetentum hinabsinken soll. Doch wem sage ich das? Sie sind sehr wohl unterrichtet, verehrter Herr Professor, Sie sind auch sehr klug in der Art, wie Sie fordern, Sie kennen die Psyche der anderen Seite besser als ich und nehmen mehr Rücksicht auf dieselbe. Hoffentlich führt Ihre Wirksamkeit zu einem Erfolg, auf dem sich weiterbauen läßt. — Ich begrüße Sie als Landsmann und freue mich Ihrer Mithilfe an dem großen Werke, das zu schaffen ist. Möchten Sie doch der Führer all derer werden, die nach einem solchen in Ungarn Ausschau halten!“

²⁴⁾ Müller-Guttenbrunn an Bl. 26. IX. 1917, Bl. N.

Denselben Standpunkt wie der Banater Dichter vertrat der Sohn Edmund Steinaders, Harald Steinacker, Innsbruck,²⁵⁾ der namhafte Geschichtsforscher. Als geborener ungarländischer Deutscher ging er von dem Standpunkt aus, daß die Madjarisierungstendenz der ungarischen Volksschule bei den deutschen Bauern doch keine namhaften Erfolge erzielen werde, weil sich größere bäuerliche Massen erfahrungsgemäß überhaupt nicht entnationalisieren ließen. Wie Bleyer glaubte er, daß die Einführung des allgemeinen und geheimen Wahlrechts den Bauern politischer und nationalisieren und zu einem Bund mit den übrigen Nationalitäten zusammen gegen die ungarische Regierung führen werde. Diese Demokratisierung sei aber unaufhaltbar. Es habe für die ungarländischen Deutschen nichts Verlockendes, zwar eine deutsche Volksschulbildung zugestanden zu bekommen, dann aber ihren besten Saft, den in die Intelligenzschicht aufstrebenden, begabten Nachwuchs, auf die madjarische Mittelschule geben zu müssen. Warum sollten denn gerade die Deutschen auf das verzichten, was die anderen Nicht-Madjaren verlangen könnten: auf die in Deáks Nationalitätengesetz zugesicherte Mittelschule?²⁶⁾

Dieselbe Ansicht wie Steinacker, nämlich, daß nicht nur deutsche Volksschulen, sondern auch deutsche Mittelschulen gewährt werden müßten, vertrat der Medizinstudent und Mitarbeiter der „Neuen Post“, Jakob Krämer, im Namen von 15 schwäbischen Studenten aus Klausenburg, die sich „schwäbische Garde“ nannten und Bleyer als ihren „zukünftigen Führer“ bezeichneten.²⁷⁾ „... Herr Professor fordern und wünschen zu wenig. Außer der Zurückgabe der Volksschulen ist es einer unserer heißesten Wünsche, daß man uns die Bewilligung zur Errichtung einiger deutschsprachiger Mittelschulen erteile... Wir sind der ernstesten und festen Ueberzeugung, daß wir ohne eine schwäbisch-national gesinnte und auch die Sprache des Volkes unter sich selbst sprechende Intelligenz in unserem mühsamen Bestreben zur Rettung des seinem fast unaufhaltsamen Verderben entgegengehenden Schwabentums nicht das Geringste erzielen werden. — Eine ungarisch sprechende und chauvinistisch gesinnte — obzwar aus dem Schwabentum hervorgegangene — Intelligenz wird sich selbst unseren Forderungen nach den Volksschulen — also der Mindestforderung — entgegenstellen oder — nach alter Gewohnheit — sich der Sache gegenüber ganz gleichmäßig und teilnahmslos verhalten. Ja, wären alle unsere Herrischen Jakob Bleyers, da könnten sie von uns aus ungarisch sprechen

²⁵⁾ Harald Steinacker an Bl. 26. IX. 1917 Bl. N. Anhang Nr. 6.

²⁶⁾ Zu dem letzten Satz bemerkte Bl. am Rand: „Mich kümmert nur das Deutschtum! Den übrigen Nationalitäten gegenüber stehe ich auf dem Standpunkt des Madjarentums!“

²⁷⁾ Krämer an Bl. 4. VIII. 1918, Bl. N. Anhang Nr. 7.

und denken, wie sie wollen, wir hätten aber Garantie dafür, daß das Volk auf dem flachen Lande nicht angetastet wird. Wo finden wir aber noch einen Jakob Bleyer?“

Gab es also schon Gegensätze zwischen Bleyer und seinen schwäbischen Volksgenossen, so noch viel stärkere zwischen ihm und den Siebenbürger Sachsen, von denen damals Rudolf Brandisch die deutsche Bewegung im gesamten Ungarn leitete.

Diese kamen aus einer ganz anderen geschichtlichen Entwicklung, aus einem selbständigen, seit Jahrhunderten durch Gerechtfame gesicherten volklichen Dasein. Sie hielten an ihrem Deutschtum mit viel größerer Zähigkeit fest als die anpassungsfähigeren Schwaben. Ihr volklicher Widerstand wurde noch erleichtert durch ihre räumliche Lage, die sie als geschlossene Volksgruppe beisammen hielt und von allen fremden Völkern absonderte. So hatten sie, die schon meist zur Stauferzeit ausgewandert waren, sich durch die Jahrhunderte hindurch ein starkes, deutsches Volksbewußtsein bewahrt und konnten die engen Beziehungen der zerstreut siedelnden Schwaben zu den Madjaren nicht verstehen. War ihre Stellung zu dem Staatsvolk doch eine viel kühlere und fremdere, hatten sie doch ihre eigene Verwaltung, ihre eigenen Volks- und Mittelschulen und waren sie doch keineswegs gesonnen, ihr Volkstum aufzugeben.

Bleyer selbst betrachtete die Siebenbürger zeit seines Lebens als Außenstehende. Im ungarischen Staatsgedanken auferzogen, Madjarisch wie seine Muttersprache beherrschend und auf Grund seines Bildungsganges ebenso tief von der fremden Kultur durchdrungen wie von der deutschen, glaubte er vorerst noch an die Möglichkeit eines vertrauensvollen Zusammengehens mit den Madjaren und an eine Ueberbrückung der Gegensätze. Aus stammheitlichen Gründen verstand er, der „Schwabe“, sich nicht recht mit den anders gearteten Sachsen.²⁸⁾ Als Pionier der völkischen Bewegung unter den Schwaben endlich wußte er, daß diese noch lange nicht die politische Reife der Sachsen erreicht hatten und daher auch anders behandelt werden mußten. Er befürchtete, die Sachsen möchten durch ihre Einnischung die Bewegung vorzeitig überspißen, während er Schritt für Schritt vorgehen und behutsam einen Stein auf den anderen setzen wollte. Ganz deutlich gab er diesem Gedanken in einem Artikel in der „Neuen Post“²⁹⁾ Ausdruck: „Wir Deutschungarn sind in völkischer Hinsicht wie ein neugeborenes Kind und eine Vereinigung mit den Sachsen wäre heute, als ob man ein Mädchen, das eben erst das Licht der Welt erblickt hat,

²⁸⁾ So bemerkte er in seiner Randnote zu einem Brief von Brandisch vom 24. VIII. 1917, s. Anhang 6, daß, ausgenommen die Sprache, den Schwaben das Ungartum in Gewohnheiten, Sitten und Lebensweise näherstünde als die Sachsen!

²⁹⁾ „An alle Deutschungarn“ N. P. 19. XI. 1918.

mit einem volljährigen Manne vermählen wollte. Wir hoffen, daß wir an die Sachsen heranreifen werden und daß sie ihrerseits unserer deutsch-ungarischen Ideologie Zugeständnisse machen werden; dann mag die Hochzeit in verständnisvoller, ebenbürtiger Liebe stattfinden. Wenn wir nur nicht inzwischen durch ein Meer von einander getrennt werden wie die zwei armen Königskinder!“

Leider sollten die Ereignisse der Revolution, die die Gegensätze zwischen den Sachsen einerseits und den Madjaren und madjarentreuen Schwaben andererseits aufs äußerste verschärften, die endgültige staatliche Trennung, die Bleyer hier befürchtete, wirklich bald herbeiführen.

Die geistige und seelische Verschiedenheit der Schwaben und Sachsen offenbart aufs deutlichste der Briefwechsel Bleyers mit zwei führenden Vertretern der Sachsen, den Abgeordneten Emil Neugeboren und Rudolf Brandisch, zwei hochverdienten Vorkämpfern des ungarländischen Deutschtums. Der Hauptstreitpunkt war auch hier wieder die Frage der höheren Schulbildung und der Heranziehung einer deutschen Führerschicht in Ungarn.

Neugeboren rühmte zwar Bleyers Wahrheitsmut, stellte dann aber in scharfen und klaren Worten die Gegensätze zwischen ihnen fest.³⁰⁾

Als Siebenbürger Sachse verstand er nicht, wie man von Geburt Deutscher sein und sich doch zur ungarischen Kultur bekennen könne. Das Verhältnis der Sachsen zum ungarischen Vaterland sei immer mehr ein kühl-korrektes als glühend hingebendes gewesen. Es erscheine ihm als seelische Perversion, wenn man als Deutscher seine geistige Arbeit einem fremden Volkstum weihe.

Bleyers Erwiderung auf dieses Schreiben ist bezeichnend für seine große ungarische Staatstreue. Seine Anhänglichkeit an das Ungarntum war zu stark und noch von keiner Enttäuschung erschüttert, sodaß er sich noch nicht zum folgerichtigen volksdeutschen Standpunkt erheben konnte. So hielt er in seiner Antwort an Neugeboren³¹⁾ an seinem Hauptgedanken, daß er ein ebenso guter Deutscher wie Ungar sei, fest. Dies sei ebensowenig pervers wie die gemeinsame Liebe zu Vater und Mutter. Das Schicksal der ungarländischen Deutschen hinge ganz von dem der ungarischen Staatsnation ab und für deren Bestand sei es unmöglich, daß alle Minderheiten des Landes in absolutem Maße gleichberechtigt seien. Sonst käme es zu einer Monarchie mit überwältigender slawisch-rumänischer Mehrheit. Das Problem der Schwaben in Ungarn könne eben nicht nach dem Schema der Siebenbürgener Sachsen gelöst werden. Räumliche und geschichtliche Gründe hätten hier und dort eine verschiedene Entwicklung hervorgebracht.

³⁰⁾ Neugeboren an Bl. 29. III. 1917, Anhang Nr. 1.

³¹⁾ Bl. an Neugeboren 3. IV. 1917, Entwurf im Bl. N. Anhang Nr. 2.

An den brieflichen Gedankenaustausch zwischen Bleyer und Neugeboren schlossen sich noch mündliche Unterredungen an, die aber die Kluft zwischen ihnen eher vergrößert, als überbrückt zu haben scheinen. Denn Neugeboren äußerte sich darüber im Jahre 1919³²⁾: „Ich habe Stundenlang mit Bleyer gestritten, ohne ihn überzeugen zu können, daß seine Behauptung, gleichzeitig guter Deutscher und guter Ungar zu sein, unmöglich ist. Der Trieb zum Staat ist bei den Schwaben entwickelter als bei uns Sachsen und weil der Staat bei den Schwaben eben kein deutscher sein kann, weil bei den Schwaben das Volksgefühl das schwächere ist, so wird er der ‚Madjarone‘.“

Dieses tragische, gegenseitige Sichverkennen, dieses Aneinandervorbeireden und die echt deutsche Unfähigkeit, bei letztem Endes gleicher Zielsetzung auch den gleichen Weg einzuschlagen, ist ferner bezeichnend für Bleyers Verhältnis zu jenem anderen großen Siebenbürgener, dem damals bedeutendsten Vertreter des ungarländischen Deutschtums neben Edmund Steinacker: Rudolf Brandisch.

Wie der Schwabe, so war auch er ein leidenschaftlicher Deutscher und eine geborene Führernatur. Als er mit Bleyer in Briefwechsel trat, hatte er ihm schon einige Jahre erfolgreicher volkspolitischer Tätigkeit voraus. Er hatte namentlich an der Erweckung des deutschen Bewußtseins im Banat und in der Batschka gearbeitet. Nach dem Erschlaffen der „grünen Bewegung“ 1910, die die Zusammenarbeit der Siebenbürgener Sachsen mit den übrigen ungarländischen Deutschen zum Ziel gehabt hatte, pflegte Brandisch diese Kameradschaft getreulich weiter.³³⁾ So hatte er 1913 den „Deutschen Bauernbund“ in Werscheß gegründet, der alle deutschen Bauern in Ungarn umfassen sollte.

In seinem ersten Schreiben³⁴⁾ beklagte er, daß es keine aufrichtige, vorurteilsfreie Verständigung zwischen dem Madjarentum und dem Deutschtum in Oesterreich und dem Reiche gäbe. Hier müsse zuerst Wandel geschaffen werden. „Erstens muß die Tatsache, daß das Madjarentum mit seinem Bestand auf Leben und Tod an das Deutschtum gewiesen ist, zu einem Dogma werden, d. h. als die Grundwahrheit aller madjarischen Politik erkannt werden... Wenn diese Grundwahrheit erkannt ist, so gilt es daraus die Folgerungen zu ziehen. Die eine Folgerung ist diese: Das Verhältnis der beiden Völker wird äußerlich und formell stets das von Gleichberechtigten sein und bleiben müssen. In der Praxis aber wird natürlich das

³²⁾ „Volksgefühl und Staatsempfinden“, Vortrag im deutschen Kulturbund am 14. V. 1919. Abschrift im Bl. N.

³³⁾ Vgl. z. B. Treumund (E. Steinacker), Deutsche Bewegung, 105.

³⁴⁾ Brandisch an Bl. 11. VIII. 1917, Bl. N. Anhang Nr. 3.

³⁵⁾ Bl. an Brandisch 14. VIII. 1917, Bl. N. (Abschrift) Anhang Nr. 4.

Verhältnis sich so gestalten, daß das Madjarentum in eine gewisse Abhängigkeit vom Deutschtum kommt. Das mag noch so unangenehm klingen; es hilft nichts: an diese Wahrheit, die einfach dem Naturgesetz entspricht, daß der Stärkere den Schwächeren anzieht, muß sich das madjarische Volk gewöhnen. Und es wird sich daran umso leichter gewöhnen können, wenn es erfährt, daß es kein Volk auf der Welt gibt, dessen Denkungsweise es ferner liegt, andere zu unterdrücken, als gerade das deutsche. Wenn diese Erkenntnis feststeht, so erfolgt daraus die entsprechende Behandlung der Deutschen im eigenen Lande. Ich will nicht auf ja auch Ihnen bekannte Dinge hier näher eingehen. Aber Tatsache ist, daß die Deutschen Ungarns — wenn wir von Siebenbürgen mit seinen schließlich ganz anders gearteten Voraussetzungen absehen — auf keinem Gebiete des Volkslebens diejenigen Rechte und Entwicklungsmöglichkeiten haben, die es ihnen gestatten, über ihre Zukunft, ja, über die Möglichkeit ihres ferneren Bestandes beruhigt zu sein.“

In seiner Antwort auf diesen Brief stimmte Bleyer Brandsch zwar darin bei, daß das Deutschtum es unbedingt mit dem Ungartum halten müsse. Aber er suchte die Fehler in dem gegenseitigen Verhältnis mehr auf der Seite der Oesterreicher und Reichsdeutschen. „Die alte österreichische Habsburg-Herrlichkeit ist für immer dahin und kann nimmermehr aufgeweckt werden. Daran tragen die Ungarn gewiß — aus österreichischem Gesichtspunkte — die größte Schuld. Aber aus ungarischem Gesichtspunkte ist diese Schuld der größte Erfolg, durch den das Ungartum seine nationale Existenz rettete. Als Mensch verstehe ich Sie, aber Ihre Richtung halte ich für verfehlt. Meine Auffassung von der ungarischen Rasse und ihrer Suprematie, ohne die das ungarländische Deutschtum verloren ist, nicht nur völkisch, sondern auch physisch, schreibt mir andere Wege vor.“

Trotz dieser entschiedenen Absage suchte Brandsch noch einmal, in einem langen Brief,³⁶⁾ Bleyer zu seinen Ansichten zu bekehren. Wenn Bleyer das Trennende zwischen ihnen betonte und sich von vornherein von dem siebenbürgischen Volksgenossen abwenden wollte, so legte Brandsch den Hauptwert auf das ihnen gemeinsame Ziel, die Erhaltung des ungarländischen Deutschtums, und meinte immer noch, er könnte von hier aus die Gegensätze zwischen ihnen beseitigen. Dennoch verstand er ebensowenig, wie viele andere deutsche Volksgenossen, Bleyers Einstellung in der Schulfrage, sondern stellte heraus, daß mit der Gewährung von deutschen Volksschulen allein die Zukunft der ungarländischen Deutschen noch nicht genügend gesichert sei. „Ich glaube auch — ich habe das oft und auch im Reichstag öffentlich erklärt — daß die Schulfrage den Kern unseres Problems bedeutet, aber

³⁶⁾ Brandsch an Bl. 24. VIII. 1917. Bl. N. Anhang Nr. 5.

sie bedeutet nicht alles. Ein Volk ist ein lebendiger Organismus wie jeder andere, der nur dann bestehen kann, wenn alle seine Glieder gesund sind und ihm notwendige Organe nicht fehlen. Nun fehlt unserem Volk in Ungarn das wichtigste Organ, nämlich eine geistige Führerschicht. Ich sehe in der Schaffung einer solchen Führerschicht eine Hauptaufgabe neben der Schulfrage. In diesem Belange liegt der Hauptunterschied zwischen uns beiden.“

Mit diesem Briefwechsel war der Annäherungsversuch dieser beiden ausgesprochenen Führerpersönlichkeiten gescheitert. Er war gescheitert an der unbeirrbar ungarischen Staatstreue und Madjarenfreundlichkeit des Mannes, dem eben diese Madjaren im Jahre 1933 die Fenster einwarfen, weil er ein „Bangermane“ sei und den madjarischen Chauvinismus noch über den Tod hinaus eines angeblichen Mangels an ungarischem Patriotismus zeihen durfte.³⁷⁾ An diesen Tatsachen mag man die Tragik seines Lebenskampfes ermessen. In harten Stunden der äußersten Verlassenheit sollte er später einsehen, wie bitter not dem schwäbischen Volk eine eigenständige Führerschicht getan hätte, deren Heranziehung er zu Beginn seiner Laufbahn noch ablehnte.³⁸⁾ Erst nach fünfzehnjährigem, zähen Ringen näherte er sich in mancher Beziehung dem Standpunkt, den Brandsch schon 1917 eingenommen hatte.

Damals aber gingen ihre Wege nach der flüchtigen Berührung rasch auseinander. Als Führer zweier deutscher Volksräte standen sie sich zur Revolutionszeit feindlich gegenüber und ein hitziger Pressekampf verschärfte noch die Gegensätze. Wohl fehlte es nicht an Vermittlungsversuchen dritter, aber Bleyer glaubte schon aus taktischen Gründen jede Zusammenarbeit mit dem bei den Madjaren verdächtigen Brandsch ablehnen zu müssen. Sah er doch damals schon voraus, daß dieser mit einer größeren Gruppe anderer Sachsen einen „Abfall von Ungarn“ plante. Der Mediascher Beschluß am 8. Januar 1919 bestätigte diese Befürchtung. Brandsch und seine Anhänger hatten damit den Uebertritt zu Rumänien vollzogen, weil sie sich unter der neuen Regierung eine größere Freiheit für ihr Volkstum erhofften, ganz abgesehen davon, daß sie vor vollendete Tatsachen gestellt waren. Bleyer war über diesen „Vaterlandsverrat“ aufs tiefste empört,

³⁷⁾ Vgl. den Prozeß wegen Totenschmähung, den die Familie Bleyer im Dezember 1935 gegen den Universitätsprofessor Ludwig Mészely wegen eines Artikels in der Zeitschrift „A Cél“ führte.

³⁸⁾ Bl. an Dr. Thomas Schön-Marienfeld (rum. Banat). 12. V. 24. „Wir sind arm, überarm an Führertalenten, ich stehe fast allein.“ (Von Adressaten überlassen) und in einer mündlichen Unterredung i. J. 1931 zu Professor Harald Steinacker, Innsbruck: „Ich bin ein Feldherr mit einer Armee ohne Offiziere!“ (Von Professor Steinacker mitgeteilt).

obwohl er in Wirklichkeit das volkspolitisch einzige Folgerichtige war. Die Möglichkeit eines Zusammenwirkens war damit endgültig vorüber.

Der Briefwechsel Bleyers, der sich um seine ersten Aufsätze in der Frage des ungarländischen Deutschtums entspann und den wir hier teilweise veröffentlicht haben, zeigt mit aller Deutlichkeit folgendes:

1. Das deutsche Bewußtsein war durch den Einfluß des Krieges in Bleyer erwacht und drängte ihn, für die kulturellen Rechte seiner Volksgruppe einzutreten.

2. Dieses neue, vorerst noch unausgereifte völkische Gewissen lag aber in seinem Innern in schwerem Kampf mit den Anschauungen, die eine madjarische Erziehung ihm eingepflanzt hatte. Nur so ist es zu erklären, daß er in diesem Briefwechsel von der berechtigten Vorherrschaft des Madjarentums auch auf kulturellem Gebiet spricht, daß er sogar behauptet, das Madjarentum stünde dem ungarländischen Deutschtum näher, als etwa die Siebenbürger Sachsen. So kam er auch zu dem verhängnisvollen Irrtum, an dem er — sehr zum Schaden seiner Bewegung — jahrelang festgehalten hat, das ungarländische Deutschtum brauche keine eigene geistige Oberschicht.

3. Aus dieser Zwiespältigkeit, mit der Bleyer sich als „Deutschungar“ zwischen die beiden Fronten stellte, erklärt sich auch die Wirkung seiner ersten Aufsätze:

Die Madjaren sahen in ihm keinen Widersacher und glaubten ihm in der Volksschulfrage ruhig entgegenkommen zu können, da er ja doch die gebildete Schicht der ungarländischen Deutschen dem Madjarentum opfern wollte und sein ganzes Auftreten daher wohl keine großen Veränderungen hervorbringen könne.

Diejenigen ungarländischen Deutschen aber, die folgerichtig und entschieden auf deutscher Seite standen, (wie Brandsch, Neugeboren, Steinacker, Krämer) konnten nicht verstehen, wie Bleyer auf halbem Weg stehenbleiben und den Angehörigen der deutschen Volksgruppe zwar die elementare deutsche Schulbildung zugestehen, aber sie dann zur deutschen Kultur nicht weiterführen wolle. Sie sahen klar das Unfolgerichtige in Bleyers Gedankengang und suchten ihn davon zu überzeugen, daß das einzig Erstrebenswerte für die ungarländischen Deutschen eine vollständig deutsche Kultur und eine eigene gebildete Oberschicht sei.

Ganz deutlich aber geht aus den verschiedenen Zuschriften hervor, daß es Bleyer nicht erst nötig hatte, eine deutsche Bewegung neu ins Leben zu rufen. Es war keineswegs so, daß er lauter stillzufriedene „Deutschungarn“ vorgefunden hätte, die er nun plötzlich mit chauvinistischen Ideen „aufheben“ wollte, wie es madjarische Kreise heute gern darstellen. Ganz im

Gegenteil stand Bleyer damals noch mehr auf der Seite des Madjarentums, als auf der des Deutschtums und kam nicht als wilder Hezer, sondern als friedlicher Vermittler. So hat er auch damals die „deutsche Frage“ nicht erst „gemacht“, sondern sie bestand schon vor ihm.

* * *

Bleyer gab sich mit dem Erfolg seiner ersten Veröffentlichungen keineswegs zufrieden, sondern drängte in seiner zielstrebigem Art unaufhaltsam vorwärts. Nicht allein mit Forderungen an die Regierung wollte er seinem Volk helfen, sondern noch viel mehr mit stiller unablässiger Kulturarbeit. Denn nicht nur die Madjaren sollten über die Bedeutung des ungarländischen Deutschtums aufgeklärt werden, sondern in erster Linie dieses Deutschtum selbst. War es doch in den letzten 50 Jahren infolge der Madjarisierung geistig heruntergekommen, hatte es doch zugleich mit den Grundlagen einfachster Bildung sein völkisches Selbstbewußtsein verloren. Nur die Ältesten zeigten noch die Würde des echten deutschen Bauern, der größte Teil der übrigen Dorfbevölkerung und besonders die aus ihr hervorgegangene Intelligenz hatte sie aber vollständig verloren. Ebenso unfähig, richtig Deutsch wie richtig Madjarisch zu sprechen, standen diese zwiespältigen Existenzen ihrem Volkstum entweder völlig gleichgültig oder geradezu feindlich gegenüber. So bestand für diese wahrhaft Entwurzelten die doppelte Gefahr, gleichzeitig dem Einfluß des Madjarentums und dem der damals besonders tätigen internationalen Sozialdemokratie zu unterliegen.

Bleyer wollte als erfahrener Pädagoge nun hier mit einer durchgreifenden Erziehungsarbeit beginnen. Den alten, schwäbischen Bauernstolz, den er selbst aus seiner Batschaer Heimat mitgebracht und sich Zeit seines Lebens erhalten hatte, wollte er seinen Volksgenossen wieder einpflanzen.

Der deutsche Bauer sollte sich nicht mehr für minderwertiger halten als seinen madjarischen Nachbarn, er sollte sich nicht mehr jedem madjarischen Schreiber oder jüdischen Hezer unterlegen fühlen.

Da Bleyer die gute, alte deutsche Volksschule vergeblich zurückwünschte, mußten vorerst andere Wege zur Erziehung der deutschen Bevölkerung eingeschlagen werden. Ein wichtiges Hilfsmittel hierfür sah er in der deutschen Presse. Vor der Durchführung des Trianoner Vertrages bestanden in Ungarn noch die verschiedensten deutschen Zeitungen mit großem Leserkreis. Auch in ihnen hatte Bleyer mehrere seiner ersten Aufsätze veröffentlicht. Ständiger Mitarbeiter wurde er nun bei der „Neuen Post“, einer Tageszeitung des Christlichen Presseunternehmens, die im Jahre 1917 gegründet und von dem katholischen Geistlichen Dr. Johannes Huber in deutschem Sinn geleitet wurde. Das Blatt führte einen sehr freien und

offenen Kampf gegen die Unterdrückung des Deutschtums in Ungarn. Vom Dezember 1917 bis zur Gründung des „Sonntagsblattes“ im Januar 1921 war die „Neue Post“ das Hauptorgan Bleyers. Er befreundete sich mit Huber und trat auch mit seinem Mitarbeiterkreis, den Schriftstellern Johann Faul-Farkas und Anton König, dem Major Ludwig Teutsch und dem Pfarrer Franz Hufnagel, in Verbindung. In diesem Kreis entstanden damals schon die Gedanken, die später im „Sonntagsblatt“ und im „Volksbildungsverein“ fruchtbar werden sollten.

Der Plan eines Kulturvereins für das ungarländische Deutschtum war nämlich ein weiteres Mittel, das Bleyer und seinen Anhängern als geeignet erschien, ihre Volksgenossen aufzurütteln und zum deutschen Selbstbewußtsein zu erziehen. Es hatten bisher nur landwirtschaftliche Vereinigungen, nämlich „Bauernbünde“³⁹⁾ bestanden. Aber viel notwendiger als diese wirtschaftliche Betreuung des schwäbischen Volkes war seine geistige. Denn während die deutschen Bauern an wirtschaftlicher Tüchtigkeit und an äußerem Wohlstand den Madjaren oft überlegen waren, waren sie in geistiger Beziehung führerlos dem inneren Zwiespalt und der gewaltsamen Verdummung überlassen.

Der Verein, der Bleyer vorschwebte, sollte dieser geistigen Verwahrlosung Einhalt tun. Er sollte in gleicher Weise die breiten Massen des bäuerlichen Deutschtums wie auch die dünne Schicht seiner Gebildeten umfassen. Die Intelligenz sollte den einfachen Leuten ihr deutsches Wesen neu erschließen, sollte ihnen zum Bewußtsein bringen, welche Kulturschätze sie verloren hatten oder im Begriffe waren zu verlieren. Unter Fernhaltung jeder Politik sollte der Verein, von christlichem Geist erfüllt, gleichzeitig die Liebe zum deutschen Volkstum und zum ungarischen Vaterland pflegen. Auf diese Art sollte er die ungarländischen Deutschen ebenso vor der charakterlosen Madjarisierung wie vor allen internationalen und marxistischen Strö-

³⁹⁾ So bestand seit etwa 1880 der „Südungarische Bauernverein“ mit dem Sitz in Temeschburg und mehr als 15 000 Mitgliedern, ein organisierter Bauernverein in Westungarn und ein Bauernbund in der Tolnau. (Vgl. B.L. 10. X. 1913. „Der neue, deutsche Bauernbund“). Schon allein aus der Tatsache, daß diese Vereinigungen sich sämtliche „ungarische“ Bauernbünde nannten und noch mehr aus der, daß der Pester Blohd sie als vorbildlich hinstellte, ist zu entnehmen, daß das deutsche völkische Bewußtsein in diesen Bünden noch keine große Rolle gespielt haben muß. Mehr dürfte das der Fall gewesen sein bei dem im Herbst 1913 in Werschetz gegründeten „Deutschen Bauernbund“, der Tausende von Mitgliedern in allen Teilen Ungarns zählte und den der Pester Blohd in dem oben erwähnten Artikel als „politische Gründung“ bezeichnete. „Er ist ein frampfhafter Versuch, der seit mehreren Jahren im Banat kümmerlich vegetierenden Deutsch-Ungarischen Volkspartei irgendwie auf die Beine zu helfen.“

mungen bewahren⁴⁰⁾ und dabei auch ihre wirtschaftlichen Belange fördern. Der Gedanke, daß dieser neue Verein alle gesellschaftlichen Klassen der Deutschungarn umfassen sollte, ist für die damalige Zeit etwas ganz Neues und nur mit nationalsozialistischen Einrichtungen zu vergleichen.

Doch kaum war der Plan entworfen, als er auch schon Widerspruch hervorrief. Dr. Georg Steuer, der sich als Obergespan des Komitates Torontal große, auch von Bleyer anerkannte Verdienste um das schwäbische Volk erworben hatte, wandte sich nun gegen die Kulturvereinsbestrebungen, da er sie für aussichtslos hielt. Er fand, es gäbe noch andere, weit wichtigere Angelegenheiten als die Bildungsfrage zu lösen, die man aber im Rahmen eines solchen Kulturvereins nicht behandeln könne. Er meinte damit die Bervollkommnung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der schwäbischen Bauern. Außerdem hätte die Gründung eines solchen Vereins für die deutsche Minderheit zur Folge, daß sofort auch die in Ungarn lebenden Rumänen und Serben Kulturvereine gründen wollten. Auch würden die Madjaren durch ein solches Unternehmen erst darauf aufmerksam gemacht, wieviele gebildete Schwaben es gäbe, und würden es in Zukunft zu verhindern suchen, daß Schwabensöhne in leitende Stellungen kämen.⁴¹⁾ Steuer betrieb zur gleichen Zeit die Vereinigung der südungarischen Schwaben im südungarischen Bund, der zwar landschaftlich beschränkt war, in dem aber nicht nur die Schul- und Bildungsfrage, sondern alle für das ungarländische Deutschtum wichtigen Probleme gelöst werden sollten. In dem Bestreben, Anhänger für diesen Bund zu sammeln, beeinflusste er zugleich einen Teil der ungarländischen deutschen Presse, die darauf gegen Bleyers Kulturverein Stellung nahm.⁴²⁾

Trotz dieser Gegenströmung fand Bleyer viele Anhänger und Mitarbeiter an seinem Plan, so u. a. den Generaldirektor Karl Kraushaar, der Schriftleiter der deutschen Zeitung „Landbote“, und, durch die Gründung mehrerer Raiffeisenvereine, auch wirtschaftlich ein führender Mann in Südungarn war.⁴³⁾ Ihm gelang es, zwei ebenfalls dem ungarländischen

⁴⁰⁾ Vgl. „An die Deutschungarn!“ Undatiertes Flugblatt im B.N.; unterschrieben von Jakob Bleyer, Franz Herczeg, Dr. Johannes Huber, Karl Kraushaar, Dr. Anton Leopold; außerdem Aufrufe in der Preßburger Zeitung vom 31. X. 1918. („Zusammenschluß der Deutschungarn, Gründung eines deutschungarischen Kulturvereins“ im Westungarischen Volksblatt vom 5. XI. 1918. („Beter Hans und Sepp“).

⁴¹⁾ Steuer an Bl. 21. VI. 1918. (maj.) B.N.

⁴²⁾ Vgl. Nagykiskindaer Zeitung 15. IX. 1918. („Deutschungarischer Kulturverein?“) Bezeichnend ist, daß der betreffende Artikel, dessen ungenannter Verfasser behauptet: „Zur Pflege der deutschen Sprache brauchen wir keinen Kulturverein!“ in einem auffallend mangelhaften Deutsch geschrieben ist!

⁴³⁾ Ueber Kraushaars wirtschaftliche Ziele vgl. So. 15. I. 1925. „Ja, es gibt eine Hilfe für das Dorf!“

Deutschtum entstammende Reichstagsabgeordnete, den bekannten Dichter Franz Herzeg und den Baron Géza Papp, für den Gedanken zu gewinnen. Diese setzten sich mit dem Grafen Stefan Tisza, der durch seine deutschfreundliche Rede im Sommer 1917, in der er von den Fehlern der ungarischen Nationalitätenpolitik gegenüber dem ungarländischen Deutschtum sprach, zu einem solchen Vorgehen ermutigt hatte, und dem Ministerpräsidenten Alexander Wekerle ins Benehmen. Bei beiden fand der Vorschlag Anklang. Wekerle versprach auch, die Satzungen des Vereins zu genehmigen, bat aber aus politischen Rücksichten um einen kleinen Aufschub.⁴⁴⁾ Der Ausbruch der Revolution verhinderte dann das Zustandekommen des Plans. Es ist aber anzunehmen, daß auch ohnedies die Schwierigkeiten der Durchführung beträchtlich gewesen wären, da bei den Betreibern des Plans — von Bleyer abgesehen — von einer wirklich deutschen Haltung keine Rede sein konnte. Im besten Fall wäre ein amtlicher „Minderheitenverein“ zustande gekommen, der seine Aufgaben nie hätte gerecht erfüllen können.

Der Zusammenbruch der österreich-ungarischen Monarchie und das darauffolgende marxistische Chaos in Ungarn schienen vorläufig den Absichten Bleyers und seiner Anhänger ein Ende zu machen. Der Minister Wekerle wurde gestürzt, Graf Stefan Tisza ermordet, die anderen führenden Männer, die Bleyers Pläne gebilligt hatten, waren einflußlos geworden. Die Schriftleitung der „Neuen Post“ wurde von Kommunisten gestürmt und ausgeraubt und den Schriftleitern unter Androhung des Galgens verboten, etwas gegen die revolutionäre Regierung zu schreiben. Alle Macht lag in den Händen der Umstürzler. Aber der eiserne Wille, seinem Volk zu helfen, der in Bleyer erwacht war, ließ sich nicht brechen und als geordnete Verhältnisse eintraten, setzte er die „Neue Post“, später unter dem Namen „Sonntagsblatt für das deutsche Volk in Ungarn“, fort und rief den geplanten Kulturverein als „Ungarländisch-Deutschen Volksbildungsverein“ ins Leben, wodurch fürs erste eine feste Grundlage für die deutsche Volksgruppe in Ungarn geschaffen war, auf der sich weiter bauen

⁴⁴⁾ Vgl. N. P. vom 23. X. 1918. „An die Deutschungarn!“: „Inzwischen sind im ungarischen Abgeordnetenhaus seitens der nichtdeutschen Nationalitätenabgeordneten Äußerungen getan worden, welchen kein einziger Deutschungar beistimmen kann. Da wir Deutschungarn auch den blassesten Anschein zurückweisen, als ob wir mit den rumänischen oder slowakischen Agitatoren an einem Strick ziehen wollten, haben die Gründer des Deutschungarischen Kulturvereins unter Führung des Reichstagsabgeordneten Franz Herzeg beschlossen, ihre Aktion auf einen günstigeren, hoffentlich nicht allzu fernen Zeitpunkt aufzuschieben. Wohlgemerkt: nicht fallen zu lassen, sondern nur aufzuschieben!“ — Vgl. auch Bleyers eigenen, späteren Bericht über den Kulturvereinsplan in seiner Parlamentsrede vom 27. III. 1928. (So. 1. IV. 1928: „Die deutschungarische Frage vor dem Parlament.“)

ließ. Ueber ein Jahrzehnt lang hielt er die Leitung der beiden Unternehmen in seiner starken Hand.

So wurde der Mann, der sich in den Tagen der Kriegs- und Nachkriegszeit, unter äußeren Stürmen und inneren Kämpfen allmählich zum vollen völkischen Bewußtsein durchgerungen hatte, zum schicksalhaften Führer des ungarländischen Deutschtums.

Anhang.

1.

Emil Neugeboren an Jakob Bleyer.

Hermannstadt, 29. III. 1917.

Hochgeehrter Herr Professor!

Mein Freund, Dr. Metoliczka, hat mir in Ihrem Auftrag Ihren Aufsatz „A hazai németség“ übergeben. . .

Ich habe vielleicht noch nie etwas über die mir so nahegehende Frage des Deutschtums in Ungarn gelesen, was vom ungarischen Standpunkt aus mit so absoluter Ehrlichkeit, ohne Winkelzüge, Beschönigungen und Phrasen die Dinge so darstellt, wie sie wirklich sind. Nur auf diesem Wege kann man entweder zu einer Verständigung oder dazu gelangen, genau festzustellen, wie groß die Kluft ist, die die Meinungen trennt.

Ich brauche Ihnen, verehrter Herr Professor, wohl nicht noch eigens zu sagen, daß ich mit dem ersten Teil Ihres Aufsatzes ganz und gar nicht einverstanden bin. Einem Siebenbürgener Sachsen ist es schlechterdings unverständlich, wie man von Geburt Deutscher sein und sich doch zur ungarischen Kultur bekennen kann. Ich glaube, wir Sachsen haben das keineswegs leichte Problem, in Ungarn ein nicht-madjarischer Staatsbürger zu sein, richtiger und einer gesunden Psychologie entsprechender gelöst, indem wir uns bestreben, unter Pflege unseres deutschen Volkstums als unseres angeborenen, höchsten Gutes dem nicht-deutschen Staat, dem wir angehören, treue Bürger zu sein. Es ist gewiß richtig, daß die höchste Verschmelzung der Seelen mit der Idee des Vaterlandes so auch nicht zu erreichen ist und daß das Verhältnis zu einem Vaterland, das nicht das Gepräge meiner Nationalität trägt, immer mehr ein kühl-korrektes, als ein glühend-hingebendes sein wird. Das letztere ist nur möglich, wo ich mir, wie in der Schweiz, dessen bewußt bin, daß mein Volkstum in absolutem Maße gleichberechtigt ist mit allen anderen Volkstümern des Landes, was in Ungarn nicht der Fall ist und nicht der Fall sein kann. Aber auch so scheint mir der Kompromiß, den wir Sachsen mit unserem nicht-deutschen Vaterland geschlossen haben, erträglicher zu sein als derjenige, den Sie vorschlagen. Ich muß fragen: worin besteht eigentlich die Treue, die Sie Ihrem angestammten Volkstum wahren, wenn Sie Ihr Bestes¹⁾, Ihre geistige Arbeit, einem fremden Volkstum weihen? Darin, daß Sie nicht, wie so viele Madjarisierte, die deutsche Sprache verfolgen? Das wäre wenig. Ich bemerke, daß Sie, Herr Professor, persönlich, der Sie eben zufällig Professor der deutschen Sprache sind, eine Ausnahme bilden, aber die vielen, die auch Ihrer Anschauung leben, haben doch keine andere

¹⁾ Dazu Randbemerkung Bleyers: „Mein Bestes besteht im Blut, denn Kultur haben wir keine von ihm.“

Beziehung zu ihrer Muttersprache, als daß sie mit einer gewissen Pietät auf sie als auf eine primitive Phase ihrer Entwicklung zurückblicken, so wie ein anständiger Mensch sich seiner Eltern nicht schämt, auch wenn sie Tagelöhner sind und er es bis zum Minister gebracht hat. Ich kann dieses Verhältnis zum angeborenen Volkstum nicht fassen, nicht einmal, wenn es sich um Slowaken, Rumänen oder Ruthenen handelt, die sich der ungarischen Kultur in die Arme werfen, geschweige denn bei einem Mann, der das unermessliche Glück hat, durch seine Geburt dem herrlichsten Volk anzugehören, das je auf dieser Erde gewandelt hat und es dahingibt, um sich einem anderen Volk, sei es, welches es sei, anzugliedern. Es erscheint mir dies geradezu — verzeihen Sie meine offene Sprache — als eine seelische Perverstität.

Ich glaube, daß man auch in Deutschland — die Kreise des Berliner Tageblatts vielleicht ausgenommen — Ihre Ausführungen nicht anders aufnehmen wird als ich. Die große und so sehr unpolitische Ehrlichkeit, mit der Sie im ersten Teil der Madjarisierung der Deutschen in Ungarn das Wort reden, fördert die Ihnen vorschwebenden Ziele nicht nur nicht, sondern gibt im Gegenteil denen eine Waffe in die Hand, die die Madjarisierung oder auch nur das freundschaftliche Verhältnis des ungarländischen Deutschtums zu den Madjaren bekämpfen.

Und damit sich das Geschick des mit wissenschaftlicher Ehrlichkeit seine Meinung frei herausagenden Mannes erfülle, wird man den zweiten Teil Ihrer Ausführungen, in dem ich mit Freuden beinahe jeden Satz unterschreiben kann, auf ungarischer Seite ablehnen. Vom ungarischen Standpunkt aus mit vollem Recht. Ich für meinen Teil wäre hoch zufrieden, wenn den Deutschen in Südungarn, in der Batschka und in der „Schwäbischen Türkei“ ihre deutschen Schulen zurückgegeben und dem Sinken des Bildungsniveaus durch die Amphibienerziehung Einhalt geboten würde. Aber auf ungarischer Seite und in richtiger Konsequenz Ihrer im ersten Teil des Aufsatzes verfochtenen Anschauungen wird man sagen: Wenn wir die Deutschen auf der elementaren Stufe deutsche Bildung gewinnen lassen, so werden sie im künftigen Zeitalter vermehrter deutscher Geltung immer mehr das Bedürfnis verspüren, auf dieser Grundlage weiterzubauen und das bisherige Dogma, daß man sich madjarisieren müsse, wenn man höherer Kultur teilhaftig werden will, abzuschwören beginnen. Die Madjarisierung muß in immer tiefere und breitere Schichten hinabsteigen, wenn sie zuverlässig fundiert sein soll. Wir müssen es auch in den Kauf nehmen, daß ein, zwei oder auch mehr Generationen kulturell sinken; wenn nämlich auch um diesen Preis die Madjarisierung tiefer gegriffen hat, so wollen wir dann schon wieder die frühere Höhe zu erreichen trachten. Auch die wirklich vorhandene Gefahr, daß die in ihrem Bildungsgang gestörten Deutschen vielfach eher Rumänen, Slowaken oder Serben werden, als sie sich madjarisieren (nebenbei bemerkt, ein Argument, das bei uns Sachsen tausendmal ausgesprochen worden ist) wird man, auch wenn man sie nicht, wie es in ungarischen Kreisen meist geschieht, unterschätzt, hinnehmen, indem man meint, es werde trotzdem immer noch mehr Gewinn für das Madjarentum dabei abfallen.²⁾

Ich glaube, der erste und der zweite Teil Ihrer Ausführungen stehen praktisch in unlösbarem Gegensatz zueinander. Wer den ersten annimmt, kann den zweiten nicht annehmen und umgekehrt. Man kann einem lebendigen Organismus, wie es ein Volkstum ist, vielleicht eine andere Wachstumsrichtung geben, man kann fremdes auf ihn aufspießen, man kann ihn verkrüppeln und zur Verkümmern bringen, aber man kann nicht, indem man ihm anfangs volle Freiheit gibt, sich nach den

²⁾ Dazu Randbemerkung Meyers: „Vgl. Zipser Deutsch!“

Gefezten seiner Natur zu entwickeln, nach einer gewissen Zeit von ihm verlangen, daß er freiwillig eine andere Natur annehme. An der Wurzel muß die Arbeit der künstlichen Beeinflussung, die Niederhaltung des natürlichen Wachstumstriebes, der Verschneidung und Verkrüppelung beginnen, wenn etwas erreicht werden soll. . .

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichne ich, hochgeehrter Herr Professor,

Ihr ganz ergebener

Emil Neugeboren, Reichstagsabgeordneter.

2.

Jakob Bleher an Emil Neugeboren.

Hochgeehrter Herr Abgeordneter!

Ihr freundliches Schreiben habe ich erhalten und weil es offen und aufrichtig ist, danke ich Ihnen bestens dafür. Ich wußte natürlich im voraus, daß man mich auf Grund meines Artikels deutscherseits für einen Renegaten, ungarischerseits für einen Bangermanen halten wird. Trotzdem habe ich es gewagt und nehme es ruhig, wie ein mir zugemessenes Schicksal hin, in der festen und unerschütterlichen Ueberzeugung, daß ich subjektiv und objektiv im Recht bin. Niemand kann sein Deutschtum oder Ungartum mehr lieben als ich beide und wenn es in meiner Macht stünde, teilte ich die ganze Erdkugel unter beide auf. Daran ist ganz und gar nichts PerverSES (ein Begriff, so undeutsch und unungarisch, daß ich das Wort jetzt vielleicht das erstemal in meinem Leben niederschreibe) ebensowenig wie an der gemeinsamen Liebe zu Vater und Mutter. Nie wußte ich, welches von beiden ich mehr liebe und mein höchster Wunsch war stets, daß sie in gegenseitiger Liebe und Eintracht leben: jedes unfreundliche Wort, das zwischen ihnen fiel, kränkte mich aufs tiefste.

Aus einer solchen Liebe heraus schrieb ich meinen Artikel. Ich konnte nicht sagen: du hast recht, du hast unrecht, sondern ich konnte nur flehentlich bitten: verständigt Euch, denn Zwietracht oder Kampf gereicht beiden zum Unheil, uns Deutschungarr aber zum Verderben. Seit ich in den Augusttagen 1914 in meinem schwäbischen Heimatdorf den serbischen Kanonendonner über die Donau hinüberdröhnen hörte, bemächtigte sich meiner eine tragische Stimmung: Mein Volk, wenn Dich der Ungar verliert, mußt Du untergehen, nicht nur mit Deiner Sprache, sondern ganz, mit Leib und Seele!

Was kann ich, sehr geehrter Herr Abgeordneter, auf Ihren freundlichen Brief antworten? Ich müßte meinen Artikel noch einmal schreiben. Sie sagen selbst: In Ungarn „kann es nicht der Fall sein“, daß „alle Volkstümer des Landes in absolutem Maße gleichberechtigt seien“. Das sagt auch der Ungar und zwar mit einer lezten Entschlossenheit. Nun aber, was geschähe, wenn das Ungartum zuließe, daß die Deutschungarn (und selbstverständlich auch die Slowaken, Bunjewagen, Schokazen, Wenden usw.) völkisch und politisch so organisiert würden wie die Sachsen, Rumänen, Serben und obendrein alle die Gerechtsame erhielten, die diese bereits besitzen oder in ihrer unabgrenzbaren Aspiration anstreben? Die ungarische Majorität wäre für immer dahin und eher oder später, aber unvermeidlich, befände sich das Ungartum auch im Parlament einem Nationalitätenblock gegenüber (auch die Kroaten zu diesen gerechnet) der in seinen Wünschen und Forderungen immer weiter ginge und schließlich zu österreichischen Verhältnissen (das Schweizer Ideal ist aus tausend Gründen unerreichbar!) führte. Die Sachsen und Deutschungarn täten unbedingt mit, anfangs behutsam, Schritt für Schritt, bis die Bahn so abschüssig würde, daß es keinen Halt mehr gäbe. Das Endergebnis wäre eine Monarchie, wie sie auch die

Entente wünschte und erhoffte und wie sie bis jetzt, seit das österreichische Deutschtum abgewirtschaftet hat, nur das Ungartum verhinderte.

Darf die großdeutsche Politik einer solchen katastrophalen Auflösung der Monarchie Vorschub leisten? Bismarck hat es nicht getan und würde es auch weder heute noch morgen tun. Freilich befürchte ich, daß man es, wenn auch nicht mit amtlicher Assistentz, nach dem Krieg, namentlich nach einem siegreichen Krieg, versuchen wird, (ebendeshalb publizierte ich noch während des Krieges meinen Artikel, obgleich ich natürlich wohl weiß, daß meine schwache Stimme wie ein ohnmächtiger Hauch im Sturmwind verhallen wird), und wenn man es versuchen wird, wie wird darauf das Ungartum reagieren? Sie wissen es, sehr geehrter Herr Abgeordneter, so gut wie ich: das Ungartum würde sich bis zum allerletzten und alleräußersten widersetzen, es zöge aus wie in einen Kampf auf Leben und Tod und seine Waffen wären, da es sich einer Uebermacht gegenüber befindet, wütende Leidenschaft und blinde Verzweiflung.

Wer von all dem seit jeher (meinen Artikel schrieb ich am 18. XI. 1913 (!) zum erstenmal nieder) so überzeugt ist wie ich, wem dieser furchtbare und bei weitem noch nicht entschiedene Weltkrieg diese Ueberzeugung so erhärtet hat wie mir, der muß ehrlich sein, auch auf die Gefahr hin, daß man ihn für unpolitisch oder für einen hirnverbrannten Schwarzseher hält. Auch der Vorwurf, den man mir von ungarischer Seite gewiß machen wird, verfängt bei mir nicht: ich hätte den Alldeutschen Waffen gegen das Ungartum geliefert; die Ausdeutung meines Bekenntnisses in diesem Sinn wäre ein banaler Kniff, den ich weiter nicht beachte, da er das Wesen der Sache nicht im mindesten berührt.

Gestatten Sie, sehr geehrter Herr Abgeordneter, nur noch ein Wort! Sie schreiben: „Man kann einem lebendigen Organismus, wie es ein Volkstum ist, vielleicht eine andere Wachstumsrichtung geben, man kann Fremdes auf ihn aufspießen, man kann ihn verkrüppeln und zur Verkümmern bringen, aber man kann nicht, indem man ihm anfangs volle Freiheit gibt, sich nach den Gesetzen seiner Natur zu entwickeln, nach einer gewissen Zeit von ihm verlangen, daß er freiwillig eine andere Natur annehme.“ Mit Verlaub: das kann man ganz entschieden, man konnte es Jahrhunderte hindurch recht schön und hätte es auch weiterhin gekonnt, wenn die ungarische Schulpolitik nicht die heutige Richtung eingeschlagen hätte. Glauben Sie mir, sehr geehrter Herr Abgeordneter, ich kenne mein Volk, ich kenne es und darf ohne Selbstüberhebung sagen, jedenfalls viel besser, als z. B. Herr Müller-Guttenbrunn, der einen Bildungsgang und ein Schicksal hinter sich hat, wie vielleicht kein einziger seiner Volksgenossen und darum vielleicht von keinem einzigen wirklich verstanden wird. Alle Ehre vor seiner künstlerischen Begabung, aber sein Ungarnhaß etwa und sein religiöser Josephinismus, der ganz nach dem vorungarischen Wien riecht, ist uns Deutschungarn, namentlich uns deutschungarischen Katholiken — den einen oder anderen Halbgebildeten ausgenommen — etwas ganz Fremdes und wirkt bei vielen geradezu aufreizend gegen ihn.

Ich habe über den Inhalt meines Artikels vor dessen Niederschrift mit niemand, mit keinem einzigen Volksgenossen, gesprochen und doch schrieb ich: „Zugleich weiß ich, daß ich zwar nicht im Auftrage, aber aus der Seele vieler Freunde spreche, die — auf Wunsch ihrer Väter oder im Einverständnis mit ihnen — denselben Weg wie ich, von ihrem deutschen Volke zur ungarischen Kultur gegangen sind.“

Bei der Abfassung meines Artikels rechnete ich auf die Zustimmung der Veröhnlichen und Friedfertigen, sowohl bei dem Ungartum als bei den Deutschen draußen und auch bei den siebenbürgischen Sachsen. Letztere befinden sich in einem

verhängnisvollen Irrtum, wenn sie meinen, daß das Problem nach dem Schema der Siebenbürgener Sachsen gelöst werden kann: dem widerspricht für alle Zukunft die geographisch-ethnographische Lage, der religiöse Charakter bei Ihnen und bei uns und namentlich die ganze historische Entwicklung seit Jahrhunderten, besonders seit dem 17. Jahrhundert, die nie und nimmer rückgängig gemacht werden kann.

Wer mich näher kennt, weiß, daß ich nichts weniger als ein Ideologe bin: ich glaube an keinen ewigen Frieden, glaube aber an die ewige Kluft sowohl zwischen den einzelnen Individuen wie den einzelnen Rassen: es gibt keine Brücke zwischen ihnen, sondern nur ein Rufen von hüben und ein Zurückerufen von drüben, wobei immer das innerste und menschlichste von der tauben Ferne ungehört verschlungen wird. Trotzdem sehe ich mit Schauder, daß der Nationalismus in einen Fanatismus ausartet, gegen den der — Gott sei Dank! — im großen und ganzen überwundene Glaubenseifer früherer Jahrhunderte nur ein unschuldiges Kinderspiel war. Da kann ich nicht mittun, sollte niemand mittun, besonders niemand, der einer kleinen Rasse oder einem Splittervolk angehört.

Ich schließe und füge nur noch hinzu, daß es auch mich freuen würde, wenn wir den Gedankenaustausch gelegentlich mündlich fortsetzen könnten.

Mit aufrichtiger Hochachtung des hochgeehrten Herrn Abgeordneten
ergebenster

Budapest, 3. April 1917.

Jakob Bleher.

3.

Brandtsch an Bleher.

Budapest, 11. VIII. 1917.

Hochgeehrter Herr Professor!

Wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes sehen, bitte ich Sie um folgendes: machen Sie sich von der landläufigen Vorstellung frei, daß ich „pangermanischer Heher“, „Vaterlandsverräter“ (usw. wie alle anderen Ausdrücke unseres Zeitungspatriotismus lauten mögen) bin, sondern treten Sie meinem Schreiben möglichst vorurteilsfrei entgegen: Sehen Sie in mir nichts anderes, als ich — Gott ist mein Zeuge — sein will, ein Mensch — gewiß mit vielen Fehlern und Irrtümern — aber ein ehrlicher Mensch, dessen einziges Lebensziel ist, seinem deutschungarischen Volk in diesem schönen Land, das seine Ahnen seit vielen Jahrhunderten bewohnen, eine glückliche Zukunft zu bereiten und an dieser heiligen Aufgabe mit seinen bescheidenen Kräften mitzuarbeiten.

Ich schreibe diesen Brief im Drange der Geschäfte und in fliegender Eile unter dem Eindruck Ihres heutigen Aufsatzes im „Pester Lloyd“ und im „Pesti Hirlap“. Ich kenne auch — ich bin selbst Germanist — die philologischen Veröffentlichungen, besonders über deutschungarische Mundarten, Ihres germanistischen Seminars — kurz, ich habe schon seit einiger Zeit den Wunsch gehabt, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihre Tätigkeit kenne und verehere. Was Sie über die deutschungarische Frage schreiben — mögen auch unsere Ansichten in Einzelheiten auseinandergehen — unterschreibe ich im Großen und Ganzen, vor allem die Tendenz, die Sie leitet; besonders gilt das auch von Ihrem heutigen Aufsatz im Lloyd.

Ich möchte dazu nur einige Anmerkungen machen. Sie haben gewiß Recht, wenn Sie sagen, daß solche Schriften wie die Bunzelsche nicht dem heiligen Wert der Verständigung dienen. Ich möchte Sie aber nur noch fragen: kennen Sie auch nur ein einziges Buch neuerer Zeit, auch nur einen einzigen Aufsatz letzter Jahre in magyarischer Sprache, der der Verständigung mit dem österreichischen Deutschtum dient,

der auch nur den guten Willen zu einer Verständigung zeigt, wenn wir von den wertlosen politischen Gelegenheitsphrasen absehen? Ich gestehe, daß ich nichts dergartiges kenne, sondern im Gegenteil weiß, daß bei uns communis opinio ist: „Was kann aus Wien Gutes kommen?“ Ist es daher zu verwundern, daß es aus dem Wald so heraushallt, als in ihn hineingerufen wird? Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Ich mißbillige das Eine gerade so sehr wie das Andere. Nur möchte ich, daß man endlich auch bei uns erkennt, daß eine gewisse Objektivität intra muros nötig ist, wenn man sie extra muros fordert.

Doch weiter. Wie ist das Verhältnis des Magharentums — Sie gestatten, daß ich diesen brillanten Unterschied „Magharisch-Ungarisch“, den unsere Sprache hat, benütze — zum reichsdeutschen Deutschtum? Soweit ich sehe — wieviele Stunden der Empörung habe ich darüber durchgemacht! — gibt es nur zwei Arten der Information. Die eine Art ist die einer unwürdigen Schmeichelei gegenüber den Reichsdeutschen, immer mit der Spitze gegen das österreichische Deutschtum. Die andere versucht irrige, bewußt lügnerische Anschauungen über die Lage der Deutschen in Ungarn auf alle mögliche Weise zu verbreiten. Beide Arten tragen den Stempel der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei an der Stirne, der von Zeit zu Zeit erkannt wird und gerade das Gegenteil von dem, was beabsichtigt wurde, erreicht. An diesem Punkt liegt die entscheidende Stelle, von der aus auch das Verhältnis des Magharentums und Deutschtums auf das Ungünstigste beeinflusst wird und die früher oder später zu einem offenen Bruch führen wird, wenn nicht alle Einsichtigen sich zusammenschließen, um dagegen zu arbeiten.

Soweit ich sehe, muß sich diese Arbeit — von Einzelheiten sehe ich natürlich ab — hierzulande vor allem auf zweierlei verlegen: Erstens muß die Tatsache, daß das Magharentum mit seinem Bestand auf Leben und Tod an das Deutschtum gewiesen ist, zu einem Dogma werden, d. h. als die Grundwahrheit aller magharischen Politik erkannt werden. Das ist heute noch nicht der Fall. In der ganzen ungarischen Geschichte wiederholt sich in jedem Zeitabschnitt die Erscheinung, daß die führenden Kreise des magharischen Volkes gespielt haben zwischen den einzelnen Mächten. Ich mache daraus keinen Vorwurf; ich verstehe diese Haltung und finde sie aus der furchtbar ungünstigen geographischen Lage der magharischen Rasse und aus dem steten Angstgefühl vor dem traditionellen deutschen Einfluß national nicht bestehen zu können. In allen äußerlich noch so verschiedenen Erscheinungen der ungarischen Geschichte lassen sich diese Grundgefühle erkennen, von den Zeiten der ersten Staatsgründung unter Stefan angefangen bis zum heutigen Tage. Sehen wir nicht auch heute politische Strömungen (vide Károlyipárt?) die aus Furcht vor dem Deutschtum sich auf einen Internationalismus stützen wollen, unter welcher Maske das Gesicht der Entente hervorguckt? Verfolgen Sie die Geschichte, finden Sie überall das Doppelgesicht: Die Aufstände in den ersten Zeiten unterscheiden sich darin nicht von den nationalen Bewegungen späterer Jahrhunderte bis zum Jahre 49. Und heute herrscht das Doppelgesicht in anderer Form weiter. Ich möchte das so ausdrücken: Das magharische Gefühl sagt sich: „Ja, wir sind mit dem Deutschtum verbunden und wollen auch mit ihm verbunden bleiben, aber, wenn es uns nicht mehr paßt, so können wir auch anders.“ Hier liegt der große Denkfehler: Es ist eben nicht wahr, daß das Magharentum jemals anders kann, wenn es bestehen bleiben will. Es muß sich an das Deutschtum anschließen. Ohne das Deutschtum ist es verloren. Heute mehr als jemals früher. Wer diese Lehre aus dem Weltkrieg nicht ziehen kann, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Es gibt für das magharische Volk gar keine Wahl mehr; diese Zeiten sind vorüber. Wenn diese Grundwahrheit

erkannt ist, so gilt es daraus die Folgerungen zu ziehen. Die eine Folgerung ist diese: Das Verhältnis der beiden Völker wird äußerlich und formell stets das von Gleichberechtigten sein und bleiben müssen. In der Praxis aber wird natürlich das Verhältnis sich so gestalten, daß das Magharentum in eine gewisse Abhängigkeit vom Deutschtum kommt. Das mag noch so unangenehm klingen; es hilft nichts: an diese Wahrheit, die einfach dem Naturgesetz entspricht, daß der Stärkere den Schwächeren anzieht, muß sich das magharische Volk gewöhnen. Und es wird sich daran umso leichter gewöhnen können, wenn es erfährt, daß es kein Volk auf der Welt gibt, dessen Denkungsweise es ferner liegt, andere zu unterdrücken, als gerade das deutsche.

Wenn diese Erkenntnis feststeht, so erfolgt daraus die entsprechende Behandlung der Deutschen im eigenen Lande. Ich will nicht auf Ihnen ja auch bekannte Dinge hier näher eingehen. Aber Tatsache ist, daß die Deutschen Ungarns — wenn wir von Siebenbürgen mit seinen schließlich ganz anders gearteten Voraussetzungen absehen — auf *keinem* Gebiete des Volkslebens diejenigen Rechte und Entwicklungsmöglichkeiten haben, die es ihnen gestatten, über ihre Zukunft, ja, über die Möglichkeit ihres ferneren Bestandes beruhigt zu sein.

Mein Schreiben, hochverehrter Herr Professor, ist länger geworden als ich vorausah — wieviel wäre noch zu sagen! und doch weiß ich nicht, ob ich in der Eile mich so ausgedrückt habe, daß Sie mich nicht mißverstehen: aber vielleicht haben Sie doch wenigstens den Grundton herausgehört, damit komme ich auf den Anfang wieder zurück: den Ton eines Herzens, das für sein Volk nichts anderes ersehnt, als eine gesicherte Zukunft im Land seiner Väter, das diesem Volk und seiner Arbeit so viel verdankt und dem es andererseits anhängt mit der Treue einer Seele, die eben nur Deutsche so haben; die aber auch deutsch bleiben muß, um diese Treue zu bewahren und für unser Vaterland den alten Wert zu behalten. Empfangen Sie den hochachtungsvollsten Gruß und den Ausdruck der Verehrung von einem bescheidenen Kämpfer für diese Ziele, als der ich bin

Ihr ergebenster

Rudolf Brandsch, Reichstagsabgeordneter.

4.

Bleher an Brandsch.

Sehr geehrter Herr Abgeordneter!

Meinen aufrichtigsten Dank für Ihr freundliches Schreiben! Daß Sie kein „Bangermanischer Hezer“ und kein „Vaterlandsverräter“ sind, ist und war mir immer was Selbstverständliches. Ich betone ja selbst unaufhörlich, daß es in Ungarn keinen „Bangermanen“ gibt, da kein vernünftiger Deutscher daran denken kann, hier ein deutsches Regiment einzuführen. Auch sonst bin ich mit vielem, was Sie schreiben, einverstanden, denn wahrlich: peccatur intra muros et extra! Aber das Mißtrauen des Ungartums ist historisch erklärlich, da es Jahrhunderte hindurch der Bedrückte war und auch heute der Schwächere ist, auch Oesterreich gegenüber. — Es ist ganz richtig: Die Vernunft sagt es, das Ungartum muß es mit dem Deutschtum halten. Aber ist bei der heutigen demokratischen Weltordnung immer die Vernunft maßgebend und nicht vielmehr die blinde Volksleidenschaft? (Siehe Frankreich, Italien, Rumänien usw.). Uebrigens sagt die Vernunft auch den Deutschösterreichern, daß sie innerhalb der Monarchie keinen anderen Bundesgenossen haben können als die Ungarn. — Tatsache ist, daß man in Ungarn (mit Ausnahme des Karolischen Klüngels

— und wo gibt es keine Eigenbrödelei! —) aufrichtig die Stärkung der Machtstellung des österreichischen Deutschtums wünscht. Ist doch der ganze Ausgleich auf diesem Gedanken aufgebaut! Ebenso Tatsache aber ist, daß man von deutschösterreichischer Seite nicht dasselbe Verständnis der ungarischen Machtstellung entgegenbringt. — Nach alledem ist klar, daß der Versuch einer ehrlichen politischen Annäherung zuerst von den Deutschösterreichern gemacht werden muß. Das ist eine historische und zugleich eine psychologische Forderung. Es sind dabei zwei Hemmnisse zu überwinden. Erstens müssen die Oesterreicher ihre Toten in den Gräbern ruhen lassen und dürfen keine Gespenster aus der Vergangenheit heraufbeschwören. Die alte öster. Habsburg-Herrlichkeit ist für immer dahin und kann nimmermehr auferweckt werden. Daran tragen die Ungarn gewiß — aus österreichischem Gesichtspunkte — die größte Schuld. Aus ungarischem Gesichtspunkte ist diese Schuld der größte Erfolg, durch den das Ungartum seine nationale Existenz rettete. Darüber zu rechten, ist verlorene Mühe, denn die Weltgeschichte läßt sich nicht mehr zurückmachen. Auch die Deutschösterreichern müssen die Dinge nehmen, wie sie sind und auf dieser realen Grundlage an ihrer Zukunft weiterbauen. — Das zweite Hemmnis, das auch von reichsdeutscher Seite überwunden werden muß, ist die ungarische Nationalitätenpolitik gegenüber dem Deutschtum. Wie diese Frage gelöst werden könnte, habe ich in meinem Aufsatz über „Das ungarländische Deutschtum“ angedeutet und es ist überflüssig, das Gesagte zu wiederholen. — Nur eines will ich besonders betonen. Daß sich die Deutschen in Oesterreich und im Reiche für das ungarländische Deutschtum liebevoll interessieren, kann und wird ihnen kein vernünftiger Ungar verbieten, auch nicht verübeln. Eines aber müssen sie unterlassen, nämlich sich in die ungarische Nationalitätenpolitik einzumischen. Sie würden dadurch unbedingt das Gegenteil dessen erreichen, was sie zu erreichen wünschen. Dem ungarländischen Deutschtum würden sie mehr schaden als nützen, das deutsch-ungarische Verhältnis aber für immer vergiften. Das ungarländische Deutschtum muß sich selbst helfen und kann es nach meiner Ueberzeugung in den von mir gezogenen Grenzen. Tut es das nicht, so verdient es sein trauriges Schicksal — „traurig“ auch aus dem Gesichtspunkt des ungarländischen Nationalstaates. Von außen kann es nicht gerettet werden. — Unter „außen“ verstehe ich auch die siebb. Sachsen. Darum kann ich — Sie verzeihen, aber im Interesse der mir heiligen Sache muß ich ganz aufrichtig sein! — auch Ihre Politik nicht gut heißen. Als Mensch verstehe ich Sie, aber Ihre Richtung halte ich für verfehlt. Meine Auffassung von der ungarischen Rasse und ihrer Suprematie, ohne die das ungarländische Deutschtum verloren ist, nicht nur völkisch, sondern auch physisch, schreibt mir andere Wege vor. Aber Ihre Ehrlichkeit und Ihre Selbstlosigkeit achte ich hoch und in diesem Gefühl verbleibe ich als sehr geehrten Herrn Abgeordneten

ergebenster

Budapest, 14. August 1917.

J. Bleher.

5.

Brandisch an Bleher.

Budapest, 24. August 1917.

Sehr geehrter Herr Professor!

Von einer Reise durch Westungarn zurück, finde ich Ihren Brief vom 14. d. M. vor, dessen Empfang ich Ihnen vielmals dankend bestätige. Vor allem bin ich Ihnen dankbar, daß Sie mir so ausführlich und offen geschrieben haben. Ich hoffe deshalb, daß Sie es nicht unfreundlich aufnehmen werden, wenn ich mir zu Ihrem Brief einige Bemerkungen erlaube.

Aus allem, was Sie bisher in unserer Sache geschrieben haben, auch aus Ihrem Briefe, geht hervor, daß das Ziel, dem Sie und ich nachstreben, in seinem Endpunkte das gleiche ist: Nämlich die Erhaltung und Sicherstellung des ungarischen Deutschtums für die Zukunft. Diese Uebereinstimmung ist schon sehr viel. Daß Sie die Wege, die ich zur Erreichung dieses Zieles nach meiner unerschütterlichen Ueberzeugung gehen muß, nicht billigen und meine Politik für verfehlt halten, hat mich durchaus nicht überrascht und Ihre Ansicht ist mir umso weniger unerwartet gekommen, als ja auch ich Ihren Ansichten gegenüber der Meinung bin, daß die Mittel, die Sie zur Erreichung unseres Zieles anwenden wollen, nicht genügend sind. So weit ich sehe, geht Ihre Ansicht dahin, daß die Zukunft unseres Volkes gesichert werden könne, wenn uns die Volksschulen in der Muttersprache gegeben und einzelne Zugeständnisse auf dem Gebiete der Verwaltung und Rechtspflege gemacht würden. Ich glaube auch — ich habe das oft und auch im Reichstag öffentlich erklärt — daß diese Schulfrage den Kern unseres Problems bedeutet, aber sie bedeutet nicht alles. Ein Volk ist ein lebendiger Organismus wie jeder andere, der nur dann bestehen kann, wenn alle seine Glieder gesund sind und ihm notwendige Organe nicht fehlen. Nun fehlt unserem Volk in Ungarn das wichtigste Organ, nämlich eine geistige Führerschicht, die mit ihm fühlt, in ihm lebt, seine Sprache und sein Wesen als sein eigenstes Innerstes ansieht. Sie glauben, daß unser Volk ohne diese Führerschicht bestehen könne und es nichts weiter ausmache, wenn wie bisher alles, was aus dem Volk herauswachse, in einem anderen Volkstum aufgehe. Meine Ansicht dagegen ist die, daß ein Volk ohne diese Führerschicht nicht bestehen kann und daß die Welt kein Beispiel aufweist, wo das der Fall gewesen ist. Ein Volk, dem diese Führung fehlt, ist kein Volk, sondern wird sicher zu einem Haufen von Menschen. Ich sehe in der Schaffung einer solchen Führerschicht eine Hauptaufgabe neben der Schulfrage. In diesem Belange liegt der Hauptunterschied zwischen uns beiden.

Uebrigens bin ich auch der Meinung, daß sich unser Volk nur aus eigener Kraft helfen und retten kann. Gelingt ihm das nicht, so ist alles umsonst. Dabei scheint es mir aber im Gegensatz zu Ihnen vollständig gleichgültig zu sein, von welcher Seite unserem Volke diese Kraft geweckt und gestählt wird.

Ich glaube, es kommt einzig und allein auf den Erfolg an. Solange unser Vaterland mit dem Deutschtum im Bundesverhältnisse steht, scheint mir jede von dorthier kommende Hilfe als nicht nur unbedenklich, sondern als erwünscht, notwendig und als Erfüllung einer Pflicht. Vollends, daß ich als Siebenbürger Sachse für mein Volk hier in Ungarn arbeite, halte ich für ganz selbstverständlich, da ich mich nicht als Außenstehenden betrachten kann und auch nie als solcher von meinen Volksgenossen angesehen worden bin, es sei denn, daß man Unterschiede, wie sie zwischen Bewohnern verschiedener Gegenden und Orte ja immer bestehen, vergrößern will.

Das magharische Volk wird nur dann dazu zu haben sein, die Erhaltung unseres Volkes in Ungarn nicht als Hindernis und Vergernis anzusehen, wenn es durch die Tatsachen darüber belehrt wird, daß eine Aufsaugung unseres Volkes unmöglich ist. Solange es diese Ueberzeugung nicht hat, sondern auf Grund seiner bisherigen Erfolge glaubt, uns magharisieren zu können, wird es jedem Bestreben, dessen Betätigung einen Erfolg in der Erhaltung unseres Volkes verspricht, auf alle mögliche Weise entgegentreten. In dem Augenblicke aber, wo seine Führung, die bisher stets einen feinen Instinkt für das Wirkliche bewiesen hat, erkennt: Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß ein deutsches Volk in Ungarn lebt und bestehen will, in dem Augenblicke wird sich die Sachlage sofort ändern. Dann wird es auch leicht erkennen, daß schließlich die Erhaltung unseres Volkes ihm nicht zum Schaden ge-

reicht, in keiner Weise die Einheit unseres Staates gefährdet, sondern im Gegenteil sie schützt und kräftigt.

Noch eine kleine Schlußbemerkung: In Ihrem letzten Aufsatz im Lloyd bekämpfen Sie den Unterschied zwischen ungarisch und magyarisches. Ich glaube mit Unrecht. Bedenken Sie doch, welche Verwirrung und welche Quelle unerschöpflicher Mißverständnisse es bedeutet, daß die magyarisches Sprache einen Unterschied zwischen dem staatsrechtlichen ungarisch und dem rassenbegrifflichen magyarisches nicht besitzt. Indem ich hoffe, daß Sie auch diesen Brief mit Freundlichkeit aufnehmen werden, bin ich mit dem Ausdruck meiner größten Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Rudolf Brandsch.

6.

Professor Harald Steinacker an Bleyer.

Innsbruck, 26. IX. 1917.

„... Wie immer bei solchen Auseinandersetzungen möchte ich auch diesmal möglichst von den Voraussetzungen ausgehen, die uns gemeinsam sind. Wie Sie es in Ihrem Aufsatz in der „Budapesti Szemle“ einmal aussprechen, so glaube ich auch, daß die madjarisierende Tendenz weder durch die Volksschule, (noch, füge ich hinzu, durch den ungeheuren Druck der Gesellschaft und der staatlichen Verwaltung) bei den deutschen Bauern namhafte Erfolge erreichen wird. Bei den anderen Nationalitäten auch nicht. Weil sich größere, bäuerliche Massen erfahrungsgemäß überhaupt nicht entnationalisieren lassen. Das lehrt ja das große Werk von Balog, das man das Generalstabswerk der Madjarisierung genannt hat. Wir wissen aus ihm, daß der Madjare in Ungarn, in dem Land, in dem seine Rasse herrscht, den Boden (in wörtlichem Sinn) verliert und nicht gewinnt. Ich glaube ferner wie Sie, daß schon die Agitation für das allgemeine Wahlrecht, noch mehr die Einführung desselben, auch den deutschen Bauern politisieren und nationalisieren wird und ihn zu einem Bund mit den übrigen Nationalitäten führen muß. Man braucht kein Anhänger der Demokratisierung zu sein, man kann sie sogar für eine Verfallerscheinung halten, aber ihre Unaufhaltsamkeit wird sich kaum in Abrede stellen lassen, wenn man in der Politik nicht nach Jahren, sondern nach Jahrzehnten rechnet.

Hat bei diesem Sachverhalt Ihr Programm viel Verlockendes für die Deutsch-ungarn, das kurz gesagt, etwa lautet: Gebt uns die deutsche Volksschule wieder, damit wir nicht, wie bisher, in unserer Kultur gedrückt und unserer wirtschaftlichen Widerstandskraft gehindert, zum Rückgang vor Rumänen und Slowaken verurteilt sind. Dafür wollen wir unseren besten Saft, den in die Intelligenzschicht aufstrebenden, begabten deutschen Nachwuchs auf Eure in Sprache und Gesinnung madjarische Mittelschule geben; nur beanspruchen wir politische Führer aus dieser unserer Intelligenz, die uns völkisch auf dem status quo erhalten. Unter deren Führung wollen wir dann Eure schwere Schlacht um Euer Ideal, Eure Herrschaft über die übrigen Nationalitäten des Landes und um die Souveränität dieses Eures Staates, auch gegenüber Oesterreich und Deutschland, mit Euch schlagen?

Ich kann diese Frage nicht bejahen. Aus verschiedenen Gründen nicht.

1. halte ich es für ausgeschlossen, daß eine Regierung in Ungarn die von Ihnen für berechtigt erklärten schulpolitischen Forderungen der Deutschen erfüllt. Und wenn sie — etwa unter dem Druck der Krone — es wagen würde, so bliebe alles am Papier. Ich kenne die Gesinnung, die in den tgl. ungarischen Lehrerpräparanden ausnahmslos herrscht, es ist die Gesinnung des Kreuzzuges wider alle „idegenajkuak“¹⁾

¹⁾ = Fremdsprachigen.

Welch bezeichnendes Wort! Aber setzen wir selbst den unmöglichen Fall, daß von einem so absoluten Dogma wie dem der Madjarisierung der Fremdsprachigen zugunsten der Deutschen eine Ausnahme gemacht werden würde, so bliebe doch

2. Ihr Programm immer noch weit hinter dem zurück, was das einfache, klare, buchstäbliche, gesetzliche Recht der Deutschen in Ungarn ist. Und auf das, was die anderen Nichtmadjaren verlangen können und — früher oder später — durchsetzen werden, nämlich auf die im Nationalitätengesetz des weisen Déak zugesicherten Mittelschulen, sollen gerade die Deutschen, für die das der direkte Weg zu einer der Weltkulturen ist, verzichten? Nichts ist bezeichnender für die Klugheit, die unser beider Anschauungen trennt, als daß in Ihren vielen Aufsätzen vom Nationalitätengesetz nie die Rede ist. Und Sie sind doch ein Ungar, ein Sohn des Volkes, das unter dem Zeichen der Rechtskontinuität gekämpft und gesiegt hat. Hier haben Sie, hochverehrter Herr Kollege, den einen Tropfen Bitterkeit für alle deutsche Polemik gegen madjarische Darstellungen: dies Rechtsgefühl mit dem doppelten Boden: für seine Rechte sich an das Rechtsgefühl der Welt zu berufen und die eigenen Rechtsverpflichtungen gegen die nichtmadjarischen Mitbürger zu vergessen! Wie soll man anders als mit Unwillen hören, daß der Pfarrer einer deutschsprachigen evangelischen Gemeinde Südungarns wegen „Bangermanismus“ in einer kirchlichen Untersuchung zu einer Rüge und hoher Geldstrafe verurteilt worden ist, offenbar im Zusammenhang damit, daß seine Gemeinde von dem ihr gesetzlich zustehenden Recht Gebrauch gemacht hat, die Einführung der madjarischen Unterrichtssprache in ihrer bisher deutschen Volksschule abzulehnen. Und das geschah, bald nachdem deutsche Truppen Siebenbürgen von Feinden befreien halfen, nachdem tausende deutscher Soldaten in ungarischem Boden ihr Heldengrab gefunden!

Sie muten dem Deutschtum in Ungarn — und zugleich allem Deutschtum in Oesterreich und im Reich — viel zu, wenn Sie verlangen, daß man sich bei einer solchen Orientierung des Ungartums — dessen unverfälschte Repräsentanten ja auch während des Krieges mit steigender Offenheit sich als Gegner des Deutschtums und des deutschen Bündnisses bekennen und aus ihren Sympathien für die Westmächte kein Hehl machen — mit dem begnügen soll, was Sie für die Deutschen Ungarns fordern. Ja, wenn man glauben soll, daß diese Mindestforderungen von der ungarischen Gesellschaft auf gütlichem Wege auch wirklich anerkannt und erfüllt werden würden.

Freilich, Sie stellen Ihr Programm in einen weiten, weltpolitischen Zusammenhang. Die Aufopferung aller weitergehenden politischen Wünsche für die fast zwei Millionen Deutscher, die Ungarn außer den Sachsen bei einer wirklich objektiven Statistik zählen dürfte, scheint Ihnen eine Bedingung für das weltpolitische Zusammenwirken der deutschen und der madjarischen Rasse und dieses wieder die wichtigste Bedingung für den Fortbestand der habsburgischen Monarchie und deren Bündnis mit Deutschland. Bricht dieser Grundpfeiler zusammen, so tritt ein allgemeiner Umsturz ein, bei dem Ungarn vielleicht, Oesterreich aber ganz gewiß zugrundegeht. Und damit würde, wie Sie richtig sagen, die Weltstellung des deutschen Reiches unhaltbar.

Diese Gedankengänge gehören zum eisernen Bestand der politischen Doktrin, welche von einem Teil der führenden madjarischen Politiker in Wort und Schrift vor der deutschen und österreichischen Öffentlichkeit verkündet wird. Nicht ohne Erfolg. Wie sollte es auch namentlich in Deutschland nicht Eindruck machen, daß diese Lehre sich auf Bismarck-Worte berufen kann und ohne Zweifel auch heute der Ansicht aller amtlichen Stellen in Deutschland durchaus entspricht. Nun, was einmal

richtig gewesen sein kann, muß es nicht ewig bleiben. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Das Madjarentum ist mit dem Ende des 19. Jahrhunderts zu einer expansiven Politik übergegangen. Seine Erfolge bedrohen den inneren Zusammenhang der Habsburger Monarchie. Damit sät es den Axt ab, auf dem es selbst sitzt. Die Fortdauer des Dualismus, die Fortsetzung des Strebens nach dem madjarischen Nationalstaat ist für Deutschland, für die Monarchie und vor allem für Ungarn und das madjarische Volk kein Glück, sondern ein Unglück.

Das sind Gedankengänge, die ich im Rahmen eines Briefes freilich nicht begründen kann. Sie werden Ihnen ganz absonderlich und unbegreiflich vorkommen. Und Sie werden vielleicht auch mit dem Vorwurf der deutschösterreichischen oder der alldeutschen Voreingenommenheit bei der Hand sein. Wie aber, wenn die Voreingenommenheit bei voller bona fides auf der madjarischen Seite steckt? Ich muß diese Frage berühren, weil Sie in dem Aufsatz gegen Bunzel sich auch zum Anwalt der madjarischen Geschichtsauffassung gemacht haben...

Jedes Volk braucht, wie jeder Mensch, seine Lebenslüge; nur hat man bei Völkern den schöner klingenden Namen: Ideologie dafür... Alle sehen ihre Geschichte mehr oder weniger im Spiegel dieser Ideologie. Auf das mehr oder weniger kommt es aber an. Und man wird sagen können, je mehr ein Volk geleistet hat oder die Kraft hat, in Zukunft zu leisten, desto geringer ist die Spannung zwischen Ideologie und Wirklichkeit. Wird die Spannung sehr groß, muß der Spiegel der Ideologie das Geschichtsbild allzu stark verzerren, dann ist sicher ein Mißverhältnis vorhanden zwischen dem wirklichen inneren Wert und den sub specie der weltgeschichtlichen Entwicklung bestehenden Möglichkeiten eines Volkes auf der einen Seite, seiner vorübergehenden Machtstellung und seinen Machtansprüchen auf der anderen Seite...

In Ungarn dagegen wurden die Scheinerfolge der Politik des nationalen Einheitsstaates möglich um den Preis eines Klassenwahlrechts und eines Klassenregimes, das wohl die deutschen Städte, nicht aber die Bauernmassen der Nationalitäten erobern konnte, diese vielmehr nur durch seine Schulpolitik kulturell niederhielt und schließlich eine ungeheure Auswanderung erzeugte, an welcher auch der madjarische Bauer teilnahm. Dadurch konnte der Aufstieg der Nationalitäten, die Erweiterung des Wahlrechts, die Demokratisierung des öffentlichen Lebens und eine gesunde Sozialpolitik — mit einem Wort, die gescholtene, österreichische Entwicklung — verzögert werden. Aufzuhalten ist sie nicht; schon pocht sie an den Toren und die partikularistische Wirtschaftspolitik, die auf eine überstürzte Industrialisierung hinarbeitet, wird ihr im Madjarentum selbst Bundesgenossen in steigender Zahl werben. Dann beginnt der Umbau des Staates Ungarn. Wie die Krone, wie das — infolge des Dualismus vielleicht inzwischen föderalistische — Oesterreich eingreifen werden, bleibt abzuwarten. Aber es wird schon schwere Kämpfe absetzen. Und sollen in diesen die zwei Millionen Deutschungarn ohne eigene Intelligenz, ohne eigenes Ziel, als passive Masse für die verlorene Sache des madjarischen Nationalstaates streiten? Nein, sie müssen sich als eigene, politische Individualität organisieren, um für das Beste des Staates, aber auch für das eigene Beste nach eigenem Ermessen zu kämpfen...

H. Steinacker.

Jakob Krämer an Bleher.

Klausenburg, 4. VIII. 1918.

Herr Professor, lieber Landsmann!

... Schon eine längere Zeit verfolgen wir mit größter Aufmerksamkeit die selbstlose und wertvolle Tätigkeit unseres talentvollen Landsmanns. Ich sage: wir, denn ich stehe nicht vereinzelt da, wir sind bisher unser 16 junge, intelligente Schwaben, die fest zusammenhalten und für das Wohl, für den geistig-kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt, für die Aufrechterhaltung und Verwahrung unseres Schwabentums einschreiten wollen. Bewegt, daß wir einen dornbestreuten, holprigen Weg betreten haben, bewußt, daß der Lohn nur Spott, Verleumdung und Verdächtigung sein wird, werden wir trotzdem vorwärts gehen, denn wir ziehen für eine gerechte Sache in den Kampf.

Wir sind stolz, einen Mann zu kennen, der endlich Mut faßte, das stille Leiden und Klagen, das an dem Leib und an der Seele unseres Volkes nagende Unheil mannhaft und beherzt vor die Öffentlichkeit zu bringen. Aber es tut uns ungemein leid, daß unsere Wege und Ziele sich nur eine Weile parallel dicht nebeneinander ziehen.

Herr Professor fordern und wünschen zu wenig. Außer der Zurückgabe der Volksschulen ist es einer unserer heißesten Wünsche, daß man uns die Bewilligung zur Errichtung einiger deutschsprachiger Mittelschulen erteile.

Der Umfang eines Briefes ist zu gering, um solche wichtige Themata eingehend und ausführlich zu behandeln. Ich will nur auf einige Grundsätze unserer Auffassung hinweisen:

Wir kämpfen umsonst um die deutschen Volksschulen (und haben wir sie, wir können und werden sie doch nicht behalten), solange es uns an führender, mit dem Volke fühlender Intelligenz fehlt. Unsere jetzige Intelligenz verschuldet es, daß wir unsere Schulen so leichtsinnig hingegeben haben, denn anstatt, daß sie dieses Attentat gegen das geistige Leben unseres Volkes verhindert hätte, hat sie unser dem Geld und Feld verfallenes Volk zur Verstaatlichung oder Vermagyarisierung der Schulen angeeifert. Es ist doch eine alte Sache, daß auch die Schwaben so tanzen, wie ihnen die „Herrischen“ vorgeigen. Wir sind der ernstesten und festen Ueberzeugung, daß wir ohne eine schwäbisch-national gesinnte und auch die Sprache des Volkes unter sich selbst sprechende Intelligenz in unserem mühsamen Bestreben zur Rettung des feinem fast unaufhaltamen Verderben entgegengehenden Schwabentums nicht das Geringste erzielen werden.

Eine ungarisch sprechende und chauvinistisch gesinnte (obzwar dem Schwabentum entgangene) Intelligenz wird sich selbst unseren Forderungen nach den Volksschulen (also der Mindestforderung!) entgegenstellen oder — nach alter Gewohnheit — sich der Sache gegenüber ganz gleichmäßig [sic! für gleichgültig] und teilnahmslos verhalten. Ja, wären alle unsere Herrischen Jakob Blehers, da könnten sie von uns aus ungarisch sprechen und denken, wie sie wollen, wir hätten aber Garantie dafür, daß das „Volk auf dem flachen Lande“ nicht angetastet wird. Wo finden wir aber noch einen Jakob Bleher?

Und sagen wir, man könnte es erreichen, daß unsere Intelligenz auch ohne Selbsterwachtung und Erweckung sowie ohne Vorhandensein eines schwäbisch-nationalen Selbstbewußtseins den Uebertreibungen des ungarischen Chauvinismus Halt gebieten würde und eine richtige, von Herrn Professor sich vorgestellte und geschilderte, für sein Volk einmal aufrichtig arbeitende Intelligenz wäre, die — wie Herr

Landsmann so oft hervorhebt und betont — auch weiterhin sich ihre Gesinnung, Denkart und Bildung in der Atmosphäre der in den Diensten der rücksichtslosen Magharisierung stehenden ungarischen Mittelschulen aneignen würde, dies müßte eine Intelligenz heroischer, übermenschlicher Abstammung sein, wenn sie nach einer solchen Erziehung nebenbei objektiv und unparteiisch auch im Interesse des Schwabentums tätig sein sollte.

Bei den heutigen Mittelschulen werden wir dies Ideal nie und nie erreichen. Wäre es aber doch der Fall, wie lange würde diese jetzt ihre wahre Pflicht und Aufgabe gegen Vaterland und Volk erfüllende, aber sich an allem Ungarischen festklammernde Intelligenz den immer und wieder auftauchenden chauvinistischen Begehren und Verlockungen Widerstand leisten können?

Gegen solche (jetzt vorhandenen) „Eventualitäten“ müssen wir einen, dem der Sachsen ähnlichen, Schutzwall aufwerfen, hinter dem wir unserem ungarischen Vaterlande ebenso treu und aufrichtig dienen würden, wie heute.

Angst vor politischen Aberrationen, wie z. B. das Zusammengreifen mit den anderen, wankelmütigen Nationalitäten gegen das staatsbildende Ungartum ist nur das Steckenpferd jener Kurzsichtigen, die unser nüchternes Volk nicht kennen. In dieser Hinsicht teilen wir ohne jeden Vorbehalt die Ansicht und Auffassung unseres scharfsinnigen Landsmannes und zukünftigen Führers. Mit dem Ungartum leben wir, ohne es gehen auch wir zugrunde! Aber wir sagen: do ut des!

Wir halten es für eine tückische Rabulistik, daß man uns, wenn wir klagen, immer mit den wohlklingenden Worten entwaffnen will: „Wir wollen ja nicht Euch Euerer Muttersprache berauben, wir wünschen nur, Ihr sollt nebenbei auch die Staatsprache beherrschen!“ Und unsere Schwaben bleiben daran hängen, denn sie sind nicht dessen bewußt, daß es auf dieser Welt kein Volk gibt, das zweier Sprachen mächtig wäre. Das deutsche, englische, französische Volk spricht nur eine Sprache. Spricht das schwäbische Volk einmal ungarisch, so ist es auch schon im engeren Sinne des Wortes ungarisch. Warum wünscht man von „buta sváb“ Unmögliches, wenn intelligente und gebildete Nationen nicht dazu fähig sind? Mit Speck fängt man Mäuse!

Es trennt uns also noch eine große Kluft, wir werden und müssen sie aber überbrücken, daß wir Schulter an Schulter, eng geschlossen, vorwärts gehen können. . .

Jakob Krämer.

(Auf einer Beilage zum Brief befinden sich 16 Unterschriften von Studenten und Akademikern.)

Verzeichnis der Abkürzungen in den Fußnoten.

Bl. = Bleher.

Bl.N. = Bleher-Nachlaß, Budapest. Im Besitz der Familie.

N.P. = Neue Post (Hauptorgan Blehers von 1917—1921).

So. = Sonntagsblatt für das deutsche Volk in Ungarn (Hauptorgan Blehers von 1921—1933).

B. G. = Budapesti Gírlap.

B. Sz. = Budapesti Szemle.

B. L. = Pester Lloyd.

Deutsche Einflüsse auf die Entwicklung der rumänischen Medizin.

Von Valeriu L. Bologa.

Vorbemerkungen.¹⁾

Die Geschichte des Rumänentums, entstanden aus Verschmelzung der autochtonen Thraker mit romanischen Elementen und späterer Einschmelzung von Slawen, Germanen usw. ist im frühen Mittelalter stark in Dunkel gehüllt. Erst Forschungen der letzten 20 Jahre beginnen diese Lücke immer mehr auszufüllen. Besonders für das spätere Mittelalter gewinnen die Angaben über Kultur, soziale Schichtung, politische Organisation der Rumänen sowohl in den Donaufürstentümern als auch in Siebenbürgen immer mehr an Klarheit.

Die rumänischen Donaufürstentümer Moldau und Walachei (Muntenien) gelangten gegen Ende des Mittelalters zu politischer Selbständigkeit und festgefügtter staatlichen Gliederung. Am Anfang des 16. Jhs. entwickelte sich die politische Macht beider Fürstentümer zu einem Höhepunkt. Da um diese Zeit Byzanz und der Balkan unter türkische Herrschaft, anderseits Rußland noch nicht zur Führerrolle in der orientalischen Orthodoxie gelangt war, werden die Donaufürstentümer für mehr als 2 Jahrhunderte nicht nur Zuflucht für das östliche Christentum, sondern auch geradezu geistige Mittelpunkte desselben.

Doch gleichzeitig wirkte immer stärker der türkische Druck von Süden, der in den folgenden Zeiten ausschlaggebend für die Entwicklung der politischen Geschichte der beiden Länder wurde.

Das dritte von Rumänen bewohnte Land, Siebenbürgen, gehörte zur ungarischen Krone und erlangte im Laufe des 16. Jahrhunderts unter eigenen madjarischen Fürsten einen gewissen Grad von Selbständigkeit; es kam im 18. Jahrhundert unter Habsburgs Krone. Das rumänische Element, zum größten Teil aus Bauern bestehend, spielte politisch eine geringe Rolle. Auch Siebenbürgen war fast völlig während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts durch die türkische Frage in Anspruch genommen.

Der Teil des Rumänentums, auf der Balkanhalbinsel, die Mazedo-rumänen, teilte das Schicksal der übrigen christlichen Balkanvölker, die unter türkische Herrschaft gelangt waren. Erst im 18. Jh. begann es, von seinem

¹⁾ Dem Wunsche der Schriftleitung folgend, habe ich meine Ausführungen mit zahlreichen Hinweisen auf das betreffende Schrifttum — oft mit kritischen Bemerkungen — in Fußnoten versehen. Da am Schlusse ein genaues Literaturverzeichnis folgt, gebe ich in den Fußnoten nur die Verfassernamen und abgekürzte Titel.

Zu den Vorbemerkungen vgl. Bologa „Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin bei den Rumänen“.

Kulturmittelpunkt Moscopole aus eine wichtige kulturelle Rolle für das Gesamtrumänentum zu spielen.

Der griechisch-orthodoxen Kirche angehörend, stand das rumänische Volk lange Zeit, bis gegen 1800, unter byzantinischem Einfluß. Im 16. Jh. waren Kirchen- und Schriftsprache altslawisch, im 17. Jh. zum Teil neugriechisch. Diese ausgesprochen östlichen Einflüsse, welche sich über den romanischen Untergrund lagerten, wurden für lange Zeit richtunggebend für die Kulturgeschichte der Rumänen. Wie im ganzen Südosten Europas, verlängerte sich das Mittelalter mit allen seinen kulturellen, geistigen und politischen Eigentümlichkeiten auch in Rumänien bis tief in das 17. Jh. hinein.

Die geistigen Bestrebungen des Rumänentums gingen bis in diese Zeit fast gänzlich auf kirchlichem Gebiet auf. Alles was in dieser Zeit an literarischen oder künstlerischen Werten hervorgebracht wurde, stand irgendwie in Zusammenhang mit dem religiösen Leben. Diese Jahrhunderte sind hochbedeutend für die Entwicklung der rumänischen Kunst, besonders der kirchlichen (Malerei, Baukunst). In der Baukunst der Moldau treffen abendländische Motive mit den vorherrschenden byzantinischen zusammen und ergeben in harmonischer Verschmelzung die Anfänge eines eigenartig schönen rumänischen Baustils. Literaturgeschichtlich ist das 16. Jh. von Interesse durch die ersten rumänischen Sprachdenkmäler, die in immer größerer Anzahl auftreten und eine Verdrängung der altslawischen Literatursprache anbahnen. Bedeutungsvoll ist ferner die verhältnismäßig frühe Einführung des Buchdruckes, sowohl in den Donaufürstentümern, als auch bei den Rumänen Siebenbürgens.²⁾

Wenn auch im Großen und Ganzen die Kultur des Rumänentums einen ausgesprochen mittelalterlichen Charakter beibehält, sind doch Ausstrahlungen des Humanismus und der Renaissance des Abendlandes wahrnehmbar. Ganz deutlich erweisen sie sich auf dem Gebiete der Baukunst, des Buchdruckes und in den Anfängen des nationalen Schrifttums. Ihre Wurzeln sind in den seit früher bestehenden politischen und Handelsbeziehungen mit den italienischen Republiken (hauptsächlich Genua und Venedig) zu suchen. Dazu kamen Einflüsse der polnischen Renaissancebewegungen auf die Moldau, die Ausstrahlungen des Hussitismus aus der Tschechoslowakei und Un-

²⁾ Der Mönch Macarie führte, unterstützt vom Fürsten der Walachei Radu dem Großen, zum ersten Mal in Rumänien den Buchdruck im Jahre 1508 ein. Maßgebend war hierbei venetianischer Einfluß, der sich auf dem Umwege über Montenegro auswirkte. In Siebenbürgen wurde das erste rumänische Buch knapp vor 1559 gedruckt (Zeitpunkt nicht genau zu bestimmen!), dann folgten 1559 und 1561 (Coreşi) weitere Drucke. Alle diese entstanden unter sächsischem Einfluß. Der Buchdrucker Coreşi wurde jedoch von den Kronstädter Patriziern aus der Walachei berufen. Vgl. S. Puşcariu, „Deutsche Kultureinflüsse“.

garn, später des Protestantismus aus Siebenbürgen, besonders von den Sachsen, aus. Diese Anregungen gipfeln im Versuch der Gründung einer humanistischen Hochschule in Cotnari.³⁾

Das 17. und der Anfang des 18. Jhs. sind in den Donaufürstentümern durch den Kampf um die staatliche Selbständigkeit gekennzeichnet, die anfangs unter den einheimischen Fürsten tatsächlich aufrechterhalten, später unter den griechischen Phanariotenhospodaren stark eingeengt wird. In Siebenbürgen dagegen handelt es sich für das Rumänentum in diesen Zeitaläufen mehr um soziale und religiöse Fragen. Kulturgeschichtlich ist diese Zeit bedeutend durch die allmähliche Entwicklung der nationalen Schriftsprache und die bescheidenen Anfänge einer rumänischen Literatur (Bibelübersetzungen, Chronisten) und immer stärkere Berührung mit dem Westen, das Auftreten — allerdings vereinzelter — wissenschaftlicher Bestrebungen, Gründung höherer Schulen, (1640 Academia Trei Ierarhi zu Jassy, durch Basile Lupu; 1678 Academia in Bukarest, durch Konstantin Cantacuzino), weitere Entwicklung der einheimischen Baukunst und stärkere Beeinflussung des Geisteslebens durch die Griechen. Diese letzteren Einflüsse verstärken sich natürlich in den Donaufürstentümern immer mehr, während der Phanariotenherrschaft bis zum Ende des 18. Jhs.; sie sind gleichzeitig wertvolle Vermittler des Eindringens westeuropäischer Kultur. Um diese Zeit beginnt auch eine langsame soziale Umschichtung der früher ausgesprochen feudal organisierten Länder. Dieselbe Erscheinung wirkt sich — zwar in geringerem Maße, aber dennoch geschichtlich ausschlaggebend, — auch im siebenbürgischen Rumänentum aus. Bei diesem bildet sich eine schwache bürgerliche Oberschicht, die, unmittelbar vom katholischen Wien, mittelbar von Italien angeregt, zum Träger des kulturell und politisch bedeutenden Latinitäts- (und in Fortentwicklung National-) Gedankens wird. Diese siebenbürgischen Latiniten bringen dem Rumänentum ein neues geschichtliches, sprachwissenschaftliches und politisches Schrifttum und betreiben eine nationale Schulpolitik, eine „Risorgimento“-Bewegung auf kulturellem und politischem Gebiet.

Einige von ihnen wandern in die Donaufürstentümer aus, wo sie einheimische Elemente treffen, welche, von den Ideen der französischen Revolution begeistert, auch an einer nationalen Reform arbeiten. Mit ihnen zusammen bahnen sie mit Beginn des 19. Jhs. die endgültige Verwestlichung und nationale Wiedererweckung des Rumänentums an. Nach 1830 ist dieser

³⁾ Jakob Basilikos Heraklides genannt Despot-Bodă 1561—63, Usurpator des moldauischen Fürstenthrones, gründete in Cotnari eine humanistische Lateinhochschule, die aber nach seinem Tode einging. Für seine Hochschulpläne gewann er u. a. auch den Pirnaer Gelehrten Johannes Sommer sowie — angeblich — Kaspar Penczer.

Vorgang in vollem Fluß. In Muntenien und der Moldau kommen wieder einheimische Herrscher auf den Thron. Der nationale Unterricht wird eingeführt. Westlicher, besonders französischer, in mancher Beziehung aber auch deutscher, Kultureinfluß dringt völlig in die oberen Schichten ein. Die staatliche Organisation wird nach abendländischem Muster — oft nur zu getreu — umgeformt. Die leitenden politischen Ideen sind immer mehr die in Europa herrschenden liberalen, das Band, das die Donaufstaaten mit der Türkei verbindet, wird immer lockerer. Die große Masse der Bevölkerung, die Bauernschaft, wird allmählich befreit und kulturell gehoben. 1859 vereinigen sich die Moldau und Muntenien. 1866 erhält das Land eine erbliche Dynastie. 1877—78, durch den Krieg mit der Türkei, wird die volle Selbständigkeit errungen und 1881 wird Rumänien ein Königreich. In diese Zeit der Verwestlichung und der politischen und wirtschaftlichen Aufrichtung des Landes und während der darauffolgenden Jahrzehnte ungestörten Aufstieges fällt die volle Entwicklung eines nationalen Schrifttums, von Kunst und Wissenschaft, die Gründung bedeutender Kulturinstitute (Seminarul dela Socola zu Jassy, 1804; Colegiul Sf. Sava zu Bukarest, 1814; Academia Mihaileana zu Jassy, 1835; Universität zu Jassy 1860; Universität zu Bukarest 1864; Academia Romana, 1866). Alle diese Vorgänge wirken sich auch stark auf das benachbarte siebenbürgische Rumänentum aus, das eifrig an der Herausbildung einer rumänischen Kultur mitgearbeitet hatte. 1918 folgt die Vereinigung sämtlicher rumänischer Länder zum heutigen Großrumänien, wodurch auch die kulturelle Vereinheitlichung aller Rumänen zur endgültigen Tatsache wurde.

* * *

Seit uralten Zeiten besteht bei den Rumänen eine eigenartige Volks- und Mönchsmedizin, die auch heute noch neben der Schulmedizin gedeiht und für den volkstündlichen Forscher viel Interessantes bietet. Auf diesem Gebiet ist bei uns viel gesammelt worden, doch steht bisher noch eine einheitliche wissenschaftliche Bearbeitung des ungeheuren Materials aus. Hingegen kann auf Grund neuerer rumänischer medizin-geschichtlicher Arbeiten jetzt schon ein Gesamtüberblick über das Werden der rumänischen Schulmedizin⁴⁾ gegeben werden und man kann es sich erlauben, den fremden Einflüssen in diesem Entwicklungsgang nachzugehen.

Wissenschaftlich gebildete Aerzte gab es in Siebenbürgen seit dem Ende des Mittelalters. Bis tief ins 18. Jh. war hier die Schulmedizin überwiegend deutsch, in zweiter Linie madjarisch. Erst in der theresianisch-josefinischen Zeit

⁴⁾ Vgl. dazu Michails, Crăiniceanus, Gomoius, Petrescus Samarians grundlegende Arbeiten, Jorgas immer wegweisende, auch die Medizingeschichte oft berührende Schriften, sowie meine Artikel (s. Literaturverzeichnis).

finden wir auch in dieser Provinz eine anfangs kleine Anzahl akademisch gebildeter rumänischer Aerzte. In den Donaufürstentümern finden wir Aerzte schon vor 1500 belegt. Im ganzen 16. und 17. Jh. gab es in Bukarest und Jassy Aerzte, besonders an den Fürstenthöfen. Diese alle waren aber ausschließlich Fremde, vorwiegend Griechen, in großer Anzahl auch Italiener und Deutsche (bes. Sachsen), später auch vereinzelt Franzosen. Für die Entwicklung einer rumänischen Schulmedizin sind alle diese von gar keiner Bedeutung. Es handelt sich um Leute der Praxis, die höfische Ehren und Gelderwerb in die ihnen an sich völlig gleichgültigen Länder ziehen. Sie dienen ihren Herren, abenteuernd herum, kümmern sich fast niemals um die eigentlichen medizinischen Fragen des Landes und sind fast immer (von einigen Ausnahmen abgesehen) unbedeutende, oft sogar sehr zweifelhafte Heilkünstler. Dieses Zeitalter von über zwei Jahrhunderten nennen wir in der Medizingeschichte der rumänischen Länder (wir vermeiden ausdrücklich, weil ungeeignet, den Ausdruck „Geschichte der rumänischen Medizin“) das Zeitalter der fremden Aerzte.

Die eigentliche rumänische Medizingeschichte (natürlich mit Bezug auf die Schulmedizin) beginnt mit dem 18. Jahrhundert.

In früheren Arbeiten habe ich mehrfach angedeutet, daß bei den Rumänen die angewandten Naturwissenschaften sich notwendigerweise früher, stärker und inhaltlich wertvoller entwickelten als die reinen. So auch ganz besonders eine davon, die Medizin. Als die ersten rumänischen forschenden Naturwissenschaftler im 19. Jh. (von den bedeutenden drei Vorläufern Milescu, Cantemir und Cantacuzino im 18. Jh. abgesehen) aufzutreten begannen, gab es bereits rumänische Aerzte, die für erstere den Weg gebahnt hatten, ferner eine Sanitätsorganisation und Anfänge medizinischer Forschung.

Ungefähr nach 1700 traten besonders in den Donaufürstentümern (etwas später erst und vereinzelt in Siebenbürgen) die ersten Aerzte rumänischer Nationalität auf. Es ist die Zeit, in der sich der Kern einer rumänischen Ärzteschaft zu bilden beginnt und in der die im Werden begriffene rumänische Medizin in völliger Abhängigkeit von der westeuropäischen Schulmedizin stand. Es dauerte dies bis ungefähr 1825.

Diesen Abschnitt, der sich auf etwas mehr als ein Jahrhundert erstreckt, nennen wir die Zeit der ersten Fühlungnahme der rumänischen Schulmedizin mit der wissenschaftlichen Medizin des Abendlandes (oder, wenn man die Einteilung nach einem anderen Gesichtspunkt vornehmen will, die Zeit der mazedo-rumänischen Aerzte).

Von 1700—1825 finden wir in den Fürstentümern etwa 30 Aerzte mazedorumänischen (arumunischen) Ursprungs, die den Anfängen der rumänischen Medizingeschichte vollständig den Stempel ihres Wirkens aufdrückten. Mit ihnen beginnt die Entwicklung der rumänischen wissenschaftlichen Medizin. Die bedeutendsten dieser Gruppe sind Ion Procopie Pamperi, Silvester Constantin Filitti, Darvari, Dimitrie († 1804) und Constantin Caracas, Ion Nicolide de Pindo, (1773—1828 in Wien lebend, wirkte er literarisch aus der Ferne) und G. C. Roja (1786—1847). Die ersten fünf haben bedeutende Verdienste um die Gründung und den Ausbau der Stiftungsspitäler in Bukarest.

Diesen Mazedorumänen, die zeitlich vor den Dakorumänen den Weg zum Medizinstudium gefunden hatten, war es gegeben, zu einer Zeit zu wirken, als die regierenden Fürsten und großen Bojaren des Landes die großartigen Spitäler gründeten, welche eine rühmliche Tat in unserer Medizingeschichte bilden. So konnten sie teils an diesen Gründungen selbst mitarbeiten, teils im Rahmen dieser Anstalten ihre Tätigkeit entfalten. Viele dieser mazedorumänischen Aerzte hatten eine einwandfreie medizinische Schulung. Ihnen kommt das große Verdienst zu, weit über den Rahmen einer „Praxis aurea“ gewirkt zu haben: sie begannen sich um die eigentlichen Probleme des Landes zu kümmern, sie näherten sich dem Volke in seinen leiblichen Nöten und sie gaben den ersten Anstoß zu einer, allerdings sehr bescheidenen, Gesundheitspolitik. Durch ihre (zwar nicht in rumänischer Sprache) im Auslande publizierten medizinischen Arbeiten legten sie auch den Grundstein zu einem medizinischen Schrifttum der Rumänen.

Gleichzeitig mit ihnen lebten und wirkten — noch vereinzelt — einige einheimische Rumänen: der Augenspezialist Radu und der fleißige Schriftsteller Dr. Episcopescu in Bukarest, der Chirurg J. M. Popp in Hermannstadt und der hochbedeutende, gelehrte Joan Molnar-Piuaru (Klausenburg), der Verfasser der ersten gelehrten medizinischen Abhandlung, die auf dakorumänischem Gebiet (1793) gedruckt wurde.

Außer diesen waren in den Donaufürstentümern eine ganze Anzahl fremder Aerzte (besonders Griechen) tätig, so der Franzose Lantier am Hofe Brâncoveanus; die bedeutenden Griechen Joannes Komnen (um 1700), Thodoraki, ein Anhänger Boerhaaves (gegen 1740) und Manase Eliade.

Das Spitalswesen, — in Nachahmung byzantinischer Einrichtungen dieser Art, — scheint sich in Form von Xenodochien, Hospizen, Waisenhäusern, verhältnismäßig früh in beiden Fürstentümern entwickelt zu haben. Urkundliche Erwähnungen darüber besitzen wir schon seit 1524; in dem Gesetzbuche von 1646 ist von ihnen gleichfalls die Rede. Großartige Gründungen brachte das 18. Jh.: 1695 Spital Coltea, 1735—50 Spital Sf.

Pantelimon in Bukarest, 1754 Sf. Spiridon in Jassy usw. Alle diese Anstalten hatten reiche Mittel zur Verfügung, einen wohlgeordneten Betrieb und wurden von Ärzten und Chirurgen geleitet; sie standen armen Kranken völlig unentgeltlich zur Verfügung.

Um 1800 finden wir die ersten Anfänge einer staatlichen Einflußnahme auf das Sanitätswesen. Zwischen 1750 und 1800 werden in den Haupt- und größeren Städten einige Apotheken gegründet. 1782 wird der Giftverkauf in der Walachei geregelt, etwas später eine Aufsicht über die Apotheken eingeführt. Beamtete Ärzte an Spitälern und Waisenhäusern werden ernannt, die zwei Länder bzw. ihre Hauptstädte erhalten Archiater und Protomedici, die die oberste Sanitätsbehörde verkörpern. In Muntenien wird ein Armenarzt 1780 ernannt, in der Moldau 1793. Schon seit 1775 hatte der Jassyer Archiater eine Art Approbation für die Ärzte zu erteilen. 1809 wurde in Bukarest ein eigener Ausschuß für diesen Zweck eingesetzt. Im Jahre 1795 wird in Bukarest eine Beaufsichtigung der Kurpfuscher und Pseudoärzte angeordnet. Nach 1800 wurde in beiden Fürstentümern die Impfung eingeführt, seit 1804 in der Moldau sogar (wenigstens auf dem Papier) zwangsmäßig und unentgeltlich. Später werden auch Quarantänestationen und Epidemie-Kommissionen aufgestellt. Alle diese vereinzeltten Maßnahmen lassen trotz allem noch keine planmäßige, zielbewußte Gesundheitsfürsorge erkennen.

Mit dem Beginn des 19. Jhs., genauer um das Jahr 1825 herum, stoßen zu diesem ersten Kern rumänischer Ärzte, den Mazedorumänen, immer mehr Heilbesessene, die dem dakerumänischen Sprachgebiet selbst entstammen. Dieser Vorgang ist sehr reger in der Moldau und der Walachei, verzögert in Siebenbürgen. In den Donaufürstentümern bildet sich jetzt die rumänische Schulmedizin. Immer größer wird die Anzahl der Söhne des Landes, die mit einem Doktordiplom aus dem Auslande heimkehren. Ihre Tätigkeit wird immer reger, die anfangs vereinzelt wirkenden Kräfte trachten immer mehr sich zu vereinigen und sich für das Wohl des eigenen Landes und Volkes zu betätigen. So wird die Ärzteschaft des Landes immer einheitlicher, immer zielbewußter. Es kommt in den Jahren 1830—1834 zur Gründung des Vereines rumänischer Ärzte und Naturforscher in Jassy, (mit reichlicher deutscher Mitarbeit!), wodurch ein Kristallisationspunkt für rumänisches wissenschaftliches Schaffen entsteht. Rumänische Ärzte erlangen in den höchsten Sanitätsbehörden des Landes Geltung, ihr Wirken ist reich an Triebkraft, bodenständig und volksverbunden. Sie kennen das Land und seine Nöte und weil sie es auch lieben, versuchen sie zu helfen. Im Zuge der großen geistigen Wiedergeburt gelangen sie zum Bewußtsein der geistigen Kräfte ihres Volkstums und versuchen diese auch auf dem Gebiete der Heilkunde in Bewegung zu setzen.

Sie beginnen über Medizin in ihrer Muttersprache zu schreiben; zuerst volkstümlich, dann aber auch wissenschaftlich für den engeren Fachkreis. Sie schaffen eine rumänische ärztliche Terminologie und gelangen allmählich dazu, eine medizinische Literatur in rumänischer Sprache zu begründen. Forschend sind sie ja selbst kaum tätig; hie und da eigene Beobachtungen im Lande — Kasuistik, nichts mehr — dagegen auf allen Gebieten eine gespannte, fieberhafte Aneignung westlichen Wissensgutes. Von einer eigenen Doktrin kann noch keine Rede sein. Diesen Abschnitt rumänischer Medizingeschichte, der sich ungefähr von 1825—1855 erstreckte, nennen wir die Zeit der Einschmelzung westlicher Schulmedizin. In diesen Abschnitt fällt auch das Wirken einiger rumänischer Ärzte Siebenbürgens, welche von dem Vorgang in den Donaufürstentümern beeinflusst wurden und ihrerseits auf diesen auch rückwirkten. Durch ihre geringe Anzahl aber und durch die Unmöglichkeit, sich zu gruppieren, blieb ihre Tätigkeit vereinzelt und eingeschränkt. Es fehlten alle Bedingungen dazu, um auch in Siebenbürgen eine nachhaltige rumänische ärztliche Bewegung zu entfesseln. Und doch kann den rumänischen Ärzten siebenbürgischer Abstammung eine Einflußnahme auf die Entwicklung der rumänischen Gesamtmedizin nicht abgesprochen werden. Einerseits wanderten einige in die Donaufürstentümer aus betätigten sich oft führend innerhalb der dortigen rumänischen Ärzteschaft, andererseits nahmen von den Daheimgebliebenen einige regen Anteil an der medizinisch-literarischen Tätigkeit der übrigen und arbeitete an der Schaffung eines wissenschaftlichen Schrifttums mit.

Der Anfang wurde in Jassy gemacht, dank der Gründung des oben-erwähnten Vereins 1830—34 durch Cihac (Czihak) und Zotta und der literarischen Tätigkeit dieses Kreises (Erste med. Zeitschrift in rumänischer Sprache „Povătuitorul Sănătății“ durch Vereinsmitglied C. Bârnav 1844 herausgegeben.) Kurze Zeit darauf vollzieht sich auch in Bukarest ein ähnlicher Vorgang. (Kregulescu, 1812—1900; Baras; Turnescu, 1819 bis 1890 u. a.) In diese Zeit fallen die Gründungen der ersten rumänischen niederen Medizinschulen. Auch in Siebenbürgen treten um diese Zeit, bes. in Kronstadt, einige bedeutende rumänische Ärzte auf (Bas. Pop. † 1843]; P. Basici; C. Nica [1833—1883], die an dem Aufbau der Medizin in den benachbarten Fürstentümern in reger Weise teilnahmen.

Diese lebhafteste Tätigkeit hüben und drüben war noch immer mit großen Mängeln behaftet, noch immer nicht genügend zusammengefaßt und zielstrebig und es fehlen ihr die festen Grundlagen eines bodenständigen höheren Medizinunterrichts. Die machtvolle Persönlichkeit, fähig, vereinzeltes Wollen und Können zu einheitlichem Tun zusammenzufassen und vor ein bestimmtes Ziel zu stellen; fehlte noch. Und wie es in der Geschichte immer wieder geschieht, daß an Zeitenwenden die führenden und richtungweisenden

Persönlichkeiten rechtzeitig erscheinen, so geschah es auch für die rumänische Medizin. Ein Zufall wollte es, daß im Jahre 1853 Charles Davila von Paris nach Bukarest berufen wurde, dem alle Eigenschaften innewohnten, um ein großes Werk zu vollenden. Und der Einfluß des „genius loci“ bewirkte es, daß dieser Mann aus der Fremde ganz in seiner neuen Heimat aufging, ihre Belange sich zu eigen machte und in unwandelbarer Treue förderte.

Die Zeit Davilas (1855—1885) ist die Zeit der Organisation der rumänischen Schulmedizin und des französischen Einflusses. Es ist dies ein großer wichtiger Abschnitt in der Geschichte der rumänischen Medizin. Durch das Auftreten Charles Davilas (1828—1884) werden alle aufbauenden Kräfte vereinigt, wird ein zielbewußter Organisationsplan planmäßig verfolgt. Als Chef des Militär-sanitätswesens und als Universitätsprofessor sorgt dieser bedeutende Arzt für eine systematische Heranbildung inländischer Ärzte, für Organisation des Gesundheitswesens im Lande, für Gründung und Entwicklung der höheren medizinischen Unterrichtsanstalten. (1855: Gründung der Chirurgenschule zu Bukarest. 1857: Umgestaltung derselben in die „Scoala Natională de Medicină și Farmacie“, aus der sich dann im Jahre 1869 die medizinische Fakultät der Universität Bukarest entwickelte. 1878: Errichtung einer medizinischen Fakultät an der Universität Jassy. 1861: Gründung der Veterinärhochschule in Bukarest).

Bereits durch die „Regulamente Organice“ (1830) werden in der Walachei und Moldau die Richtlinien eines entwickelten Sanitätswesens gesetzlich niedergelegt. 1842 wird je ein Distriktsarzt für die „Judete“ (Verwaltungsbezirke) bestimmt, 1854 werden in der Walachei, 1862 in der Moldau Distriktspitäler gegründet, 1864 durch das Verwaltungsgesetz das Sanitätswesen modernisiert. 1874 bringt das erste rumänische Sanitätsgesetz die endgültige Organisation des öffentlichen Gesundheitsdienstes, welche zwischen 1881—1897 durch die segensreiche Einrichtung der kleinen Dorfspitäler glücklich ergänzt wird.

Aus der Verschmelzung westlicher Einflüsse und immer stärkerer Anpassung an die besonderen Bedürfnisse des Landes, entwickelte sich nach 1885 die gegenwärtig bestehende rumänische medizinische Schule.

Mit Davila, seinen Schülern [besonders zu erwähnen ist J. Petrescu (1841—1901), Demosthen (1845—1925), Severeanu (1840—1930) Ramniceanu (1845—1915), Maldarescu (1841 bis 1927)] und Mitarbeitern (besonders J. Felix, 1832—1906), tritt die rumänische Medizin in ihren gegenwärtigen, wissenschaftlich schöpferischen Zeitabschnitt ein, der — um nur die Toten zu erwähnen — bekannte Namen wie Assafly (1855—1899) Kalinderu (1832—1902), Petrini-Ga-

Iaș (1847—1926), Manolescu (1850—1910), später Victor Babeș (1854—1926), Athanasiu (1868—1926), Thoma Jonescu (1860 bis 1926), Dimitrie Jonescu (1876—1929) und Ioan Cantacuzino (1863—1934) aufzuweisen hat. Durch diese Größen rumänischen medizinischen Forschens hat sich Rumänien seit Ende des vorigen Jahrhunderts allmählich einen ehrenvollen Platz in der internationalen Medizin erobert.⁵⁾

* * *

Will man die fremden Einflüsse auf dieses Geschehen verfolgen und aufdecken, so ist es klar, daß man scharf die Periode der fremden Ärzte (bis gegen 1700) von der Periode der Entwicklung der rumänischen Schulmedizin (nach 1700) trennen muß.

So sonderbar es scheinen mag: im ersten Zeitabschnitt, in dem es im Lande eben nur fremde Ärzte gab, sind eigentlich fremde Einflüsse fast nicht vorhanden! Vor allem, weil diese Fremden ganz vereinzelt, ohne nachhaltigen Widerhall zu wecken, ohne Bodenverbundenheit wirkten; ferner, weil es eben noch keine rumänische Schulmedizin gab, somit nichts in lehrhafter Hinsicht zu beeinflussen war. Die immer sehr konservative, in sich verschlossene Volksmedizin, auf uraltem, primitivem Kulturgut aufgebaut, empfing von diesen Ärzten sehr wenig Anregung. Was an Resten mittelalterlicher Schulmedizin in der rumänischen Volksmedizin zu finden ist, (byzantinisches, arabisches, salernitanisches Gut) drang auf anderen Wegen ein: durch die mittelalterlichen Volksbücher, die griechischen, jüdischen und turko-arabischen Quacksalber und Periodenteiler und die Mönche. Nur nach einer Richtung hin, — und zwar später — müssen die fremden Ärzte einen gewissen Einfluß ausgeübt haben. Als nach 1700 die Söhne des Landes selbst begannen, sich dem Medizinstudium zu widmen, wandten sie sich natürlicherweise denjenigen Universitäten zu, von denen die im Lande tätigen bedeutenderen fremden Ärzte — also um diese Zeit Griechen, Deutsche und etliche Italiener — herkamen. Deshalb lohnt es sich, kurz bei diesen zu verweilen.

Ende des 15. Jhs. — am Hofe des moldauischen Fürsten Stefans des Großen — finden wir die ersten italienischen Ärzte. Die regen Verbindungen mit Venedig ebneten ihnen die Wege. In den folgenden zwei Jahrhunderten finden wir immer wieder in den Donaufürstentümern, vereinzelt auch in Siebenbürgen, italienische Heilkünstler, bedeutende und unbedeutende, längere und kürzere Zeit, wovon manche auch in politische Mischgeschäften verwickelt wurden.

⁵⁾ Für die Gegenwart vgl. meinen Artikel in der Deutschen Allgemeinen Zeitung, Rumänien-Nummer 1928.

Auch die Griechen, die zahlreich vertreten sind, kommen zum überwiegenden Teil — soweit es sich um wirkliche Doktoren der Medizin handelt — von italienischen Hochschulen, so z. B. der sehr bedeutende Jakob Pylarino am Bukarester Hofe am Ende des 17. Jhs. Italienische Heilkunde stand um diese Zeit in höchster Blüte. Das Ansehen der von Padua und Bologna herkommenden gelehrten Aerzte übertraf bedeutend das der anderen. So kam es, daß in den Fürstentümern das Zeitalter der fremden Aerzte vorwiegend italienisches Gepräge zeigte. Dies wirkte sich, wie gleich gezeigt werden soll, auf die ersten rumänischen Aerzte stark aus.⁶⁾

Franzosen finden wir unter den Fremden noch sehr wenige. Ein Lantier — Zeitgenosse Pylarinos, am Hofe des Fürsten Brâncoveanu — etliche durch die Ungunst des Schicksals verschlagene namenlose oder wenig bekannte Chirurgen, nichts mehr!

Zahlreich sind hingegen die Deutschen. Angefangen von einem Nürnberger Heilkünstler und einem Ofener deutschen Wundarzt, deren Rat von Stefan dem Großen in Anspruch genommen wird, hört der Zustrom deutscher Heilkundiger bis in unsere Zeiten in der Moldau und Walachei überhaupt nicht auf. Besonders Siebenbürgen, dann in zweiter Linie Oesterreich stellen schon im 16. und 17. Jhr. ein starkes Aufgebot. In der Mehrzahl handelt es sich jedoch um niederes und mittleres Heilpersonal, — Barbieri und Chirurgen — das an Ansehen gegen die Italiener und von Italien beeinflussten Doktoren nicht aufkommen kann. Die meisten hatten überhaupt kein Universitätsstudium hinter sich; auch standen um diese Zeit die deutschen medizinischen Fakultäten stark hinter den italienischen zurück.

Erst im 18. Jhr. finden wir in immer größerer Anzahl bedeutendere Aerzte deutscher Muttersprache und deutscher Schulung in den Fürstentümern. Sie gewinnen an Boden und Achtung und gelangen endlich zu einem Ueberwiegen über die anderen Fremden. Dies wirkte sich dann auch auf die rumänischen Aerzte aus.

Bei der nichtrumänischen Bevölkerung Siebenbürgens — auch der madajarischen — hat die Schulmedizin einen vorwiegend deutschen Charakter. An den Maßstäben einer Provinzialmedizin gemessen, muß man ihr eine bedeutende Höhe zuerkennen. Ihre Geschichte ist ein Kapitel für sich, das nicht in den Rahmen der rumänischen Medizingeschichte gespannt werden kann. Soweit sie nicht die siebenbürgischen rumänischen Aerzte der späteren Zeiten beeinflusst hat, müssen wir — leider — verzichten, diesmal auf sie einzugehen.

⁶⁾ Vgl. darüber die Dissertation P. Chipers.

In der Periode der Entwicklung der rumänischen Schulmedizin (nach 1700) kann man klar die Schichten westlicher Einflüsse verfolgen.

Die mazedorumänischen Aerzte fast des ganzen 18. Jhr. hatten als Vorbilder die in den Donaufürstentümern und der Balkanhalbinsel tätigen italienischen und — zahlreichen — griechischen Aerzte.⁷⁾

Es ist somit natürlich, daß sie — soweit sie die Heilkunde nicht handwerksmäßig, als „famuli“, im Lande selbst erlernten, — italienische Universitäten bezogen. Man kann ihre Zahl auf ungefähr 18—20 schätzen. Zu ihnen gehört der bedeutende Ion Procopie Pamperi. Natürlich waren sie die Träger italienischer medizinischer Lehre und Methodik, welche somit den Anfängen rumänischer Schulmedizin notwendigerweise ihren Stempel aufdrückte. Als dann später, gegen Ende des 18. Jhr., der deutsche, besonders der Wiener Einfluß, sich immer stärker geltend machte, bleibt noch ein Nachwehen des italienischen Einwirkens bestehen. Noch im 19. Jahrhundert, als Davila seine Schüler zur Vervollkommnung ins Ausland schickt, geht ein kleinerer Teil davon nach Turin. Von ihnen spielten einige — Eustatiu, Bercescu, Razu — im ärztlichen Leben Rumäniens eine gewisse Rolle. Im Großen und Ganzen aber verebbte der italienische Einfluß gegen Ende des 18. Jhr. immer mehr. Im Maße seiner Abnahme nimmt dagegen der deutsche zu.⁸⁾

Der Vorgang ist leicht zu erklären. Während jetzt die italienischen Aerzte nur mehr ganz vereinzelt im Lande auftreten und auch die Zahl der Griechen — die jetzt in ihrem neu auflebenden Vaterlande ein Betätigungsfeld finden — verhältnismäßig abnimmt,⁹⁾ wird die Anzahl der geschulten deutschen Aerzte immer größer. Sie treten mit dem Ansehen ihres Doktordiploms an Stelle der früheren sächsischen Bader und magistri chirurgiae. Ihr Wissen und Können, ihre Gewissenhaftigkeit setzt sich durch. Unterstützt werden sie von den zahlreichen sehr geschätzten deutschen Apo-

7) Die in diesem Zeitalter stark auflebende, neugriechische Kultur, die sie grundlegend beeinflusste und ihrerseits enge Beziehungen zu den westmittelländischen Kulturen pflegte, war geradezu der Schrittmacher westlicher Einflüsse. Die romantische rumänische Geschichtsschreibung des vorigen Jhs. hat, unter dem Eindruck des politischen Niederganges der Donaufürstentümer während der Herrschaft der griechischen Phanariotenhospodare, durch die negative Beurteilung des neugriechischen Einflusses auf die Rumänen viel gesündigt. Heute sehen wir — besonders durch Professor N. Zorga belehrt — ruhiger und klarer: was auf politischem Gebiet geschadet wurde, ist kulturell — wenn auch oft ungewollt — wettgemacht worden.

8) Auch zeigen sich zu derselben Zeit die ersten bescheidenen Anfänge des französischen Einflusses.

9) Außerdem gelangen auch diese selbst, zum geringeren Teil, unter deutschen, zum größeren, nach der französischen Revolution, unter französischen Einfluß.

thefern des Landes. Auch andere Umstände spielen mit, politische und wirtschaftliche. Der österreichische Einfluß ist stark. Wien lockt besonders in kultureller Hinsicht. Die Siebenbürger Rumänen leben politisch und geistig ganz im österreichischen Bannkreis. Sogar die russischen Einwirkungen — besonders stark in der Moldau — wirkten hiebei mit. Ist doch das russische Geistesleben in dieser Zeit mächtig von Deutschland aus beeinflusst. Schließlich hatten die griechischen privilegierten Handelskompagnien, zu denen sehr viel Mazedorumänen gehörten, ihr Hauptabsatzgebiet in Oesterreich, Ostdeutschland und Leipzig. Hier befanden sich überall starke „griechische“ Kolonien, die auch die jungen Studenten mazedorumänischen Stammes anzogen und ihnen die Wege zu deutschen Universitäten ebneten.

Zu allen diesen Umständen kam das mächtige Aufblühen der Wiener medizinischen Fakultät, die nach van Swietens Reform geradezu zum Weltmittelpunkt medizinischen Unterrichts wird. So traf es sich, daß im letzten Drittel des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jhrs. in den Donaufürstentümern nicht nur zahlreiche gute deutsche Ärzte, sondern auch unter den Rumänen, — und gerade unter denen, die grundlegend für die Weiterentwicklung ihrer nationalen Medizin gewirkt haben — in der überwiegenden Mehrzahl deutschgeschulte Heilkundige zu finden sind. In Siebenbürgen gehören die wenigen — aber in örtlicher Hinsicht bedeutenden — rumänischen Ärzte ausnahmslos der Wiener Schule an. Man kann somit diese Zeit geradezu die Zeit des deutschen Einflusses auf die rumänische Schulmedizin nennen.

Unterdessen vollzogen sich in den Donaufürstentümern weitere tiefgehende Wandlungen. Die westliche Ausrichtung wurde immer eindeutiger. Schon rein gefühlsmäßig suchte man als Gegengewicht dem österreichischen und russischen Druck gegenüber, Anschluß an die Politik der mächtigen, einzigen neulateinischen Großmacht, Frankreich, deren liberale Tendenzen auch stark lockten. Man fand dort Verständnis, Gegenliebe, seelische Fühlung. Rasch breitete sich der französische kulturelle Einfluß aus, um bis auf unsere Tage ausschlaggebend zu bleiben. Das Italienische als diplomatische Sprache an den Höfen wich völlig dem Französischen. Französische Flüchtlinge kamen zu Einfluß in den Schulen. Später dann, besonders unter Napoleon III., fand man in Paris auch auf politischem Gebiet den so lange entbehrten Rückhalt. Große Geister Frankreichs, ein Michelet, Quinet und viele andere stritten lebhaft für die Rechte der kleineren Schwester an der unteren Donau. Um die Jahrhundertmitte war schon die ganze Jugend des Landes, die in Paris studiert hatte, in französischem Bannkreis. Es ist eine Tatsache, daß selbst das Rumänentum Siebenbürgens, das schon aus rein materiellen Gründen Paris nicht aufsuchen konnte, dem die Möglichkeit der Aneignung der französischen

Sprache durch die Kleinlichen Umstände oft unüberwindlich erschwert wurde und das sonach weiter unter Wiener Einfluß verblieb, dennoch gefühlsmäßig sich Frankreich zuwandte.

Natürlich wirkte sich das auch auf medizinischem Gebiet aus. Die Pariser Fakultät hatte mit Napoleon I. die Führung an sich gerissen. Aus ganz Europa strebte der ärztliche Nachwuchs dorthin. Sonderbarerweise wirkte in den Donaufürstentümern der Einfluß der Wiener Schule als Schrittmacher in dieser Beziehung.

Noch gegen 1830, als die jungen Rumänen, die Rechte und Geisteswissenschaften studierten, sich nach Paris begaben, ging ein Teil der wenigen Mediziner nach Wien. Nicht mehr aber nach 1840! Die Wiener medizinische Fakultät im Vormärz war in einem gewissen Niedergang begriffen. Erst später, mit Skoda und Rokitsansky sollte sie zu einer neuen großen Blüte gelangen. Dem ärztlichen Leben in Wien in den vierziger Jahren fehlte es an Originalität. Einen Anschluß an das medizinische Wolkenkudusheim der deutschen Romantik fand man glücklicherweise nicht. Dafür war man noch seit van Swieten zu real, zu klinisch eingestellt. Dagegen gewann man Fühlung mit dem ähnlich gearteten, mächtig aufstrebenden Paris der großen Kliniker.

Die Ausländer kamen aber bald darauf, daß sie in Wien die Lehre und Wissensgüter allzu oft nur aus zweiter Hand erhielten. So kam es, daß jetzt mancher aus dem Südosten den Postwagen nicht mehr in der Donaustadt verließ, sondern, wenn es sein Geldbeutel erlaubte, in die Seinestadt weiterreiste.

Die Anzahl der Pariser Doktoren unter den Rumänen wurde sonach immer größer.¹⁰⁾ Als dann um die Jahrhundertmitte immer bedeutendere Persönlichkeiten unter ihnen erwachsen — etwa ein Krezulescu, Turnescu — war die Wendung so gut wie vollzogen. Charles Davila, der das ganze ärztliche Leben des bald darauf auch staatsrechtlich geeinigten Rumäniens mit seiner machtvollen Persönlichkeit beeinflusste, entschied die Sache. Er und seine Schüler, sowie die darauf folgenden Generationen stehen völlig unter französischem Einfluß. Die sanitären Neuerungen und der in Fluß kommende höhere medizinische Unterricht haben französischen Zuschnitt. Alles was sich ärztlich fortbilden will, geht nach Paris, die

¹⁰⁾ Ueber den französischen Einfluß auf die rumänische Medizin ist viel und eingehend geschrieben worden. Ich erwähne die Arbeiten Jules Guiar's, Emile Sergents, M. Paignel-Lavastines, Stoicescus, C. Daniels. Schön wurde die Tätigkeit Davilas von C. J. Petrescu dargestellt. („Charles Davila et l'influence française sur la médecine roumaine“, Buzarest, 1930. 24. S. 80). — Eine gute Zusammenfassung gab S. Perscovici — Herişianu in seiner Doktorarbeit „De l'influence médicale française en Roumanie“, Paris 1933. 63 S. 80.

Butarester und Jassyer Fakultäten werden in französischem Geist organisiert. Als die rumänische Medizin aus dem rein aufnehmenden in einen schöpferischen Abschnitt trat, begann man — wenngleich in bescheidenem Maße — nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben. Vereinzelt traten an den Hochschulen Frankreichs Rumänen auch als Lehrende auf und heute zählt die französische Wissenschaft unter die ihren auch einige gute rumänische Namen.¹¹⁾ Als dann um die Jahrhundertwende sich eine eigentliche rumänische medizinische Schule, mit eigener Lehre, mit eigenen volksbezogenen Fragen herauszukristallisieren begann, blieb die Fühlung mit der französischen Schule enge, ohne aber die anderen Beziehungen zu vernachlässigen. Der Zusatz ist wichtig. Auch in der Zeit des stärksten französischen Einflusses wirkten daneben Wiener — und darüber hinaus deutsche — Anregungen weiter, besonders durch Vermittlung der siebenbürger Rumänen. Wenn diese Einflüsse auch nach 1840 die erste Stelle nicht behaupten konnten, so hielten sie sich doch unbestritten, bis heute, an zweiter. Davila selbst, weitblickend und weitherzig, hatte eine Anzahl wertvoller deutscher und an deutschen Hochschulen ausgebildeter Mitarbeiter, die er schätzte und förderte. Wenn in neuester Zeit auch viel Fühlung mit der angelsächsischen Medizin genommen wird und man wieder trachtet, mit Italien alte Fäden neu zu knüpfen, wenn man jetzt bei uns mit steigender Anteilnahme die Entwicklung der Medizin bei den Nachbarvölkern der Balkanhalbinsel und des slawischen Nordostens verfolgt, so bleiben doch gleich nach den vorwiegenden Verbindungen mit der französischen Medizin die mit der deutschen die regsten und nachhaltigsten.¹²⁾

I. Deutsche Ärzte und sonstige Heilkundige in den Donaufürstentümern.

1. Vom ausgehenden Mittelalter bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts.¹³⁾

Inwieweit die deutschen Ritter, die aus Siebenbürgen in einige Täler der Moldau und Walachei im 13. Jhr. vorstießen (Molde, Rucar, Câmpulung, [Langenowe] u. a. Ortschaften), ihrer Ordenspflicht gemäß Anstalten für Siechenpflege besaßen, ist urkundlich nicht belegbar. Fischer nimmt es als sicher an. Wahrscheinlich ist es auf jeden Fall.

¹¹⁾ † Thoma Jonnesco, † Jean Cantacuzène, Constantin Lebaditi und andere.

¹²⁾ Es schien mir notwendig, diese Vorbemerkungen etwas eingehender zu fassen, um den Rahmen zu spannen, in den sich das Wirken deutscher Ärzte in Rumänien und der deutsche Einfluß auf rumänische Ärzte einfügt.

¹³⁾ In welchem Maße altgermanische Heilkunde im frühen Mittelalter auf die rumänische Volksmedizin eingewirkt haben mochte, kann heute noch nicht endgültig festgestellt werden. Ein rumänischer Geschichtsschreiber und Sprachforscher, Konstantin

Wohl die erste Nachricht, die für uns von Belang ist, stammt aus dem Jahre 1436. Fürst Iliș von der Moldau schreibt dem Kronstädter Rat über einen jungen Moldauer aus Roman, der in Kronstadt das Barbierhandwerk erlernen sollte (Samaritan, nach Jorga, Docum. Hurmuzachi).

Fürst Stephan der Große von der Moldau, der jahrzehntelang an einer in den Türkenkriegen erhaltenen Wunde litt (aus manchen Anzeichen kann gefolgert werden, daß er zuckerkrank war, was die endgültige Heilung immer wieder verzögerte), berief zahlreiche fremde Ärzte an seinen Hof. Unter diesen waren auch zwei deutsche Heilkünstler. Der eine — nach 1462 — war ein Ofner Barbier und Wundarzt. Da Ofen um diese Zeit eine deutsche Stadt war, ist es mehr als wahrscheinlich, daß es sich um einen

Diculescu, beschäftigt sich seit Jahren mit der Aufdeckung der Kulturbeziehungen zwischen dem damals im Werden begriffenen rumänischen Volkstum und den Germanen, bes. den Gepiden, die sich zur Völkerwanderungszeit in Dazien aufhielten. Seine Arbeiten erschienen in den letzten 20 Jahren teils in deutscher Sprache (z. B. in den „Mannus“-Veröffentlichungen) teils in rumänischer (z. B. in der Klausenburger „Dacoromania“). Während einige rumänische Philologen und Historiker sich seinen Ergebnissen gegenüber völlig ablehnend verhalten, finden andere wenigstens einen Teil derselben beachtenswert. Von deutscher Seite wurde seinen Arbeiten Anerkennung z. B. durch den Berliner Romanisten G a m i l l j e g und den Germanisten der Universität Klausenburg, Gustav R i s c h, zuteil. — Es finden sich in seinen Veröffentlichungen etliche Hinweise auf altes rumänisches volksmedizinisches Gut, dessen Ursprung altgermanisch sein soll. Diese Spuren zu verfolgen scheint mir für einen germanistisch geschulten Medizingeschichtler aussichtsreich. Ich selbst fand in einigen rumänischen Beschwörungen (wie auch mein Mitarbeiter Andr. B a l o g h bei den Seklern) überraschende Anklänge an den zweiten Merseburger Zauberspruch. Doch sind alle diese Einzelheiten durchaus noch nicht geklärt. Deshalb beginne ich mit meinen Ausführungen mit dem ausgehenden Mittelalter, wo wir festen geschichtlichen Boden unter den Füßen gewinnen.

Das Material zu diesem und den folgenden Abschnitten entnehme ich hauptsächlich der grundlegenden Arbeit G o m o i u s, die bis heute der sicherste Wegweiser in der Medizingeschichte Rumäniens geblieben ist, trotz einiger — bei einer so groß angelegten Arbeit erklärbarer — Fehler in Bezug auf belanglose Einzelheiten, die überdies von der Fachkritik rechtzeitig aufgezeigt und verbessert worden sind. Wertvoll war mir die kürzlich erschienene ausgezeichnete Stoffsammlung zur Geschichte der rumänischen Medizin von S a m a r i t a n, die mir eine genauere Darstellung mancher Einzelheiten erlaubte. Einigemal fand ich Zweckdienliches in der großen ungarischen medizingeschichtlichen Arbeit von Julius von M a g h a r y - K o s s a, die viele Angaben über Siebenbürgen — und somit auch für Rumänien — enthält. Schließlich entnahm ich oft wertvolle Hinweise Emil F i s c h e r s „Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien“, bes. dem Abschn. XVI „Deutsche Ärzte und Apotheker“. Doch muß F i s c h e r s fleißige Arbeit mit großer Vorsicht benützt werden. In seinem Drang, einfach alles auf deutsche Einflüsse zurückzuführen, beging Fischer Entgleisungen, wie z. B. daß Davila — durch und durch Franzose — deutsch beeinflusst sei oder der Gräkorumäne G u s s i — der in Paris studiert hatte — ein Schrittmacher deutschen medizinischen Einflusses gewesen wäre!

Deutschen handelte. Am 26. Februar 1502 wurde ein Nürnberger Arzt, Dr. Heinrich (oder Johann?) Klingensporn, auf Empfehlung des Königs von Ungarn mit Arzneien zum Fürsten der Moldau geschickt. Dieser vom Nürnberger Rat als sehr gelehrt empfohlene Arzt soll angeblich auch zum Stadtarzt in der Residenz Suczawa ernannt worden sein (zweifelhaft! Falls sich diese Annahme einmal genauer beweisen ließe, würden wir in diesem deutschen Arzt wohl den ersten Stadtarzt in Rumänien zu sehen haben).

Im ganzen 16. Jhr. werden die Namen deutscher — besonders siebenbürgisch-sächsischer Aerzte, die zeitweilig an die Fürstenhöfe der Moldau und Walachei berufen wurden, immer häufiger.

Ein „Physicus“ Franciscus, wahrscheinlich aus Hermannstadt, weilte 1508 am Krankenlager des Fürsten Radu des Großen (Hurmuzachi,¹⁴) Gomoiu und Samarian).

Aus Kronstadt werden in den vierziger Jahren immer wieder Barbieri, Bader und Aerzte verlangt. Der Gregorius tonsor und Nikolaus balneator kommen im Laufe der Jahre 1534—1536 des öfteren zu den Fürsten Vlad Vintilă in die Walachei und zu Petru Rareş in die Moldau. Ebenso der bedeutende Stadtarzt Dr. Paulus Ryr (Kirres), begleitet von einem Fogarascher Apotheker, zwischen 1535—1537¹⁵). 1542 hatte Fürst Petru von der Moldau einen Bistriker Barbier, Stephanus barbitonsor, bei sich. Wahrscheinlich derselbe Stephanus wurde im November 1553 von den Bistrihern während einer (Pest?) Epidemie an den moldauischen Fürstenhof geschickt. Am Hofe des fränkischen Moldauer Herrschers Alexandru Lăpuşneanu wirkte im Jahre 1557 der Kronstädter Petrus barbitonsor, im Januar und Juni 1558 der Bistriker Wundarzt Andreas Enderlein, den der Fürst wegen seiner Kunst besonders lobt. Im Jahre 1560 hielten sich am Krankenlager desselben Herrschers ein Bistriker und ein Kronstädter Wundarzt auf. Der Bistriker war wohl immer noch Enderlein, denn auch er hieß Andreas (Manster Andre, Wundarzt). Mit dem Kronstädter war aber der Fürst nicht immer besonders zufrieden, deshalb verlangte er aus Hermannstadt einen „doctorem seu physicum“, der ihm, nach einem Consilium mit Andreas, auch geholfen hat. Bis zu seinem Tode berief Fürst Alexander im

¹⁴) Die meisten folgenden Angaben — bei welchen wir der Einfachheit halber auf genaue Quellennachweise verzichten — sind von den Medizinhistorikern Gomoiu und Samarian der durch die rumänische Akademie herausgegebenen Hurmuzachischen Dokumentensammlung zur rumänischen Geschichte entnommen.

¹⁵) Vgl. auch „Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt“, B o l o g a, „Contributini“, S. 42 und G u s b e t h „Zur Geschichte der Sanitätsverhältnisse in Kronstadt“ (Kronstadt 1888).

Laufe der Jahre 1564—1568 des öfteren den Wundarzt Andreas zu sich, der anscheinend immer mehr sein besonderes Vertrauen genoß.¹⁶⁾

Am Fürstenhof in der Walachei finden wir im Jahre 1559 den Dr. Johannes Evangelista aus Hermannstadt, der den Fürsten Petrascu behandelte, 1577 an Seite Alexanders II. den Kronstädter Dr. Paulus (vielleicht den oben erwähnten Paulus Ryr?), der 1578 auch den kranken Prinzen Mihnea behandelt.

Fürst Peter der Sinkende hatte einen Bistriker namens Johann Fascheng zum Leibarzt (1585; wohl auch nur ein Barbier oder Wundarzt).

Aus der verhältnismäßig großen Anzahl dieser sächsischen Heilkünstler kann auf ihre Wertschätzung an den rumänischen Höfen geschlossen werden. Genauere medizingeschichtliche Angaben können aber den Urkunden nicht entnommen werden, da über ihre eigentliche Tätigkeit fast gar nichts berichtet wird. Es mag sich um tüchtige, gewissenhafte Heilhandwerker, ausnahmsweise — wie bei Dr. Paulus Ryr — auch um gelehrte Heilfundi ge handelt haben.

Dasselbe kann auch für das folgende 17. Jh. gesagt werden.

Der Moldauer Fürst Stefan Tomşa ersucht am 5. Dezember 1621 die Bistriker, ihm einen Arzt oder Barbier zu schicken, der einen ohrenkranken Adeligen behandeln könnte. Für diesen Dienst werden ihm hundert Golddukaten angeboten. Fürst Matei Basarab von der Walachei, einer der bedeutendsten Herrscher dieses Landes, wurde wegen einer in der Schlacht bei Finta erlittenen Wunde von einem polnischen Wundarzt behandelt. Von Gegnern des Fürsten bestochen, soll dieser ihm giftige Pflaster aufgelegt haben. Da die Wunde immer ärger wurde, verlangte Matei vom Fürsten Siebenbürgens einen guten Arzt. Dieser wurde ihm in der Person des Arztes Jakob von Fogarasch geschickt. Die Missetat wurde von ihm auch aufgedeckt und eine richtige Behandlung eingeleitet. (Jorga, „Medici și Medicine“).

Eine ganz eigenartige Persönlichkeit ist um die Jahrhundertwende der Abenteurer Dr. Josef Clemens Brecht von Brechtenberg. Dieser gelehrte, aber unruhige und, wie es scheint, ränkesüchtige Elsässer, kam mit den kaiserlichen Truppen nach Siebenbürgen, wo er sich in Kronstadt und Hermannstadt niederließ. 1693 unterbrach er aber seinen Aufenthalt in diesen Städten, um kürzere Zeit in der benachbarten Walachei (vielleicht war er in diesem Jahr auch in der Moldau) am fürstlichen Hofe zu verweilen. Von hier aus versuchte er durch ein Manifest die Türken zum Christentum zu bekehren. Dies war natürlich dem Fürsten ziemlich unbe-

¹⁶⁾ Alexandru Lăpuşneanu sorgte nicht nur für sich. Während einer Epidemie berief er einen Arzt aus Kronstadt für seine Untertanen.

quem; der vorlaute und glaubenseifrige Arzt wird höflich mit einem Beutel Dukaten entschädigt und energisch nach Siebenbürgen zurückgeschickt. B r e c h t soll das Rumänische vollkommen beherrscht, Luthers Katechismus und Kirchenlieder in diese Sprache übersetzt (!) und mit deutschen Lettern gedruckt haben. Angeblich übertrug er auch den Thukydides ins Rumänische.¹⁷⁾

2. Vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Wie bereits in den Vorbemerkungen ausgeführt wurde, vollzieht sich in diesem Zeitabschnitt das Werden der rumänischen Schulmedizin. Es ist dies die Zeit der Fühlungnahme mit der westlichen Medizin und ihrer Aneignung, der die Bildung einer eigenen rumänischen Schulmedizin folgte. Es ist somit erklärlich, daß fremde Einflüsse sich besonders stark auswirkten. Bevor wir aber daran gehen, in dieser Richtung den deutschen Einfluß nachzuweisen, wollen wir zuerst weiter die bedeutenderen Ärzte deutscher Zunge verfolgen, die in den Donaufürstentümern wirkten.

Wie schon angedeutet, wird ihre Anzahl immer größer. Das siebenbürgisch-sächsische Element herrscht vor. An zweiter Stelle kommen die Oesterreicher. Nur vereinzelt finden wir Deutsche aus den übrigen Gegenden des Reiches. Aus der großen Zahl heben wir nur die bedeutenderen hervor.

Es muß wiederholt werden, daß die deutschen Apotheker, die in den Städten beider Länder in immer größerer Anzahl auftraten, gewissermaßen die Wegmacher für den deutschen Arzt waren.¹⁸⁾

Auch seinen Kenntnissen nach gewinnt nun der deutsche Arzt an Bedeutung. Die Bader, Barbieri und Wundärzte, verschwinden immer mehr, um Doktoren der Medizin Platz zu machen. Diese, oft gründlich geschulten Ärzte trugen nicht nur durch ihre Anzahl dazu bei, die ärztliche Versorgung der Städte zu verbessern; sie wirkten für eine gewisse Zeitspanne auch richtunggebend auf die ersten rumänischen Medizinstudenten, die, von ihnen beeinflusst, deutsche Universitäten, besonders die Wiener, aufsuchten. Ich sehe ganz besonders in diesem Umstand die grundsätzliche Bedeutung der deutschen Ärzte für die rumänische Medizin etwa zwischen 1770 und 1830.

Während der zeitweiligen Besetzung der kleinen Walachei (Oltenien) durch die Oesterreicher (1719—37) finden wir dort zwei Ärzte aus der

¹⁷⁾ Diese — sowie zahlreiche andere von den folgenden Angaben entnehme ich Trausch's Schriftstellerlexikon. In den rumänischen zeitgenössischen Dokumenten wird B r e c h t niemals erwähnt. Zum mindesten die Behauptungen über seine Uebersetzungen erscheinen mir sehr zweifelhaft.

¹⁸⁾ Vgl. darüber Eingehendes bei Emil Fischer.

Hermannstädter Gegend, die Doktoren Jakob Hutter, und Andreas Karl Große (beide in Halle promoviert).

In Bloești wirkte längere Zeit, bis zu seinem Tod, der Kronstädter (Hallenjer Doktor) Paul Christian Weißkirchner (geb. 1745, gest. 1795). Sein Landsmann, Dr. Johann Ziegler (geb. 1741, gest. 1811), der in Jena und Erfurt studiert hatte, betätigte sich längere Zeit als Arzt in Botosani (Moldau). Gleichfalls ein Kronstädter war Ludwig Lorenz von Langendorf, der seine Studien in Wien vollendet hatte. Er war in mehreren Städten der Walachei praktischer Arzt, zeitweilig — nach 1779 — auch Physikus in Craiova. Michael Czakul d. J., in Kronstadt geboren, zum Wundarzt in Halle ausgebildet, wirkte 1742 bis 1746 und 1751 bis 1752 als angesehenener und reichlich besoldeter Leibarzt der Fürsten Constantin und Joan Maucorodat in Jassy. Als solcher wurde er einmal nach Konstantinopel, ein anderes Mal zum Hofe des Tartarenkhans Selim Ghirai in ärztlichem Auftrag geschickt. In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. machte der geschickte Chirurg und Augenarzt Mathias Lassel aus Kronstadt mehrere Reisen durch die Walachei und Moldau, in deren Verlauf er zahlreiche Operationen ausführte und geradezu fürstliche Honorare einheimste.

In den zwei Hauptstädten der Donaufürstentümer finden wir in diesem Jahrhundert eine Anzahl wertvoller deutscher Aerzte. In Bukarest wirkte der Wundarzt Christian Maler, der auch an den großen Stiftungsspitalern tätig war. Er war ein „egregius chirurgus“ furbrandenburgischer Abstammung (gest. zu Bukarest, 48 Jahre alt, im Jahre 1741. Vgl. Samaritan, a. a. D. S. 152). Zeitgenosse und in der gleichen Stadt tätig war der Wundarzt Stefan Sixt.

Als Hofarzt in Bukarest wirkte der Kronstädter Dr. Georg Boltzsch (geb. 1704, gest. 1747).

Als im Jahre 1792 in der Hauptstadt der Walachei eine Seuche wütete, wurde der Stadtwundarzt aus Kronstadt Michael Bruckner dahin berufen, um an der Feststellung ihrer Ursachen und ihrer Bekämpfung mitzuwirken.

In Jassy finden wir um 1768 einen Dr. Herliß am Stiftungsspital des Hl. Spiridon.

Von überragender Bedeutung ist Dr. Andreas Wolff (oft auch Wolf geschrieben, z. B. bei Trausch), ein Sachse aus der Hermannstädter Gegend, der längere Zeit in Jassy gelebt und gewirkt hatte, Schüler der Fakultäten zu Wien, Tyrnau und Erlangen. Dieser gelehrte Arzt und ausgezeichnete Praktiker, der auch eine rege medizinisch-literarische Tätigkeit

entwickelte, wirkte längere Zeit in der Hauptstadt und auch in anderen Städten der Moldau. (1780—1782, 1788—1789 (?), 1794, 1795 bis 1797) und verbrachte 1784 einige Monate in Bukarest und Târgoviste. Er erfreute sich eines hervorragenden Rufes (auch am Hofe) und erwarb ein schönes Vermögen. Seiner wissenschaftlichen Tätigkeit verdankte er es, daß er 1799 von der Göttinger Societät der Wissenschaft zum Korrespondenten erwählt wurde. Er starb 1812 hochbetagt in Hermannstadt. Während seiner Tätigkeit in der Moldau sammelte und beobachtete er alles ihm Zugängliche über Vergangenheit und Gegenwart des Landes. Als reife Frucht dieser Arbeit erschienen 1806 bei Hochmeister in Hermannstadt seine „Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstentumes Moldau“ (2 Teile; XII + 286 S. mit 2 Kupfern; XII + 260 S.). Wenn auch Wolff manches im Lande allzu sehr mit den überkritischen Augen eines echten Kindes der Aufklärungszeit betrachtete und infolgedessen für einige Erscheinungen im Leben eines ursprünglich lebenden Volkes kein Verständnis hatte, so ist und bleibt sein Werk grundlegend. Prof. N. Jorga bezeichnet es in seinem Vortrag über „Ärzte und Medizin“ geradezu als „Informationswerk von hervorragendem Wert“. Für jeden rumänischen Medizinhistoriker sind die Abschnitte über Ärzte und Gesundheitswesen der Moldau in Wolffs Arbeit auch heute noch unentbehrlich.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Mehrzahl der deutschen Ärzte Siebenbürger Sachsen waren. Die regen Beziehungen zwischen den benachbarten Ländern, die Absicht der Habsburger, in den Fürstentümern Fuß zu fassen, die in der Heimat erworbene Kenntnis der rumänischen Sprache, all dies förderte ihre Niederlassung in Bukarest, Jassy und anderen Städten.

Der Zielsetzung dieser Arbeit gemäß wurde das Wirken der deutschen Ärzte und ihr wachsender Einfluß in den zwei Fürstentümern besonders hervorgehoben. Dies darf aber den Leser nicht verführen zu glauben, daß die Medizingeschichte der Moldau und Walachei in dieser Zeitspanne ausschließlich von deutschen Ärzten bestimmt worden ist (etwa in der Art, wie dies von Emil Fischer dargestellt wurde). Zum mindesten eine gleiche Anzahl sonstiger fremder, besonders griechischer Ärzte, dann auch einige Franzosen (darunter einige ganz bedeutende Persönlichkeiten), wirkten gleichfalls in dieser Zeit. Doch soll anerkannt werden, daß besonders unter den Griechen, Polen, Tschechen, Madjaren und Juden die Zahl derer, die an deutschen Hochschulen ihre Ausbildung genossen hatten, immer größer wurde, womit mittelbar der deutsche Einfluß auch gefördert wurde. Das gleiche gilt für die immer ansehnlicher werdende Schar rumänischer Ärzte.

Im Laufe des 19. Jhs. finden wir immer zahlreicher deutsche Namen, darunter etliche, die in der Medizingeschichte des Landes einen guten Klang haben.

In seiner des öfteren erwähnten Arbeit gibt Emil Fischer eine (sehr unvollständige!) Liste mit den Namen von 135 deutschen Ärzten, die sich zwischen 1821 und 1866 in Rumänien niedergelassen haben. Wenn man davon gut 50 Namen abziehen muß, die nicht hereingehören, da es sich um Juden, Madjaren, Polen, Tschechen, ja sogar auch Rumänen handelt (allerdings fast alle Schüler deutscher Hochschulen!), bleiben noch immer an die 80—85 Deutsche. Man kann aber ruhig noch die gleiche Anzahl hinzufügen, die Fischer nicht erfaßt hatte oder an anderen Stellen nennt, sodaß man für diesen Zeitraum sicher mit etwa 160 bis 170 deutschen Ärzten in der Moldau und Walachei, bzw. dem später vereinigten Rumänien, rechnen kann. Die meisten sind der Wiener Schule entsprossen, die dadurch von immer größerer Bedeutung für die Schulmedizin des Landes wird.

Es ist klar, daß wir uns nicht mit allen befassen können. Manche haben keine andere Bedeutung, als gute Praktiker gewesen zu sein. Einige aber spielten eine wichtige Rolle. Mit ihnen wollen wir uns im Folgenden eingehender beschäftigen.

Da ist z. B. Dr. Hesse in der Moldau (um 1803), der, vom regierenden Fürsten tatkräftig unterstützt, sich große Verdienste um die Einführung der segensreichen Pockenimpfung erwarb. Etwa seit 1812 bis gegen 1815 wirkte in Bukarest der Thüringer Johann Friedrich Reinhold Grohmann, ein tüchtiger und seinem Beruf ergebener Arzt. Während der großen Pest im Jahre 1813 zeichnete er sich durch seine aufopfernde Tätigkeit aus. In einem 1816 in Wien erschienenen Buch beschreibt er eingehend diese selbsterlebte Seuche. Ein Dr. Reider lebte um 1810 ebenfalls in der Hauptstadt der Walachei. Seine 1829 in Leipzig veröffentlichten Beobachtungen über das Sumpffieber in Rumänien sind wertvoll. Zur selben Zeit war als Primararzt am Bukarester Panteleimon-Spital Dr. Christian Wehnert tätig, in Jassy sind zu gleicher Zeit die Doktoren Kramer und Kraus belegt. Bedeutend als Organisator der Seuchenabwehr war Dr. J. N. Meyer, seit 1826 in Bukarest (auch als Hofarzt), der im Jahre 1835 auf der Jahresversammlung deutscher Ärzte und Naturforscher zu Bonn einen Vortrag über „Die Fortschritte in den Fürstentümern Moldau und Walachei“ hielt.

Nicht vergessen darf man in diesem Zusammenhang das Wirken einiger deutscher Ärzte aus Rußland, die in den dreißiger Jahren mit den russischen Besatzungen ins Land kamen. Der Armeechefarzt Dr. Witt hat sich viel um die Hebung des öffentlichen Gesundheitswesens im Lande bemüht und veröffentlichte im Jahre 1844 ein interessantes Büchlein „Ueber die Eigentümlichkeit des Klimas der Walachei und Moldau und der sogenannten wallachischen Seuche“.

Ganz besonders muß aber eine Gruppe deutscher (und anderer deutsch geschulter) Aerzte erwähnt werden, die zwischen 1830 und 1840 in Jassy nicht nur praktisch, sondern auch wissenschaftlich tätig waren.

Im Jahre 1830 lebten in der Hauptstadt der Moldau eine Anzahl Naturwissenschaftler, Aerzte, Apotheker und sonstiger geistig arbeitender Rumänen (z. B. die Aerzte Dr. Zotta, Dr. Eustaſiu Kolla, der Apotheker Pădure), Deutsche (an der Spitze Dr. Czihak) und andere Fremde, die das Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Vereinigung empfanden. Die Seele der Bewegung waren Czihak und Zotta. Am 11. Januar 1830 gründeten sie — 21 Mann stark — den deutsch benannten „Jassyer medizinischen Leseverein“. Unter den Gründern waren 9 Deutsche, 7 Rumänen, 2 Madjaren und je ein Grieche, Franzose und Pole. Der Verein hielt 11 deutsche Zeitschriften und eine französische. Aber schon nach kurzer Zeit bildete er sich als „Societatea doctorească moldo-romanică“ um, zuletzt 1833—34 endgültig als „Societatea de medici și naturaliști din Jasi“. Unter den tätigen und korrespondierenden Mitgliedern finden wir in diesem Jahr folgende deutsche Aerzte: Jakob von Czihak, Armeechefarzt; Basilius Bürger, Physikus zu Jassy, Alois Kerz aus Jassy; August Abegg aus Galatz; Friedrich Kron aus Botoșani, Friedrich Kornhofer aus Focșani; Georg Mez aus Botoșani. Im Jahre 1834 treten noch hinzu: Dr. Peter Lieb; Dr. Oswald Dreuttel aus Folticeni.

Dieser Verein, bei dessen Gründung und an dessen späteren Arbeiten so viele deutsche Aerzte (sowie Apotheker) teilgenommen haben, ist die erste wissenschaftliche Gesellschaft in Rumänien. 106 Jahre alt, lebt und blüht er noch heute. Von ihm ging ein mächtiger Anstoß auf das wissenschaftliche Leben Rumäniens aus, er stellt einen Markstein in unserer Wissenschaftsgeschichte dar. Hier kann ohne weiteres von einem unmittelbaren Einfluß deutscher wissenschaftlicher Kreise auf die rumänische Medizin gesprochen werden. Unbestritten wirkte sich dieser Einfluß in Jassy bis in die sechziger Jahre aus.

Ueber Dr. Jakob von Czihak, der zusammen mit dem Rumänen Dr. Zotta die Seele des Vereins war, muß noch einiges gesagt werden. 1800 in Aschaffenburg geboren, studierte er in Heidelberg und Wien. 1825 kam er in die Moldau, wo er sich in Jassy niederließ und bald als Arzt großes Ansehen erlangte. Als Chefarzt des Heeres (seit 1832), Organisator des Gesundheitswesens, und des niederen medizinischen Unterrichts (Feldscher- und Hebammenschulen!), als Forscher und naturwissenschaftlich=medizinischer Schriftsteller (auch in rumänischer Sprache) machte er sich um den

Fortschritt des Landes hoch verdient. Seine wichtigste Tat ist aber die Anregung zur Gründung und die umsichtige langjährige Leitung des Vereins der Ärzte und Naturforscher zu Jassy. Besonders ihr hat er es zu verdanken, wenn nach seinem Tode (1868 in Aschaffenburg) sein Name auch heute ehrenvoll und unvergessen in Rumänien fortlebt.¹⁹⁾

Von den deutschen Zeitgenossen (und Mitarbeitern) Czihak's in Jassy müssen noch wegen ihrer wertvollen Tätigkeit besonders erwähnt werden: Dr. Steege, Dr. Johann Lochmann und Dr. Ludwig Ruß.

Um die Zeit, als Czihak in der Moldau zu wirken begann, war in Bukarest ein Dr. Georg von Grunau Armeechefarzt. An Bedeutung kam dieser seinem Jassyer Kollegen und Volksgenossen allerdings keineswegs gleich.

Als nun sich einige Jahre später die schon angebahnte Ausrichtung der rumänischen Medizin nach Frankreich hin endgültig vollzogen hatte, blieb das deutsche Element in der Ärzteschaft des Landes noch immer bedeutend genug. Davila, der alles eher als engherzig war, schätzte bei seiner ungeheuren Organisationstätigkeit jeden tüchtigen Mitarbeiter. Wenn man seinen Mann stellte, waren ihm Abstammung und Glauben gleichgültig. So finden wir deutsche Ärzte, die wegen ihrer Gewissenhaftigkeit stets gerne gesehen waren, weiterhin in verantwortungsvollen Posten in beiden Hauptstädten und auf dem Land.

Als Davila sein Werk durch Gründung und allmählichen Aufbau des höheren medizinischen Unterrichts — bis zur Organisation der ersten medizinischen Fakultät des Landes (1869) — unterbaute, zog er zur Mitarbeit auch Deutsche heran. In der Chirurgen Schule, der daraus sich entwickelnden National Schule für Medizin, später der Fakultät, finden wir auch deutsche Lehrer, die nicht nur als gediegene Praktiker, organisatorisch und erzieherisch, sondern auch forschend tätig waren. So waren Persönlichkeiten wie Franz Ribdörfer, Dr. Pakelt (Chirurg), Profsch (Tierarzt), Hofmann (Botaniker), Gaudi (Pharmazeut), Kugel (Augenarzt) und Josef Wilhelm Fabricius (Chirurg und Augenarzt) im Lehrkörper zu finden. Besonders Dr. Josef W. Fabricius (geb. 1830, gest. 1888), ein gebürtiger Kronstädter, bleibt in der Medizingeschichte des Landes unvergessen. Gelehrt, ein unermüdlicher Arbeiter und begnadeter Arzt von hohem sittlichem Ernst, hat er nicht nur als klinischer Lehrer in Bukarest, sondern später in Krajowa als von allen verehrter Heiler, Helfer und Organisator musterhaft gewirkt.

¹⁹⁾ Um seine Wahlheimat besser bekannt zu machen, erstattete Czihak auf der Naturforscherversammlung zu Freiburg i. Br. im Jahre 1838 einen „Bericht über die Fortschritte der Civilisation in dem Fürstentume Moldau“, der auch heute noch lesenswert ist.

Tüchtige Amts- und Militärärzte waren zu dieser Zeit ferner die Doktoren Georg Groß (geb. 1821, gest. 1876), Robert Karl Hinz, Johann Altstädter (gest. 1880), Carl Beldi, Friedrich Alois Schmidt (der erste Dr. med., der an der neuen Bukarester Fakultät promoviert wurde), Albrecht Servatius, Fr. Aug. Thör und Friedrich Miller. Alle diese waren gebürtige Kronstädter. Altstädter, Fabricius, Beldi, Schmidt, ferner (für Kriegsdauer angestellt) der Kronstädter Arzt Dr. Eduard Copony haben sich während des Unabhängigkeitskrieges 1877/78 durch ihre segensreiche Tätigkeit im Felde und im Hinterland ausgezeichnet. Im Feldzug hat auch eine preußische Sanitätsmission die rumänischen Verwundeten behandelt.

Von den vielen deutschen Ärzten, die später in Rumänien gearbeitet haben, ist besonders der Hofarzt des Königs Karl I., Dr. Kremniß (ein Schwiegersohn v. Bardeleben) zu erwähnen.

Gegen 1857 sollte in Bukarest auch ein deutsches Spital gegründet werden: Das Diakonissenspital der evangelischen Gemeinde, mit 30 öffentlichen Betten und 11 Privatkrankenimmern. Geldmangel verhinderte die Gründung, die erst 1904 verwirklicht wurde. Diese Krankenanstalt erfreut sich seither großer Wertschätzung.

Schon in Kleinrumänien war der deutsche Arztstand bedeutend und der deutsche Arzt geachtet. Im Großrumänien von heute haben wir in den angegliederten Provinzen etwa 800 000 Deutsche, mit einer eigenen, traditionsreichen Ärzteschaft (besonders in Siebenbürgen). Von den rund 7000 Ärzten des Landes dürften — meiner Schätzung nach — etwa 8—10% Deutsche sein. Die meisten leben als Praktiker in den von Deutschen bewohnten Städten und Dörfern, eine nicht unansehnliche Anzahl in Bukarest. In einem über das ganze Land verzweigten „Deutschen Ärzteverein“ organisiert, haben sie auch in ihrem bescheidenen, aber gediegen geleiteten Vereinsblatt „Medizinische Zeitschrift“ (Hermannstadt) ein eigenes Organ, das in letzter Zeit erfreulicherweise bemüht ist, die Verbindung zwischen deutscher und rumänischer Medizin enger zu gestalten.

II. Deutsche Einflüsse auf einige bedeutendere rumänische Ärzte.

In der Zeit der ersten Fühlungnahme der rumänischen Schulmedizin mit der westlichen Medizin (etwa 1700—1825) finden wir unter den vorherrschenden mazedorumänischen Ärzten zuerst nur in Italien ausgebildete (oder italienisch-griechisch beeinflusste) Männer. Die Sachlage ändert sich etwa um 1770. Eine Reihe von Umständen — die weiter oben angeführt wurden — hatten ein gänzlich Umschwenken zu deutschen Universitäten zur Folge. Gerade die bedeutendsten Gestalten dieser Zeit —

jeder für sich grundlegend an den Anfängen der rumänischen Schulmedizin beteiligt — waren durch deutsche Anregungen geformt. Vier bedeutende Bukarester Ärzte — die sich um die Spitäler der Hauptstadt und die Anfänge einer Sanitätsorganisation in der Walachei um die Jahrhundertwende große Verdienste erworben hatten — waren Schüler deutscher Hochschulen. C. J. Darvari hatte 1785 in Halle promoviert, Silvester Constantin Filitti im gleichen Jahre in Göttingen. Dimitrie Caracas (Karakasse) vor 1782 in Halle, sein Sohn Constantin Caracas 1800 in Wien.

Um dieselbe Zeit wirkte im deutschen Sprachgebiet, in Wien, als hochangesehener Arzt ein anderer Mazedorumäne, Dr. Joan Nicolide de Pindo (1737—1828), der aus der Ferne durch seine Schriften zu der Bildung eines rumänischen medizinischen Schrifttums beigetragen hat.

In Siebenbürgen erscheinen um die Jahrhundertwende die ersten Ärzte rumänischer Abstammung. Joan Piuarium-Molnár, später geadelt mit dem Prädikat von Müllersheim (1741—1815), war ein bedeutender Führer seines Volkes in der politischen und kulturellen Erneuerungsbewegung, am Ende des 18. Jhs. Als Landesaugenarzt in Siebenbürgen, dann Lehrer an der medizinisch-chirurgischen Hochschule in Klausenburg, und vielseitiger Schriftsteller ist er eine der mächtigsten Persönlichkeiten unserer Kulturgeschichte. Piuarium hatte seine Ausbildung in Oesterreich erhalten, er beherrschte die deutsche Sprache vollkommen in Wort und Schrift. Medizinisch stand er ganz unter Wiener Einfluß.

In Wien promovierte 1817 der zweite — sowohl was Bedeutung als auch zeitliche Folge anbelangt — siebenbürgisch-rumänische Arzt, Dr. Basilie Ladislaus Popp.²⁰⁾ Dieser Verfasser der ersten gelehrten medizinischen Abhandlung in rumänischer Sprache (1821) hat auch als Volkskundler und Kulturgeschichtler Bedeu-

²⁰⁾ Selbstverständlich sind bei diesen und auch den folgenden Siebenbürger Rumänen auch ungarische Kultureinflüsse wirksam. Es wäre ungerecht, dies nicht anzuerkennen. Doch durch die gefühlsmäßige Einstellung der Siebenbürger Rumänen bedingt, konnten diese gegen die österreichischen Einflüsse nicht allzu sehr aufkommen. Auch war die ungarische Kultur, ganz besonders was die Medizin anbelangt, z. B. die Pester Fakultät, stark von der deutschen beeinflusst, sodaß man letzten Endes immer wieder auf diese Hauptquelle stößt. So kann man auch die wenigen Madjaren, die auf ärztlichem Gebiet in Altromänien zu Bedeutung gelangten, wie etwa Dr. Viola in Jassy und später den edlen und gelehrten Professor Dr. Fialla in Bukarest (beide im 19. Jh.) mittelbar zu den Schrittmachern deutschen Einflusses zählen. Das gleiche gilt auch für einige aus Galizien eingewanderte Polen (z. B. Professor Kopernicki in Bukarest) Tschechen (wie der hochverdiente Professor Felig in Bukarest) und Juden (z. B. der in Berlin promovierte, äußerst tätige Dr. Barasch in Bukarest).

tendes geleistet. Vom medizinischen Wien beeinflusst war auch sein in Siebenbürger tätiger Zeitgenosse mazedorumänischer Abstammung, Dr. Gheorge Const. Roja, der gleichfalls eine kulturgeschichtlich bedeutsame Rolle spielte.

Doch zurück zu Ultrumänien. Zu Beginn des 19. Jhs. wirkte in Bukarest als Arzt und einer der Leiter des städtischen Gesundheitswesens Dr. Stefan Basilie Episcopescu. Er war wohl der erste im Lande selbst geborene Rumäne, der es auf medizinischem Gebiet weit gebracht hat. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung der rumänischen Medizin wurde er durch die Schaffung einer rumänischen ärztlichen Terminologie und Verfasser — nach Popp als zweiter — einer ganzen Reihe ausgezeichneter medizinischer Werke (von 1824 bis 1846 fünf Werke). Er brachte das medizinische Schrifttum in rumänischer Sprache in Fluß! Auch diese wichtige Persönlichkeit hatte in Wien studiert und promoviert.

Alle diese waren Eklektiker. Wenn man ihre Werke liest, findet man, daß sie auch mit dem französischen ärztlichen Schrifttum wohl vertraut waren. Die meisten beherrschten auch die französische Sprache. Die grundlegenden Eindrücke hatten sie aber an deutschen Hochschulen erhalten, sie hielten die alten Verbindungen hoch und das medizinische Wien lag ihnen nicht nur rein geographisch näher.

Diese Grundhaltung wirkte sich auch noch im zweiten Zeitabschnitt, der Zeit der Assimilation westlicher Schulmedizin (etwa 1825 bis 1855), aus.

Die bedeutendsten rumänischen Persönlichkeiten des Jassyer Kreises, von welchen weiter oben schon öfters die Rede war, waren Kinder der Wiener Schule. Der Gründer des Vereines, Dr. M. Zotta, ein Bukowinaer Rumäne, hatte in Wien 1826 promoviert. Im gleichen Jahre ebendort ein anderes wichtiges Mitglied, der Siebenbürger Dr. A. Theodorici, später Kreisarzt in Roman (Moldau), der auch als Literat nicht unbedeutend war. Zwei spätere Mitglieder des Vereines, die viel zu seiner Hebung beigetragen haben und dann im medizinischen und wissenschaftlichen Leben der Moldau eine hervorragende Rolle spielten, Dr. G. Cuciureanu und Dr. Constantin Bârnava haben in Wien studiert. Cuciureanu promovierte dort im Jahre 1837, Bârnava in Ofen im Jahre 1836 mit der medizinisch-historisch hochinteressanten Dissertation „*Rudimentum Physiographiae Moldaviae*“.

Die wenigen, aber bedeutenden rumänischen Arztepersönlichkeiten Siebenbürgens aus dieser Zeit, wie Dr. Pavel Basici, Dr. Constantin Pomuțiu, Dr. Athanasie Sandor, Dr. Simeon Ramonțiai — führenden Gestalten des Siebenbürger Rumänentums, die in medizinischer Hin-

sicht infolge ihrer regen geistigen Verbindungen mit dem Altreich auch auf dieses einwirkten — stehen alle ausschließlich unter Wiener Einfluß, unabhängig davon, ob sie in Wien selbst oder in Pest studiert hatten.

Man kann also in der rumänischen Medizingeschichte für den Zeitabschnitt von etwa 1770 bis zum vierten Jahrzehnt des 19. Jhs. — in welchem sich eine eben so wichtige weitere Entwicklung vorbereitete — geradezu ein Ueberwiegen des Einflusses der Wiener Schule konstatieren. Alle anderen Einwirkungen sind von geringerer Bedeutung.

Ganz plötzlich ändert sich nun die Sachlage nach der Jahrhundertmitte. Der dritte Zeitabschnitt, von Davilas mächtiger Persönlichkeit beherrscht, die Zeit der Organisierung der rumänischen Schulmedizin (etwa 1855—1885) und der vierte, die Zeit der Bildung einer rumänischen medizinischen Schule, stehen unter rasch wachsendem französischem Einfluß, der schließlich gänzlich die Oberhand gewinnt. Die Beziehungen zur deutschen Medizin wurden aber dadurch nicht abgebrochen, sondern blieben weiterhin rege. Dafür sorgten schon die so zahlreichen deutschen Ärzte im Altreich, ferner die Beziehungen der rumänischen Ärzte Siebenbürgens zu Wien. Mehr noch, in dieser Zeitspanne muß Wien allmählich seine Einflußsphäre mit dem übrigen medizinischen Deutschland teilen. „Deutsche Schule“ ist nunmehr für den rumänischen Arzt durchaus nicht mehr ausschließlich Wien. Man lenkt die Blicke auch nach dem Berlin Virchows, nach München, Leipzig und Heidelberg. Die aufblühende deutsche Schule wird geschätzt und geachtet, man pflegt die Verbindungen mit ihr nach wie vor. Dazu trugen auch viel die engen wirtschaftlichen Vorkriegsbeziehungen zum Reiche bei. Ist auch in dieser Zeit die rumänische Medizin überwiegend auf Paris abgestimmt, so nehmen doch die Beziehungen zur deutschen Medizin (die österreichische inbegriffen) zweifellos gleich die zweite Stelle ein.

Von den Zeitgenossen Davilas ist beispielsweise der Gynäkologe der Bukarester Fakultät, S. Capşa, ein Schüler Wiens (1850 promoviert). Sein schönes rumänisches Lehrbuch der Geburtshilfe (I, 1859; II, 1866) ist nach Nägele ausgearbeitet. Dr. J. Theodori, der bedeutende Militär- und tgl. Leibarzt, Professor an der Bukarester Fakultät, hatte 1858 in Berlin promoviert. Nicht gering ist die Anzahl anderer rumänischer Ärzte, die in Deutschland²¹⁾ und Oesterreich um diese Zeit

²¹⁾ Es dürfte nicht des Interesses entbehren, ein Verzeichnis der Rumänen zu geben, die 1852 bis 1873 in Berlin promoviert und später in ihrem Lande als Ärzte gewirkt haben:

1852: A. Gretianu

und später studiert und dann in Ultrumänien gearbeitet haben. Da es sich aber um einfache, wenngleich tüchtige Praktiker handelt, erübrigt es sich, länger bei ihnen zu verweilen. Hervorgehoben sei nur der Galager praktische Arzt Dr. A. C. Hepites (1864 in Wien promoviert), der 1877 die erste rumänische Kriegschirurgie (nach Landsberger) veröffentlicht hat und der Jassyer gelehrte Hygieniker Dr. B. Rosculeț, (1890 in Berlin promoviert, auch in München längere Zeit tätig), der mehrere Abhandlungen auch in Deutschland veröffentlicht hat. Von den rumänischen Ärzten Siebenbürgens und der Bukowina, die in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. in Wien studierten und dann in ihrer Heimat durch ihre kulturelle, ärztliche und in manchen Fällen auch wissenschaftliche beachtenswerte Tätigkeit bekannt wurden, seien nur einige genannt.²²⁾ Dr. Stefan Pecurariu-Pop in Năsăud und Jăgăras, Dr. Ioan Moga in Hermannstadt, Dr. Ioan Arsenie (Teilnehmer an Maximilians Mexiko-Expedition, später in Ultrumänien tätig), Dr. N. Stoia in Blasendorf, Dr. Gheorghe Biua in Arad, (medizinisch-schriftstellerisch nicht unbedeutend), Dr. Gheorghe Baiulescu in Kronstadt (tüchtiger Physiotherapeut, Verfasser eines ausgezeichneten rumänischen Lehrbuches der Wasserheilkunde), Dr. Alexander Pop in Blasendorf (Billroth-Schüler), Dr. Ioan Neagoe (Bellagra-Forscher) in Kronstadt, später in Bukarest, Dr. Sterie Ciurcu und Dr. Lazar Popovici (Balneologe), praktische Ärzte in Wien, Dr. Ioan Hosanu, Kurarzt in Gräfenberg, in der Bukowina die Gynäkologen Dr. Volcinschi und Dr. Gheorghian.

Zum Schlusse wollen wir noch bei der bedeutendsten Persönlichkeit der rumänischen Medizin um 1900, Victor Babeș (1854—1926), verweilen. Einer angesehenen Familie aus dem Banat entstammend, studierte er in Wien, wo er promovierte, dann in Berlin und Paris. Jung noch wurde er Dozent, später a. o. Professor in Budapest. Später als ordentlicher Professor nach Bukarest berufen, verblieb er hier bis zu seinem Lebensende. Das von ihm begründete und glänzend organisierte pathologisch-anatomische Institut trägt heute seinen Namen. Babeș war nicht nur ein ganz großer pathologischer Anatom, sondern auch ein weltberühmter Bak-

1855: G. Sachelarie

1856: N. Neguă.

1858: J. Teodori

1869: M. J. Balentinianu und G. S. Stoia

1875: L. Cetianu und St. Predescu

²²⁾ Um den geschichtlichen Abstand zu wahren, erwähnen wir in diesem Aufsatz nur diejenigen, die nicht mehr unter den Lebenden weilen und deren Wirken als abgeschlossen in seiner Gesamtheit betrachtet werden kann. Zeitgenossen, seien sie noch so bedeutend, wurden grundsätzlich nicht genannt.

teriologe. Heute zählt ihn die Medizingeschichte neben Pasteur, Koch u. a. zu den Begründern dieses Wissenszweiges. Er war der erste rumänische Forscher, der allgemein in der Weltmedizin bekannt wurde, mit ihm und durch ihn trat die rumänische Medizin in ihre neue Zeit eigenen wissenschaftlichen Schaffens, der Bildung einer eigenen rumänischen medizinischen Schule. Diese so hervorragende wissenschaftliche Persönlichkeit hatte sich in harmonischer Weise in der Wiener, Berliner und Pariser Schule geformt. Rokitanzky, Virchow, Koch, aber auch Pasteur und Cornil waren mittelbar und unmittelbar seine Meister. Wie er in beiden Weltsprachen schrieb, so fühlt man auch aus seinem System die glückliche Vereinigung deutscher und französischer Methodik heraus.

Daß sich diese Verschmelzung gerade bei einem im Altreich wirkenden siebenbürgischen Rumänen vollzog, ist wohl bezeichnend und vielleicht für die Zukunft richtungweisend.

Im heutigen Rumänien vereinigen sich die vorwiegend französisch ausgerichteten Ärzte und Forscher des Altreichs mit den von Wien aus stark deutsch beeinflussten — nunmehr frei sich auswirkenden — älteren rumänisch-siebenbürgischen Ärztegenerationen. Bei eingehender Betrachtung läßt sich schon jetzt wahrnehmen, daß die rumänische Medizin in den jungen Geschlechtern sich eigengesetzlich zu entwickeln begonnen hat. In diesem Prozeß spielt die Synthese, die sich seinerzeit bei Babes vollzog, eine bestimmende Rolle.

Literatur-Verzeichnis.

1. Bacłajanschi, Alexe: Doctorul Costache Várnnav. Diss. Klausenburg, 1929. 31 S. 8°.
2. Bogdan, N. A.: Societatea medico-naturalistă și Muzeul istorico-natural din Jasi (Die medizinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft und das naturgeschichtliche Museum zu Jassy), 1830—1919. Jassy 1919. 172. S. gr. 8°. 65 Abb.
3. Bologa, Valeriu: Contribuțiuni la Istoria Mediciniei în Ardeal. (Beiträge zur Geschichte der Medizin in Siebenbürgen). Biblioteca medico-istorică, II. Klausenburg 1927. 104 S. 8°. 16 Abb.
4. Ders.: Die Anfänge der rumänischen Schulmedizin. Medizinische Zeitschrift 1935, S. 293—96 (Hermannstadt).
5. Ders.: Die historischen Grundlagen des Medizinunterrichtes im heutigen Rumänien. Sudhoffs Archiv, 24/1 (1931), S. 9—116. (Leipzig).
6. Ders.: Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin bei den Rumänen. Bulletin intern. Comitee histor. Sciences. Vol. V/2, Nr. 19, S. 371—388. (Washington 1933.)
7. Ders.: Inceputurile Mediciniei științifice românești. (Die Anfänge der rumänischen Schulmedizin). Klausenburg 1930. 91 S. 8°.
8. Ders.: Johann Molnár von Müllersheim, recte Joan Piuaru (Ein Beitrag zur Geschichte der ersten Wiener Schule und ihrer Ausstrahlungen). Neuburger-Festschrift. Wien 1928, S. 47—54.
9. Ders.: Les influences occidentales dans la formation de la Médecine scientifique roumaine. Rev. Méd. Roum., V/2 (1932). Bukarest. S.-A. 7 S.

10. Derf.: Medicii aromâni în Monarhia habsburgică (Mazedorumânische Aerzte in der Habsburgermonarchie). Klausenburg 1931. 11 S. 4^o.
11. Derf.: O carte germană necunoscută despre ciurma din București în 1813 (Ein unbekanntes deutsches Buch über die Pest in Bukarest 1813). Clujul Medical 8 (1927). S. 113, 4^o.
12. Derf.: Rumâniens Gesundheitswesen. Deutsche Allgemeine Zeitung. Rumänien-Nummer, 17. Nov. 1928.
13. Borcea, J.: Prima Societate științifică din România (Der erste wissensch. Verein in Rumänien). Jassy 1911. 21 S. gr. 8^o.
14. Bota, Enea B.: Dr. Costache Vârnav (1806—1877). Diff. Klausenburg 1925.
15. Chișer, Petru N.: Influențe italiene în Medicina Țărilor Românești până la 1870 (Italienische mediz. Einflüsse in den rumänischen Ländern bis 1870). Diff. Klausenburg 1925. 44 S. 8^o.
16. Crăiniceanu, Gheorghe: Literatura medicală română. Biografii și Bibliografie. București 1907. IV + 483 S. 8^o.
17. Felix, J.: Istoria Igienii în România (Geschichte des Gesundheitswesens in Rumänien). Anal. Acad. Roman. București 1901—1902 (5 große Aufsätze).
18. Filitti, Ion C.: O pagină din Istoria Medicinii în Muntenia (Ein Blatt aus der Medizingeschichte der Walachei). București 1929.
19. Fischer, Emil: Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien. Hermannstadt 1911, XVII + 398 S. 8^o.
20. Gellner, Jos.: Medicii sași ai secolului XVI și XVII din Brașov și Sibiu (Sächsische Aerzte im 16. und 17. Jahrhundert in Kronstadt und Hermannstadt. [Im letzten Kapitel: Kronstädter und Hermannstädter Aerzte in den Donaufürstentümern]). Diff. Klausenburg 1925, 32 S. 8^o.
21. Gheorghiu, Constantin: Doctorul Episcopescu și începuturile scrisului medical românesc (Dr. E. und die Anfänge der rumänischen mediz. Literatur). Clujul Medical 1934, Nr. 1.
22. Gomoiu, B.: Din Istoria Medicinii și a învățământului medical în România. (Aus der Gesch. d. Medizin u. d. mediz. Unterrichts in Rumänien). București 1913, 1206 S. 8^o; zahlr. Abb.
23. Gusbeth, Eduard: Zur Geschichte der Sanitätsverhältnisse in Kronstadt. Kronstadt 1884, 340 S. 8^o.
24. Jonescu-Gion: Essai sur l'histoire des sciences dans le passé des pays roumains. Bulet. Soc. Științe fiz. București 1895.
25. Jorga, N.: Introducerea științelor în învățământul românesc. (Die Einführung der Naturwissenschaften im rumänischen Unterricht). București 1919.
26. Derf.: Istoria Românilor prin călători (Gesch. d. Rum. aus Reisebeschreibungen). 4 Bde. București 1920—22. 8^o.
27. Derf.: La continuation des hôpitaux byzantins par les hôpitaux roumains. București 1932, 8 S. 8^o.
28. Derf.: Medici și Medicina în trecutul românesc (Aerzte und Medizin in der rumänischen Vergangenheit). București 1919. 43 S. 8^o.
29. Koch, Robert: Medicii sași din secolul al XVIII-lea în orașele săsești ale Ardealului (Sächsische Aerzte aus dem 18. Jh. in den siebenbürgisch-sächsischen Städten). Diff. Klausenburg, 1928, 36 S. 8^o. 4 Abb.
30. Magyar-Rossa, Gnula: Magyar orvosok emlékek (Ungar. mediz. Erinnerungen). 3 Bde. Budapești 1929—1931; VIII + 368 S. IV + 337 S., XVIII + 522 S. 8^o; mit zahlr. Abbild.

31. v. Magyary-Rossa, Julius: Ungarische medizinische Erinnerungen; Budapest, Danubia 1935, VIII + 368 S. 8°. (Gefürzte deutsche Ausgabe des obigen dreibändigen Werkes).
32. Michail B. G.: O pagină din retrospectiva serviciului sanitar în Principatele Române (Ein Blatt a. d. Vergangenheit d. Gesundheitsdienstes in den rumänischen Fürstentümern). Bukarest 1907, 74 S. gr. 8°.
33. Mureșan, Victor: Rostul lui Vasile Episcopescul în începuturile medicinei științifice române. (Die Stellung B. G. zu den Anfängen der rumänischen Schulmedizin). Diff. Klausenburg, 1934, 29 S. 8°.
34. Petrescu, G. J.: Charles Davila et l'influence française sur la médecine roumaine; Rev. st. med., 1930, Bukarest.
35. Petrescu, G. J.: Eine noch unbekannte Leistung Andreas Wolffs; Vierteljahrsschr. Ver. f. Siebb. Landeskunde, Hermannstadt 1931, S. 323—24.
36. Petrescu, G. J.: Medicina publică în Moldova acum o sută de ani (Öffentliche Medizin in der Moldau vor hundert Jahren). Revista stiintelor medicale, Bukarest 1931, S. X. 20 S. 8°.
37. Pușcariu, Sextil: Deutsche Kultureinflüsse auf das rumänische Volk; (Vom Leben und Wirken der Romanen. Hrsg. v. Ernst Gamillscheg. II. Rumänische Reihe, Heft 6) Jena und Leipzig, Gronau, 1933; 8°, 23 S.
38. Samarian, Pompei: Medicina și Farmacia în trecutul românesc, 1382—1775. (Medizin und Pharmazie in der rumänischen Vergangenheit) Călărași [1935] 443 S. 8°.
39. Seracin, Livius A.: Medicina în Moldova între 1780—1800 după descrierea doctorului Andreas Wolf (Die Medizin in der Moldau zwischen 1780—1800, nach der Beschreibung Dr. Andreas Wolffs). Diff. Klausenburg 1927, 30 S. 8°.
40. Trausch, Josef: Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literarische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen. 3 Bde. Kronstadt 1868—1871.
41. Vogel, Jos.: Medicii din familia Fabritius (Fabricius) (Die Arztfamilie Fabritius-Fabricius). Diff. Klausenburg, 1934, 34 S. 8°.

Bairische Unterlagerung und bairischer Adel in Nordsiebenbürgen.

I. Regener Ländchen.

Von Richard Huß.

Des öfteren schon habe ich darauf hingewiesen,¹⁾ daß die nordsiebenbürgische deutsche Siedlungsgruppe um Bistriț [= Nösen, urf. villa Nosa]²⁾ und Sächsisch-Regen³⁾ bairisch unterlagert sei. Zu dieser Vermutung drängte

¹⁾ J. B. „Luxemburg und Siebenbürgen“, Die Einwanderung der Deutschen nach Siebenbürgen und die Gruppenverteilung ihrer Mundarten innerhalb des Römerstraßennetzes (Beiträge zur luxemburgischen Sprach- und Volkskunde, II. Bd. 1926. Ebenso Archiv f. siebbg. Landeskunde 1926). S. 8—9, 32 ff. usw.

Der Name der Siebenbürger Sachsen. (Jb. d. lux. Sprachgesellsch. 1926, S. 12—13).

²⁾ 1317—1320: plebes de Nosna. (Ufb. d. Siebbg. Sachsen. I. Nr. 352, S. 327). — 1309. I. 8: in Beatrizs sive Neusna. (Efd. S. 273).

³⁾ villa Regun 1228. Ufb. I. 56, S. 48.

nicht nur die Tatsache, daß einige Ortsnamen daselbst [wie Regen, Baierdorf, Tackendorf u. a.] typisch bairisches Gepräge aufweisen, sondern erst recht auch sprachliche, d. h. besonders lautgeschichtliche Erwägungen, wie z. B. die Geschichte der Diphthongierung in den deutschen Urheimatmundarten. Denn wenn namentlich der Dialekt der Rösner Gruppe auch zweifellos nach Luxemburg hindeutet,⁴⁾ so ist doch die nordsiebenbürgische Diphthongierung⁵⁾ damit keineswegs in Einklang und Zusammenhang zu bringen, da die Diphthongierung in den moselfränkischen-luxemburgischen Landschaften⁶⁾ erst nach der moselfränkischen Besiedlungszeit Nordsiebenbürgens⁷⁾ eintritt.

Somit mußte sich auch von hier aus der Schluß ergeben, daß Ähnliches oder eine Ursache gleicher Art in Nordsiebenbürgen die Diphthongierung veranlaßt haben dürfte, wie in Moselfranken-Luxemburg solche erst nach der siebenbürgischen Abwanderung aufkam.

Diese Frage war aber gar nicht so einfach zu lösen. Denn das Vordringen der bairischen Diphthongierung bis nach Luxemburg hinein konnte doch nicht in gleicher Weise für Nordsiebenbürgen⁸⁾ geltend gemacht werden. Die Ursache dafür, daß Diphthongierung in Nordsiebenbürgen sich dennoch in frühester Zeit schon zeigte,⁹⁾ mußte also in einem anderen Umstände ähnlicher Art ausfindig gemacht werden. Die Wahrscheinlichkeit dafür bot sich von den oben erwähnten bairischen Ortsnamen her.

Doch auch hier muß diese Wahrscheinlichkeit erst in entsprechender Weise und überzeugend dargetan werden. Denn es ist nicht angängig, einfach mit den Ortsnamenformen heutigen Lautstandes nach beiden Seiten hin¹⁰⁾ den Vergleich zu führen, wie es nicht angängig ist, auf Grund des heutigen Standes der nordsiebenbürgischen deutschen Mundarten einfach die Identität mit den moselfränkisch-luxemburgischen Mundarten auszusprechen.¹¹⁾ Dies war die Methode früherer Jahrzehnte, die heute einfach nicht mehr genügt.

4) Es erscheint unnötig, die reiche Literatur hierüber, von Keinzel und Risch angefangen, hier aufzuzählen.

5) Gustav Risch, Die Bistriker Mundart verglichen mit der moselfränkischen. PBB. XVII.

6) R. Fuß, Besprechung von Kurt Wagners „Deutsche Sprachlandschaften“ (DDG. XXIII, 1927) im Lurhg. Jb. 1928, S. 160 f.

7) Ebenda.

8) Ebenda.

9) Ebenda.

10) Richard Fuß, Besprechung der Dissertation von Misch Drend, Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen. Vergleichung der siebenbürgisch-deutschen Ortsnamen mit denen des deutschen Sprachgebietes. Lurhg. Jb. 1927.

11) Richard Fuß, Besprechung der Dissertation von Hermine Klein, Die Bistriker Mundart verglichen mit dem Sprachatlas des Deutschen Reichs. 1927. Zf. f. d. Ph. 1930, 404 ff.

Und dann bleibt immer noch die eine Frage offen, wie es doch möglich sein konnte, daß in einer so frühen Zeit, in der Zeit der Kreuzzüge und anderer Kriege, die Ungarn zu führen hatte,¹²⁾ ein Bauernvolk sich aufgemacht hätte, um in fernen fremden Landen nicht nur rationelle Bodenkultur zu übernehmen,¹³⁾ sondern auch für Landeschutz einzustehen.¹⁴⁾

Für Südsiebenbürgen gelang es bereits, eine solche adelige Führerschaft nachzuweisen, die es verständlich erscheinen läßt, daß große Kolonistencharen es überhaupt wagten, in ein so fernes Land sich aufzumachen, andererseits aber auch die dort ihrer harrenden vielfältigen Aufgaben in systematischer Organisation gleich von Anfang an anzugehen. Adel und Kirche, Ritterschaft und Geistlichkeit reichten hier einander die Hand.¹⁵⁾ Und ein ziemlich kräftiges Bürgertum muß von Anfang an in Stadtgründungen dem Bauernstand zur Seite gestanden haben. Solche Erwägungen ergeben sich nicht nur notwendig aus der einfachen Ueberlegung dieser Frage, sondern auch aus der Natur der Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte heraus, — wenn auch jede Spur eines „sächsischen“ oder deutschen Adels in Siebenbürgen schon im ersten oder spätestens zweiten Jahrhundert nach der Deutschkolonisation verschwunden ist.

Wie es aber in Südsiebenbürgen war, muß es auch in Nordsiebenbürgen gewesen sein. Und diese Frage ist — nach dem Dargelegten — nach zwei Gesichtspunkten hin zu scheiden: erstens nach dem Gesichtspunkt einer vor-gensanischen [vormoselfränkischen] Frühkolonisation hin, die nach Baiern zu deuten scheint;¹⁶⁾ zweitens nach dem Gesichtspunkte einer moselfränkisch-luxemburgischen Kolonisation in der Zeit des Königs Gensja II. hin, die auch nach Südsiebenbürgen den Hauptstrom der moselfränkisch-riparischen Ansiedler gebracht,¹⁷⁾ der vornehmlich das von Römerstraßen¹⁸⁾ umrahmte und durchzogene Desertum oder kulturlos gewordene und tüchtiger Bewohner entbehrende Dedland¹⁹⁾ von Broos bis Draas,²⁰⁾

¹²⁾ Richard Huß, Luxemburg und Siebenbürgen. S. 43.

¹³⁾ Ebenda S. 38.

¹⁴⁾ Ebenda. S. 39. — Vgl. den Andreanischen Freibrief vom Jahre 1224 im UfB. I. Nr. 43. — Vgl. G.D. Deutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen I (1925), S. 13. —

¹⁵⁾ Vgl. Richard Huß, Deutscher Adel in Siebenbürgen und seine urheimatliche Herkunft. Festschrift für Gideon Peş, Budapest 1933). S. 33 ff. — Vgl. Richard Huß, „Naer Ostland — Kein Auswandererlied?“ (Durbg. Jbb. 1927, S. 99 ff.) — Auch: Deutscher Adel in Siebenbürgen. (Festschr. für Gideon Peş. DUSBl. V).

¹⁶⁾ „Luxemburg und Siebenbürgen“.

¹⁷⁾ Ebenda.

¹⁸⁾ Richard Huß, Die Besiedlung des Sachsenlandes in Siebenbürgen. (Teuthonista 1923, S. 258 ff.)

¹⁹⁾ Ebenda.

²⁰⁾ Andreanum (s. o. Fußn. 14).

in dem auch nur noch spärliche Bewohner slavischer [meist bulgarischer] Zunge wohnten, in Besitz nahm und meistens auf bereits bestehenden slavischen Siedlungen²¹⁾ seine deutschen Ortschaften erstehen ließ.²²⁾

Römerstraßen gaben auch hier die Führungsrichtungen ab und bestimmten anscheinend die Neusiedlungen von solchen Mittelpunkten aus, die noch von Römerzeiten her ihre Wichtigkeit als Verkehrsmittelpunkte bewahrt haben dürften.

Ein solcher Verkehrsmittelpunkt war im Nordosten Siebenbürgens zweifellos noch das altrömische Castrum Sächsisch-Regen [adj. Szász-Regen, rum. Reghin], das im Ausmaße des heutigen Marktplatzes dem Kennerauge noch heute deutlich sichtbar sich darstellt.²³⁾ Nördlich davon aber — [auch an der von Klausenburg, dem alten römischen Napoca, bzw. der über das Meszesgebirge [Vimes] von Norden nach Siebenbürgen hereinkommenden und im Szamos=Sajó-, und Bistriş-tale nach Osten führenden Römerstraße] — lag nicht nur das Castrum Arcobadara, das heutige Burghallen, sondern auch, wohl als noch größerer militärischer Stützpunkt, das heutige Bistriş, dessen großer Marktplatz ebenfalls noch die Spuren der römischen Castrumanlage verrät.²⁴⁾ Der römische Name desselben ist allerdings nicht mehr aufdedbar, wenn nicht der Zufall dies noch einmal ermöglichen sollte.^{24a)}

In Sächsisch-Regen [villa Regun 1228; Regen Regan 1368] finden wir allerdings erst im 14. Jahrhundert Adlige erwähnt, die aber schon madjarisiert gewesen sein dürften,²⁵⁾ als die Stadt damals ihre frühe Blüte erreicht hatte. Diese nobiles sind: magister Thomas filius Dionisii de Regen (1336),²⁶⁾ magister Thamos filius Thomas filii Dyonisii de Regun²⁷⁾ (1361) und magister Dionysius filius Thomae ac Ladislaus, Goergius filii Stephani de Regun (1380)²⁸⁾. König Matthias (1458—90) gab Regen

²¹⁾ Vgl. Flurnamen des Nössnerganges von Robert Eschner und Richard Huß (Vorarbeiten zu einer Monographie von Nösen. Heft 4), 1934.

²²⁾ Vgl. Gustav Riisch, Siebenbürgen im Lichte der Sprache. (Archiv f. sbbg. Bdbe. XLV, 1929. S. 33—329, samt Registerband zu Palaestra 165 (1934). —

²³⁾ Richard Huß, War Bistriş einst römisch? (Vorarbeiten usw. Heft 3) 1929.

²⁴⁾ Ebenda.

^{24a)} Regina wird es wohl kaum gelautet haben. — Im Mittelalter heißt es falsch latinisiert auch Pluvium. Vgl. aber Plutwig bei Schondorf [Vkr. Tier]: urk. pluei 1211. Dial. Muerk „Markt“. — Es wurde 1848 fast völlig zerstört. Der hierauf ganz neu behaute Marktplatz zeigt aber immer noch, daß die Häuserreihen den alten Wallanlagen folgen. Die Lutherische Kirche stammt aus dem Jahre 1330.

²⁵⁾ Müller [Gräven 12] bemerkt, daß die 1380, 1382—7 als Besitzer von Keer erwähnten madjarischen Adligen schon vor Ausstellung des Andreanums (also vor 1224) in den Besitz dieses Königsbodengebietes gelangt seien.

²⁶⁾ Urk. II, Nr. 702, S. 118.

²⁷⁾ Ebenda. Nr. 788, S. 195.

²⁸⁾ Ebda. Nr. 1137, S. 535.

zwar Bistritz und Hermannstadt zu Oberhöfen, aber auch dies hinderte das Ueberhandnehmen des Madjarentums nicht, das schon 1750 die Mehrheit erreicht hatte.²⁹⁾ — Die Rückbeziehung auf das bairische Regen am Schwarzen Regen³⁰⁾ liegt nahe. Hier finden wir um etwa 1232 den Vlricus de Rain nobilis³¹⁾ 1348: her Chunrat vom Reyn, ein priester³²⁾; 1325—50: Ruedel aus dem Regen.³³⁾ — Die Namensform mit der mundartlichen Ausstoßung des intervokalischen -g-³⁴⁾ ist auch vom Gesichtspunkte der moselfränkischen Nachwanderung wichtig. Im Kreise Kempen haben wir einen Ort Rehn: urf. Ren 897,³⁵⁾ vgl. eccl. in Reno 1226, Rene 1212; ferner in Koblenz: locus qui dicitur Rein. Auch Hof Rheinen (dem St. Georgsstifte in Cöln geschenkt): curtis Rene 1097—89. (Siehe Anmerkung 35.)

Neben Sächsisch-Regen haben wir in Siebenbürgen auch ein Ungarisch-Regen (Magnar Régen, rum. Reghin unguresc), das um 1744 noch deutsche Bevölkerung hatte. Die 1673 aus Ungarn daselbst einziehenden Calviner vertrieben den sächsischen Pfarrer.³⁶⁾

Nördlich von Sächsisch-Regen, aber westlich abseits von der das Miesch-Flußtal und Sajó-Flußgebiet verbindenden von Regen herkommenden

²⁹⁾ Benk, Ortsnamenverzeichnis von Siebenbürgen.

³⁰⁾ Regana bedeutet „dunkler Fluß“: ftrt. raja „dunkel, schwarz“ + a < aha „Fluß“. — Vgl. „Schwarzer Regen“.

³¹⁾ Mon. Boica LIII, Nr. 1205.

³²⁾ Ebda. XII, Nr. CXVIII: Mon. Oberaltac.

³³⁾ Ebda. LIII, S. 747. (Der Name Ruedel erscheint heute noch in Nordsiebenbürgen als Reidel. — Vgl. her Heinr. der Raedlein von Tefkendouf-Undat. Mon Boica LIII, Nr. 1309).

³⁴⁾ 12. Jahrhundert Mitte: iuxta Reinum fluvium (lat. Regensburg). Ebda. LIII, Nr. 28. — 1344: bey dem Regen oberthalben der siechen (lat. Regensburg), ebda. Nr. 1065. — 1267: Dominus Reinoldus plebanus in Regen. Ebda. XII Nr. LXIX, S. 414. — 1350 Rupprecht des Ornołk sun in dem Regen. Ebda. LIII, Nr. 592. — 1350: in dem Regen her Fridereich von Metem purger ze R. Ebda. 1271.

³⁵⁾ Vgl. hier Villa Grand Reng der Abtei Chevreumont (capremons = feuermont 947) bei Aachen (?): urf. uilla ren 897, 947. Auch Rheinbach nördl. Uhr: urf. Regimbach 762, 943, 1114, 1120; Regenbach 1086 (zu Münsterreifal gehörig), Reinbach 1140, sowie 893 Rembach, Reymbach, Renbach. — Das bairische Regensburg heißt 887 in Aachen: reges neburch. — Vgl. auch urf. Reginsagin 1166, Reginsagin 1181 (Nr. Siegen).

³⁶⁾ pastorem Saxonum exturbare . . . attentant [Graffius, Annales ad a. 1673]. — Deutsch, Sachsen Geschichte I. 517; II, 119; Siegmund, Deutschendämmerung 1931, S. 56. — Auf dem Einwanderungswege der Siebenbürger Sachsen ist im schlesischen Kolonisationsgebiet, wohin auch Baiern einzogen, noch festzustellen: Regensberg (Rgb. Siegnitz). — 1773 wurde von Schröder ein „comedibuch“ aus Regendorf aufgefunden, das mit dem Oberuferer „Geschichtsbild von der Geburt Jesu Christi“ gleichlautend ist.

und nach Burghallen führenden Römerstraße liegt der Vorort des einstigen gleichnamigen Kapitels: *Teledorf* (so auch auf der Karte des Joannes Sambucus von 1579; *Teled[orf]* auf der Karte des Lazius 1514—1565). Das Nichtvorhandensein dieses Kapitels vor der Reformation³⁷⁾ spricht aber noch nicht dafür, daß es sich hier um Deutschsiedlung in madjarischer Ortschaft handle. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sowohl Deutsche wie Ungarn in slawische Siedlung hier einzogen.³⁸⁾ 1532 erscheint *Teledorff* jedenfalls als dominierende Deutschbezeichnung: z. B. gegenüber früherem *Teke*, in dessen Besitz am 20. I. 1372 Nicolaus filius Radou de Palasth eingeführt wurde.³⁹⁾

Teledorf hatte jedenfalls schon lange vor der Reformation einmal eine starke Madjarisierung durchgemacht, der vor allem sein Ortsadel zum Opfer gefallen zu sein scheint. Denn wir erfahren aus Urkunden vom 19. II. 1339, daß ein comes Renoldus, filius Johannis de Teke, dereinst die tres villae Bany, Komlod et Akanay dem capitulo Transsilvano geschenkt habe.⁴⁰⁾ Das war am 5. Juni 1315 erfolgt. Mit Recht dürfen wir wohl vermuten, daß dieser comes Renoldus dem berühmten Geschlechte der *Kökenesrenold* (urf. *Kufenusrenold*) angehörte, das durch seine Doppelnamigkeit schon das Aufgehen der *Renold* im *Madjarentum* annehmen läßt.⁴¹⁾

In *Teledorf* sind ja auch kernmadjarische Geschlechter im gleichen (14.) Jahrhundert bezeugt: so die nach *Tetscheln* bei *Hermannstadt* [$< d\grave{o} - t +$

³⁷⁾ G. Müller im *Korr.-Bl.* f. jbbg. Bf. 1927, 28.

³⁸⁾ Die urkundliche Namenform: *Teke* 1332, *Teke* 1337, *possessio Teke* 1395, 1408 und *p. Theke* (madj. *Teke*, rum. *Teaca*) deutet wohl ebenso auf slav. *teka* *toku* „fließen, Fluß“ hin, wie *Regen* von slav. *reka* „Fluß, Bach“ ausgelöst sein kann. Dies Prinzip der Auslösung eines urheimatlich geläufigen Ortsnamens bei Kolonisten durch eine vorgefundene fremde, unverstandene Namenform läßt sich in ganz *Siebenbürgen* beobachten.

³⁹⁾ *Urk.* II Nr. 974 — Dieser *Radou* (= madj. *Radó*) ist jedenfalls auch ein Deutschstämmiger: *Rad-wal(-bus)*. — Vgl. u. bei *Kadelsdorf*. — Allerdings war ein *Radó* um 1057 madjarischer Palatin; ein *Radó* oder *Radul* 1462 aber rum. *Voivode*.

⁴⁰⁾ *Urk.* I Nr. 549. — *Bana, Bany* ist die terra und villa comitis *Bana* (1228, 1315, 1339) = *Szász. Bánynica* (rum. *Baița*) = *Gindusdorf* (mdartl. *Gisdorf, Gänströf*) und könnte in dieser Form auf bairische Herkunft deuten. (Vgl. *Gundihausen* in *Nordbayern*, *Gundelsdorf* in *Ostbayern*, u. a.). — *Komlód*, das madj. etwa „*Hansdorf*“ bedeutet, heißt mdartl. *Romeloden*.

⁴¹⁾ comes *Renoldus* filius *Johannis de Kufenesrenold* vermachte seine Besitzungen *Bany* und *Kvzmate Luke* dem siebenbürgischen Bischof. (*Urk.* I. Nr. 340). Ganz madjarisiert heißt diese Familie *Kökenes-Radnót*. Nach dem *K.-er* Zweige stammt sie aus *Kökenes* im *Nógráder Komitat*, wo diese Familie *Kökenes-Radnót* das im 14. Jahrhundert blühende Kloster erbaut hatte. (*S. Anjou* — *okm.* II 635). Nach dem madjarisierten Zweige *Radnót* ist im *Regener Bezirk Radnoten* (f. u.) benannt. Die Herkunft des *Renoldus-Geschlechtes* dürfte sich in mancher Richtung aufhellen lassen (f. *Fußn.* 54—55).

Eszellö, urf. Echellew, Echerlew, 1330 Thychellew, 1378 Tnglar, deutsch übersetzt Bürstorf] weisenden magistri Nicolaus Buthus, Andreas Brdugh, Johannes Tefe dicti filii Mikaelis filii Laurencii de Eskeleu [1331].

Dieses Tefendorf (urf. Defndorf) weist nun zweifellos auf das bairische Deggendorf an der Donau hin, dessen urkundliche Formen ebenfalls als Tefendorf erschienen.

Deggendorf war schon 868 vorhanden und Hauptort einer Grafschaft.⁴²⁾ 1181 erscheint: de ordine vero ministrorum Henricus de Techindorf (als Zeuge in Wien);⁴³⁾ 1192: de ordine nobilium . . . Ekibertus de Tekindorf.⁴⁴⁾

Zu erwähnen ist hier aber (wegen der madjarischen Ortsnamensform Tefe) auch der bairische: Herzog Chunrat von Tef 1349;⁴⁵⁾ herzog Chunr. von Tegf 13449;⁴⁶⁾ hertzog Chunr. von Tefke 1350.⁴⁷⁾ Die Burg liegt in Württemberg.

Weiters erscheint das siebenbürgische Tefendorf mdartl. nicht nur als Tefndrof (Bistritz) und Tefndrof, sowie Tefndrof (in Paßbusch), sondern auch als Tefndrof (in Boosch). Diesem letzteren entsprechen lautlich in Bayern: 1. Tondorf (Nordbayern); 2. Deindorf (Bair. Oberpfalz), oder Deindorf am Inn (bei Pfarrkirchen). Das eine entspricht mehr konsonantisch, die anderen mehr vokalisch. Und man sieht, daß in dem siebenbürgischen Tefendorf sich verschiedene urheimatlichen Erinnerungen zusammenfinden. Anzuführen ist hier Rapoto de Tundorf 1257, wie andere.⁴⁸⁾

Bei der einstigen Existenz einer Grafschaft Deggendorf—Techindorf ist es aber nur verständlich, wenn wir auch auf eine Tefenburg stoßen. Allerdings stammen die Belege aus den Rheinlanden: 1184 erscheint ein comes Simon de Tekenburch als Zeuge in Cöln;⁴⁹⁾ ebenso 1200 Symon comes de tekenburch;⁵⁰⁾ wie auch 1198 Symon comes

⁴²⁾ Etwa 4 km nordwestlich liegt Metten mit dem 762 von Karl d. Gr. gestifteten Benediktinerstift.

⁴³⁾ Mon. Boica XI, Nr. LXI.

⁴⁴⁾ Ebda. LIII, Nr. 606 (dat. Wien).

⁴⁵⁾ Ebda. Nr. 1258.

⁴⁶⁾ Ebda. Nr. 1257.

⁴⁷⁾ Ebda. Nr. 1291.

⁴⁸⁾ Ebda. XI Nr. XLII [Confessio curiae ad jus Freizezenrecht] S. 53. — Man vgl. noch: 1287. Tuendorfaer senior (Natisp.) Mon. Boica LIII, Nr. 144; 1312 Hermann der Tuendorffer, her Ulrich der Tuendorffer, (Bürger in Regensburg), ebda. Nr. 277. — 1339. Stepan der Tuendorffer, purger zu Regenspurch, ebda. Nr. 847. — 1390. Symon der tuindorffer, dz zeit des Rats zu Chremß, ebda. XI, Nr. CVI, S. 416. — Sogar ein Tuendorffer, burger zu Tefendorf (a. 1331). ebda. LIII, Nr. 606.

⁴⁹⁾ Beher G. G. Urk. II 107.

⁵⁰⁾ Ebda. — Auch ein Tondorf im Regierungsbezirk Aachen.

de Tekenborch (Köln) und 1277 Otto de Thekenborg. Zu dieser Graffschaft gehörte auch Deggenau, wonach: 1323 und 1326 Alphart von tekkenavv.⁵¹⁾

Wir behandeln nun die Regener Gruppe in alphabetischer Reihenfolge der Ortsnamen.

Südlich von Sächsisch-Regen finden wir das zu Beginn des 14. Jahrhunderts noch deutsche Abendorf⁵²⁾ (auch Adendorf, Odendorf und Brenndorf⁵³⁾ genannt). — Darf man in der urkundlichen, 1356 XI. 14 überlieferten Namensform: a possessione Abafaya⁵⁴⁾ ipsius Joannis filii Petri et terra Apaty⁵⁵⁾ vocata domini Briccii abbatis praenotata die Madjarisierung eines *Abendorf *Abenberg vermuten, so ist leicht an das bairische Abenberg in M-Franken anzuknüpfen, wozu 1182 IX. 26 comes Fridericus de Abemberc (testis in Regensburg) herangezogen werden kann.⁵⁶⁾ — Nicht zu entscheiden ist freilich, ob Christianus de Abafaja (1332) noch zu dem urheimatlich-bairischen Geschlechte zu rechnen ist.

⁵¹⁾ Mon. Boica XI, Nr. LX und LXII, S. 389, 390. — Vgl. auch: 1405 Peter der Febr, Richter zu Teckendorf (Mon. Boica XI 516: mon. Metens. — Exc. Genealogica). In Bis triß findet sich in der Vorstadt Niederwallendorf der dörfliche Uebername einer Familie: Spuß-feier, wobei die witzige Entstellung offensichtlich ist. — Ferner: 1421 Ludwig Walpergher, Richter zu Teckendorf (ebda. 517), sowie 1407 Götz Hofmann, Richter zu Teckendorf (ebda.) Gähzi (= Götz) ist beliebter Uebername in Niederwallendorf, ein Beweis für das Empfinden des bair. Namens in moselfr. Ueberdachungsmundart. — Schließlich: 1407 Joan de Ramsperg, Tuemherr zu Regenspurch, und Pfarrer zu Teckendorf (ebenda).

⁵²⁾ Siegmund, Deutschendämmerung (1931), S. 62.

⁵³⁾ Richard Huß, Kolonisation und Innenkolonisation in Siebenbürgen. (Arch. f. Wanderungswesen, VI. 1933, S. 17): Brigondorf 1377. XI. 19. — Uff. d. Siebbg. S. II. 480. — Vielz, Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens, S. 459.

^{54—55)} Abafaja, heute Abafaja, d. h. „Baum des Aba“. Mit dem Geschlechte Aba des ungarischen Königs Samuel (1041—1044) hat dies wohl nichts zu tun. Ebenso wenig mit etwa aba = apa ung. „Abt“, trotz rum. Apatin, das auf ein ung. Geschlecht Apáti Apáthy deuten würde. (Vgl. Apáthy bei S. Regen, urkdl. Apathy 1411, sowie Apatin, einst Apáti in Bács-Bodrog: 1011). Für die Volksetymologie vgl. Apa-hida = Apát-hida XIV. Jhdt. „Brücke des Abtes“. In Siebenbürgen gab es ein Geschlecht Apa, die Apafi, die auch sächsische Ahnen hatten. Die Schwestern des comes Renoldus (s. v. Anm. 41) filius Johannis de Erkud hatten in die Verwandtschaft der Apa geheiratet (Uff. I. 301, a. 1304). — Die mundartliche Form Uoendorf sichert „Abendorf“. Die Nebenform Uoendorf ist deutlich sekundär, somit auch die deutsche Rückeinslautung Adendorf, Odendorf, welche letzteres wohl unmittelbar nichts mit Dden=(w)ald zu tun hat. Allerdings findet sich auf dem Einwanderungsweg (nach Siebenbürgen) in Nord-Mähren ein Odendorf 1361 (Pflüner in D. Hefte III. 178), das aber auf Odendorf bei Köln deutet, kaum auf Odendach in der Bährischen Pfalz. Vgl. auch Adenbach (Bair. Pfalz), wie Adenau in der Hoh. Eifel.

⁵⁶⁾ Mon. Boica LIII. 10, Nr. 40. — vgl. auch: edelnfrienhern Wernhart von Abensperch 1313. VII. 5., ebda. Nr. 285. Das ist Abensberg in Nordbairern, BA. Rehlheim.

Auf bairische Unterschicht folgte moselfränkisch-riparische Ueberdeckung. Darauf könnte „Abendorf“ hindeuten. Im Regierungsbezirk Köln findet sich Abendorf mit Burg Abendorf. Zweifellos macht die ripuarisch-fränkische Ueberlagerung der Name Brenndorf (des gleichen Ortes Abendorf), dessen urkundliche Namenform wir aus Gründen der Abwanderung in das Burzenland von dem burzenländischen Brenndorf aus erschließen können: z. B. villa Brigondorf 1377 XI. 19⁵⁷) (villa Bringonis 1423, Bringindorf 1396). Anzuhnüpfen ist von hier aus an urkundliches Biringsedorp 1110, das heutige Birresdorf im Regierungsbezirk Coblenz.⁵⁸)

Zwischen Sächsisch-Regen und Neumarkt (rum. Târgu-Murăş, madj. Maros-Básárhely (vgl. Neumarkt a. d. Roth in Oberbayern, sö. Nürnberg) liegt Groß-Arn, mundartl. Gruis = Arn (in Deutsch-Zepling), rum. Erne, madj. Nagy-Ernye. Es ist unbedingt anzunehmen, daß die madjarisch-rumänische Form hier Umlaut zeigt.⁵⁹) Somit darf die Namensform Arn an den bairischen Ortsnamen Arndorf Anschluß suchen: 1. Arndorf BA. Straubing, 2. Arndorf BA. Erding bei Kirchberg in Oberbayern. Für ersteres gilt als urkundl. Parallele aus dem Jahre 1242 die Confirmatio Domini Arnpruk = Arnbrud,⁶⁰) das in der Nähe jenes Arndorf liegt, und zwar bei Deggendorf. — Für moselfränkische Ueberdeckung könnte Arenberg bei Coblenz, bzw. das Kloster Arenberg bei Niederberg im Bezirk

⁵⁷) Ufb. II. 1085. S. 480. — Vgl. auch Birresborn r/Rhll, Rgb. Trier. — Brennberg in Baiern bleibt somit auf der Seite. Ebenso Brenig im Str. Bonn, oder Bringhausen im Ft. Waldeck. — Brenndorf ist natürlich nur mhd. Umlautung des mdartl. Broindorf. Ob slav. brinb „Wachholderbeere“, slow. (brin dasf.), brina dasf. und dial. „Fichte, Nadelholz“ als Auslöser und für die Gestaltung der mundartlichen Form von slawischer Unterschicht her maßgebend war, bleibe dahingestellt. (Vgl. Berneker. Slav. Et. Wb. I. 86).

⁵⁸) Aus diesem einleuchtenden Grunde ist schwer daran zu denken, daß bairische Unterlagerung auch für „Brenndorf“ dieser Doppelsiedlung in Betracht käme. Immerhin sei angeführt Brennberg im bair. Rgb. Pfalz, sowie Brennberg in Nordbayern. Dazu urkdl. 1350. IX. 10: her Fridreich der Auer von Brennberch (Mon. Boica LIII Nr. 128), sowie 1343: Fridder Auer von Brennberch (ebda. 1037), sowie unser vesthe Brennberch (ebda.). Ob unter der Namensform Brondorf = Abendorf auch Zusammenhänge nach Brondorf, Brundorf (> ung. Drombár > rum. Drâmbari) im Mühlbäcker Stuhl bestehen, ist nicht zu klären, hier aber auch nicht wesentlich wichtig. Vgl. Bronn = Brum im bair. Rgb. Pfalz (das durch Abwanderung aus Brenndorf = Abendorf im Burzenland entstandene Brenndorf heißt mundartlich Broindorf).

⁵⁹) Wie in ung. egres „Stachelbeere“ < Agresch 1540, Egrysch 1543 [Siebenbbg. S. WB. I. 61]; wie in Eger < Agria; Endre < Andreas; mdartl. Ajörsteln < ajörš [mlat. agresta, mhd. agraz zu lat. acer] + halden > ung. Egrestő [oder Ägröslenk < agərš, ung. egres + lak „Wohnung“ als ON für dasselbe urkdl. Egresteu 1407].

⁶⁰) Mon. Boica XI. 212. Nr. LXXII: Mon Nideraltac., Diplom. Miscellum.

Coblenz Wahrscheinlichkeit gewinnen.⁶¹⁾ Größer ist dieselbe für urkundl. Arindorp (1217) = Arendorf im Erzbistum Trier. Doch ist auch zu vergleichen Are castrum (1246, 1248) = Altenahr im Kreis Uhrweiler (am Ara fluvius 1223). — Das Zuwandern aus moselfränkisch-riparischer Gegend, wo ähnliche Ortsnamen, wie der vorgefundene, bekannt waren, mag in der neuen Heimat diesen nur verstärkt haben.

Nördlich von Groß-Arn liegt Birnbaum (urkundl. Birbom 1345 bis 1388, mundartl. Birbom; Birbom in S. Regen, Biram in Birk; madj. Körtevényfaja und Körtefaja als deutliche Uebersetzung, woraus rum. Curtifaja, übersetzt Periş Păriş). — In Baiern liegt im Rgb. Mittel-Franken: Birnbaum bei Neustadt a. d. Aisch, sowie im Frankenwald N-Baiern: Birnbaum. Bairische Urkunden aber weisen 1263 auf einen Ritter: Rinoldus de Pirbaum, miles.⁶²⁾ Moselfränkisch-riparische Ueberlagerung brachte vielleicht Birnbaum bei Köln, Kr. Gummersbach (mundartl. Birbom, Birrbom) nahe. Nur mit Letzterem kann Birnbaum (rum. Ghirbom, madj. Oláh-Girbó nö. Mühlbach) im einstigen Springer Kapitel⁶³⁾ in Gründungszusammenhang gedacht werden.

Südwestlich von Sächsisch-Regen liegt Birntor, auch Birndorf genannt; madj. übersetzt Körtevénykapu-s, woraus rum. Chertişcapu, übersetzt Poarta: urf. 1319 Kurtuelkopu⁶⁴⁾ Kurthwylkopu.⁶⁵⁾ In Baiern finden wir um 1236 erwähnt die milites: Henricus de Petembach⁶⁶⁾ und Cunrad de Pirenbach.⁶⁷⁾ Bekannt sind heute an Orten in Baiern

⁶¹⁾ Zu erwähnen auch, mit weniger Wahrscheinlichkeit: Arendorf im Regierungsbezirk Lüneburg. — Nach dem Dargelegten ist an Arn mit Ern kaum zu denken, obwohl der Lautkomplex ern im Nordsiebenbürgischen lautgerecht einem ár n entspricht: mhd. erne > ár n-t „Ernte“. Zu erwähnen wäre Erndorf, Weiler, Bk. Ansbach in Baiern.

⁶²⁾ Mon. Boica XI. S. 68, Nr. LVI. Mon. N-altac.; Cod. Trad: Compositio de eodem praedio [= Raensendorf]. — Vgl. 1262: . . . consentientibus partibus . . . Ruperto de Pirndorff [Mon. Boica XII. 409, Nr. LXIV, Decisio litis in curia. Amelstorf. Mon. Osterhov.; Dipl. Misc.]

⁶³⁾ urfund. 1345: possessio Chatta alio nomine Byruum, . . . Byrbow; von comes Michael an seine Töchter vererbt. — 1369: possessio Byrbo nobilium de Henikfolua, [= Henningsdorf] Ladislao et Michaeli nominatis. 1387 wird die Tochter Magdalena und die Entelin Anna des Michael von Kelling aus dem berühmten [moselfränkischen] Kellingner Geschlecht in den Besitz der Possessio Birbom eingeführt. Der Name Chatta ist sicher an četa „Schaar, agmen, Trupp“, kleinruss. čata „Vorposten“, Lagerwächter anzuknüpfen; vgl. madjarisch csata „Horde, Schlacht“.

⁶⁴⁾ Urkb. I. 339, Nr. 365. —

⁶⁵⁾ Urkundenbuch I. 340, Nr. 366; 374, Nr. 405 (a. 1323).

⁶⁶⁾ Vgl. unten bei Pettendorf — Ependorf.

⁶⁷⁾ Mon. Boica XI.: Num. LXVI. Episcopus Bambergensis confirmat contractum inter Advocatum et Monasterium Altahense initum. Circa an. 1236. [Mon. N-Altac., Dipl. Misc.]

freilich nur Birndorf (s. o.) bei Donaueschingen, sowie Birnfeld in Unterfranken, die in Betracht kommen. — Ein Luxemburger Weistum von Geichlingen erwähnt 1669: Frohnen Johann von Birrendorff.⁶⁸⁾

Nach der Ledendorfer Gruppe (auch im heutigen Sächsisch-Regener Kirchenbezirk) leitet hinüber Boots̄ch.

Boots̄ch heißt auf der Karte des Joannes Sambucus aus dem Jahre 1579 Boz̄ und wird infolgedessen zum althochdeutschen Personennamen Bozo Bodo gestellt.⁶⁹⁾ Urkundlich erscheint 1228 villa Badus,⁷⁰⁾ 1323—37 Batus, 1342—90 Bathus,⁷¹⁾ 1532 bac̄z. Noch im 16. Jh. scheint bairischer Lautwechsel (b < w, w < b)⁷²⁾ durchzubrechen in der Form Bates.⁷³⁾ Der Vokalismus ist dabei nicht klar, so daß keine Etymologie aufstellbar ist. Es ist aber wichtig, daß Bates an das oberbairische Waltersdorf Anschluß gewinnt: urkundl. c. 1137 Willehalm de Watestorf...⁷⁴⁾

In der Gruppe um Ledendorf findet sich Ar̄keden, mundartlich Ar̄k̄odn, rum. Archidiu, Archita, madj. Szász=Erked. Auch hier ist die madjarische Form sichtlich sekundär (vgl. o.): urkundl. 1238 II. 12 villa saxonum de Erkud.⁷⁵⁾ Dazu 1304. IX. 18 comes Renoldus filius Johannis de Erkud.⁷⁶⁾ — Vergleichsmöglichkeit besteht nur nach dem bairischen Geschlechte der Comitum de Bogen et ab Arcu hin.⁷⁷⁾ Bogen liegt I./Donau im Rgb. N-Bayern, bei Straubing; ein anderes Bogen bei Wald-

⁶⁸⁾ Hardt, Luxemburger Weistümer, 277. — Vgl. auch Birndorf im Höhenwald im Hauensteiner Schwarzwald (DUSBl. I. 207, VI 155).

⁶⁹⁾ f. G. Risch, Nordsiebenbürgisches Namenbuch (Arch. f. sbbg. Lfde. XXXIV), 20—21; auch Siebbg.=Sächf. Wb. I. 680. Diese Etymologie ist zweifelhaft!

⁷⁰⁾ Urkb. I. 48. Nr. 56.

⁷¹⁾ Urkb. II. Nr. 729 (a. 1357).

⁷²⁾ Weinhold, Mhd. Gr. § 159.

⁷³⁾ f. R. Fuß, Monographie Nöfen, Vorarbeiten I. Schicksalsjahre von Nöfen. 1599—1603 (1779). — Eine Beziehung auf Maros=Bécs (urkdl. 1228 castrum Wecheu mit römischem Castrum) ist wohl unmöglich, da dies (ebda.) als Watschdorf und Watsch erscheint.

⁷⁴⁾ tradidit ad altare sancti Petri ad altach. [Mon. Boica XII, 44, Nr. LXIII:] Sub Ruthardo abbate. Mon. Oberaltac. Cod. Trad.

⁷⁵⁾ Urkb. I. 75.

⁷⁶⁾ Urkb. I. 301. — Vgl. oben das Geschlecht Renold (Fußn. 54—55. Ueber dies Geschlecht demnächst). — Risch, Siebenbürgen im Lichte der Sprache, 295, bzw. 263 erklärt Erked für das Ursprüngliche und leitet es aus ung. erek „Bogen, Gewölbe, gedeckter Gang“ her. Wohl unberechtigt. Madj. erek stimmt umgekehrt allerdings zu lat. arcus „Bogen“.

⁷⁷⁾ Dessen Tabula Genealogica I. in Mon. Boica XII. pag. 23. [Mon Oberaltac. Cod. Tradit.]. Als 4. erscheint daselbst ein Bertholdus, alias Wernerus, comes Schyrensis, gest. etwa 982. (Vgl. hierzu das Scheierngeschlecht. R. Fuß, Luxembg. u. Sbbg. 1926, S. 13 bis 14). — In der 8. Generation erscheint ein Bertholdus I de Bogen, Mitte 12. Jhdt. — (Ebenso dort für das nßbg. Eppendorf (†) wichtig: Lutgardis Uxor Henrici II Eppen

münchen in der bairischen Oberpfalz. — Doppelnamigkeit existiert bei Ar-
teden nicht.⁷⁸⁾

Im Bécser (d. i. Wezer) Bezirk nordöstlich von S.-Regen liegt
Mausdorf, auch Barthdorf genannt. — Ein Mausdorf kennt auch
der bairische Rgb. M.-Franken.⁷⁹⁾ — „Bartdorf“ könnte nun die Ueber-
setzung von ungarisch Erdő-Szatál (d. i. „Waldbart“) sein.⁸⁰⁾ Mausdorf=
Bartdorf war noch im 14. Jahrhundert ein deutsches Dorf.

Weß selbst ist wahrscheinlich auch bairische Siedlung gewesen. Im
Jahre 1380 war es bereits ganz rumänisch.⁸¹⁾ Zu vgl. ist Weßenbach bei
Deggendorf in Bayern, evtl. auch Weßendorf im bairischen M.-Franken,
sowie der gleichnamige Vorort von Nürnberg.

Deutlicher scheinen die Dinge um Bartholomäusdorf nordöstlich
S.-Regen bei Tedendorf: madj. Oláh-Ujfalu, Walachisch=Neudorf) zu liegen:
urkundl. possessio Bartaleusvyfalu 1319 V. 13 im Besitz des Magisters
Simon comes de Somlou; 1323. VI. 19 Bartaleuswyfolua. Bei Gründung
des Schogener Kapitels (1577) ist es noch sächsisch. Nach den urkundl. For-

Ducis Carinth., gft. 1122.) — Dann Anno 900: Albertus comes de Pogen (Mon.
Boica XI, Nr. VI. Series advocatorum Monasterii ab anno 900 usque ad Saec. XIII).
— Ist „ab Arcu“ als Latinisierung von „de Bogen“ zu fassen? — Zu diesem Geschlecht
wohl auch Albertus Comes de Pogen (Mon. Boica XI, S. 19), wie Pertoldus
comes de Bogen (Ebda Nr. LI: domin. Arnpruk). Dazu vgl. die Fam. Bogner
in Bistritz: 1454 Bogener, 1762 Bogner. (Anders erklärt von G. Risch, Bistritzer Familien-
namen, 32).

⁷⁸⁾ Ob bei der moselfränkischen Ueberschichtung Elemente beteiligt waren, die
Erinnerung oder Beziehung zu dem urheimatlichen Geschlecht des Wilhelmus
de Archa (1236—39 in Coblenz; 1213 Trier) haben konnten, bleibe dahingestellt.
Vgl. auch Ritter von der Arcken in Koblenz. (Günther. Cod. Rheno-Mosell
II. 51).

⁷⁹⁾ In Baiern noch andere „Maus“-Orte: Mausheim r/Schwarzen Laber, Ober-
pfalz. Vgl. aber auch Mausbach in Westfalen, Kr. Siegen, Rgb. Arnsberg, wie auch
Mausbach bei Gressenich, Kr. Aachen.

⁸⁰⁾ Beziehung etwa auf Partenkirchen in Bayern (röm. Parthanum) an der
Partnach wird somit hinfällig. Und damit wohl auch PNR wie Otto de parth
(testis) 1252 (Mon. Boica XI. Nr. XXIX. 40: Concessio feudi. — Mon. Niederaltae.)
Handelt es sich aber nicht um Auslösung von Erdő-Szatál durch etwa ein slavisches
sokol „Falke“, so wäre doch die madj. Uebersetzung aus Bartdorf möglich. Es
läge somit Doppelsiedlung vor. — Von Bartdorf stammen wohl die Barth in 5
nordsiebbg. Gemeinden, wie in Bistritz: 1457 Johannes dictus Barth,
1700 Barth. — Vgl. auch Bartfeld (madj. Bártfa im einstigen Komitat Solhom
in Nordungarn), das nach einigen schon vor Stephan dem Heiligen bestand, nach
anderen von Cisterziensern im XII. Jahrhundert gegründet sein soll. — Vgl. auch
Bártfalva südöstlich Tasnád beim Eintritt der Römerstraße nach Siebenbürgen.

⁸¹⁾ Siegmund a. a. D. 163. — Urkbl. 1228 castrum Wecheu, 1393 possessio
Veech. Die Form Wecheu ist mit Weßen — wohl zu vereinbaren. — 1320 gehörte es
es noch Herbordus, dem Sohne des Blasius von Herbordsdorf = Blasendorf a. d. Rofel.

men müßte man eigentlich ein Bartelsdorf in der Urheimat vermuten. Die wohl als bewiesen zu gelten habende Abwanderung aus diesem nordsiebenbürgischen Orte nach Kronstadt-Bartholomä⁸²⁾ läßt aber an das bairisch-urheimatliche Barthelmesaurach a./Aurach im Rgb. M-Franken denken.⁸³⁾ So wie in Bayern ist der Name Bartholomäus (Barthel) auch in Siebenbürgen häufig. Wir vergleichen in Bayern: 1312 XII. 4 der Bartholomeus (Zeuge in Ratispona);⁸⁴⁾ 1325 III. 21 her Hertweig der Paertelme (Zeuge in Niedermünster)⁸⁵⁾; 1334 X. 10 Haertweich Paertelme (Bürger in Regensburg).

In Siebenbürgen z. B. 1309. I. 8 Bartholomeus archidiaconus de Kukullu⁸⁶⁾; 1274. VI. 25 Bartholomeus archidiaconus de Turda⁸⁷⁾; 1309. I. 8 presbyter seu rector Bartholomeus de Wyngartkyrchen⁸⁸⁾; 1329. III. 21 Bartholomeus frater Petri de Dalya [= Denndorf]⁸⁹⁾; 1340. VIII. 1 Bartholomeus filius Hennig civis de Kuluswar [Klausenburg]⁹⁰⁾; 1341. IV. 15 Bartholomeus filius Stark civis de Kuluswar⁹¹⁾; 1345. V. 8 Bartholomeus filius comitis Stark hospes de civitate Kuluswar⁹²⁾; 1349. X. 5 Bartholomeus comes iudex de Kuluswar⁹³⁾; 1352. VIII. 22 Bartholomeus nobilis de Kalyan [öfzl. Klausenburg]⁹⁴⁾; 1370. V. 14 Comes Bartholomeus de Ebrek [= Fred bei Hermannstadt]⁹⁵⁾; 1403. IV. 12 comes Bartholomeus in Theca [= Tedendorf]⁹⁶⁾ usw. — In der Form Barthaleus haben wir zu verzeichnen: 1345. III. 18 Barthalyus de Dalya⁹⁷⁾ [f. o.]; 1378. IV. 22 Barthaleus filius comitis Petri de Byrthalm⁹⁸⁾. — Diese Letzteren sind wohl bairische Formen. — Wenn wir schließlich noch an moselfränkische Ueberdichtung denken, so ist entsprechend der nordsiebenbürgischen Form Bartelmês [Lachniz], Bartlômîs [Kronstadt]⁹⁹⁾ anzuführen: 1169—1183 Bartholomaeus testis Trevirensis [Trier]¹⁰⁰⁾; 1201—1211 Bartholomaeus scabinus Trevirensis¹⁰¹⁾ u. a. m.

(Fortsetzung folgt.)

⁸²⁾ Richard Guß, Kolonisation und Innenkolonisation a. a. O. S. 17.

⁸³⁾ Vgl. auch den Bartholomäussee = Königsee bei Berchtesgaden, der allerdings erst nach der hier zum Andenken an die im Dienst König Ottokars von Böhmen am 26. August 1260 gefallenen letzten Sprößlinge des Hallgrafengeschlechts der Plain errichteten Bartholomäuskapelle so benannt worden ist. Jedenfalls ist der Bartholomaeus auch ein gut bairischer Heiliger, dem auch im Dome zu Augsburg ein Altar gehört.

⁸⁴⁾ Mon. Boica LIII. Nr. 27. ⁸⁵⁾ Ebda. Nr. 481. ⁸⁶⁾ Urkbl. I. Nr. 314.

⁸⁷⁾ Ebda. I. 172. ⁸⁸⁾ Ebda. Nr. 314.

⁸⁹⁾ Ebda. I. 466. ⁹⁰⁾ Ebda. I. 556. ⁹¹⁾ Ebda. I. 566.

⁹²⁾ Ebda. II. 609. ⁹³⁾ Ebda. II. 645. ⁹⁴⁾ Ebda. II. 673.

⁹⁵⁾ Ebda. II. 748. ⁹⁶⁾ Ebda. III. 1488. ⁹⁷⁾ Ebda. II. 607.

⁹⁸⁾ Ebda. II. 1092.

⁹⁹⁾ f. o. bei Fußnote 65. — Luxemburgisch Bartlomeis.

¹⁰⁰⁾ Beher-Eltfester-Goerz, Ukb. der mittelhheinischen Territorien I. S. 103.

¹⁰¹⁾ Ebenda.

Die genitivischen Ortsnamen des heanzischen Sprachgebietes und ihre Bedeutung für die Siedlungsgeschichte Westungarns.

Von Elemér Moór.

Unter Heanzisch verstehen wir hier die deutschen Mundarten der alten ungarischen Grenzkomitate Eisenburg, Dedenburg und Wieselburg, die bekanntlich zu der mittelbairischen Dialektgruppe gehören. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Dorfmundarten dieses Gebietes sind zwar manchmal ganz erheblich, es gibt aber mehrere lautliche Eigentümlichkeiten, die für den größten Teil dieses Gebietes charakteristisch sind. Zu diesen gehört, daß hier der altdeutsche Diphthong *uo* durch *ui* vertreten ist. Nur im Süden des Burgenlandes zwischen Raab und Lafnitz gibt es ein kleineres, zusammenhängendes Gebiet mit der Entsprechung *u*, *uə* für altdeutsches *uo*, welche Lautung nur noch inselartig in einigen Dorfmundarten des Oberwarter Bezirkes anzutreffen ist.¹⁾ Im Mittelalter scheint aber die *uə*-Lautung des altdeutschen Diphthonges auch im mittleren Burgenland vorhanden gewesen zu sein. Den *ON* *Pullendorf* können wir z. B. in Schriftstücken des 14.—16. Jahrhunderts öfter in der Schreibform *Puellendorf* oder *Puelndorf* antreffen: vor *l* ist nämlich der alte Diphthong im Heanzischen überall anscheinend in neuerer Zeit zu *u* monophthongiert worden. Die *ui*-Aussprache scheint also im mittleren Burgenland erst in der Neuzeit an Raum gewonnen zu haben.

Die *ui*-Lautung als Vertretung des altd. *uo* ist auch für ein räumlich begrenztes Gebiet des Mittelbairischen charakteristisch, und zwar gilt diese Aussprache für die nördliche Hälfte Niederösterreichs und für die angrenzenden deutschen Gegenden Mährens und Böhmens. Die Folgerung ist naheliegend, daß das Deutschtum der alten ungarischen Grenzkomitate aus diesem mittelbairischen *ui*-Gebiet Niederösterreichs eingewandert sein dürfte. Diese Auffassung ist auch schon durch Heinrich Schmidt vertreten worden.²⁾ Nach ihm sollen sich die Vorfahren der Heanzen im 12. oder 13. Jahrhundert in Westungarn niedergelassen haben, da es nicht anzunehmen sei, daß sich der Wandel von *uo* > *ui* in einem Teil des Mittelbairischen schon vor dem 12. Jahrhundert vollzogen habe.

Im folgenden wollen wir versuchen auf Grund eines Ortsnamentypus die Urheimat gewisser landschaftlicher Gruppen der Heanzen und auch die Zeit ihrer Ansiedlung etwas genauer zu bestimmen.

¹⁾ Vgl. S. Karner, Burgenländische Heimatblätter 2, 196, Anm. 1.

²⁾ Vgl. Das Deutschtum in Kumpfungarn, hrsg. von J. Bleyer, 1928, 14.

Um 1100 ist im nordwestlichen Niederösterreich, also noch auf einem *ui*-Gebiet des Mittelbairischen in Mode gekommen, das Grundwort =dorf oder =reut in *DN* wegzulassen, auf welche Weise hier der neue Typus der genitivischen *DN* auf =s entstanden ist. Ursprünglich sind auf diese Weise Ortschaften nur nach Personennamen benannt worden, bald sind aber auch aus Appellativen hervorgegangene *DN* analog mit der =Endung versehen worden. Dieser Namentypus kommt aber auch noch in jenen Gebieten Böhmens und Mährens vor, die noch während des Mittelalters vom nordwestlichen Niederösterreich aus besiedelt wurden.³⁾

Bemerkenswert ist aber, daß dieser Ortsnamentypus im Gegensatz zur Häufigkeit seines Vorkommens im nordwestlichen Niederösterreich im Nordosten des Landes nur in einigen, ganz vereinzelt Beispielen anzutreffen ist. Einige genitivische *DN* kommen aber auch auf heanzischem Sprachgebiet, in den alten ungar. Grenzkomitaten Nedenburg und Eisenburg vor. Und da die Entstehung und Ausbreitung der genitivischen *DN* im niederösterreichischen *ui*-Gebiet des Mittelbairischen zeitlich und räumlich begrenzt werden kann, kommt diesem Namentypus auf heanzischem Sprachgebiet natürlich eine siedlungsgeschichtliche Bedeutung zu; denn es ist ganz unwahrscheinlich, daß die genitivischen *DN* in Westungarn ganz unabhängig von dem niederösterreichischen Stammgebiet dieses Typus entstanden wären. Es ist also anzunehmen, daß die Urheimat des Deutschtums in jenen Gegenden des heanzischen Sprachgebietes, wo es genitivische *DN* gibt, das nordwestliche Niederösterreich war, und weil es genitivische *DN* vor 1100 auch in Niederösterreich nicht gegeben hat, so können jene Deutschen, die diesen Namentypus nach Westungarn hereingebracht haben mögen, hier erst nach 1100 angesiedelt worden sein. Die Zeit ihrer Ansiedlung in den betreffenden Gegenden werden wir im folgenden durch Untersuchung der deutsch-madjarischen*) Lautvertretungen in den *DN* der nächsten Umgebung auch näher zu bestimmen suchen.

Heute gibt es auf heanzischem Sprachgebiet nur zwei oder drei genitivische *DN*. Von diesen ist als solcher *W o l f s* bei Nedenburg leicht zu erkennen; die Namensform *E d l i g*, wie ein Dorf bei Bernau an der Pinka im südlichen Burgenland heißt, gehört aber, wie wir sehen werden, auch zu den genitivischen *DN*, was jedoch nicht mehr so einfach zu erkennen ist. Und vielleicht ist noch *W i c h s*, der d. Name eines südlich von Nedenburg gelegenen ungarischen Dorfes, hierher zu rechnen. Zu diesen kommen noch aus mittelalterlichen Urkunden und Schriftstücken zwei Namen: *U r a m s*

³⁾ Vgl. Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, 1931, S. 8, 81, 17 ff. und Deckblatt Nr. 4.

*) Zur Wahrung der Einheitlichkeit und der Deutlichkeit halber wurde statt „ungarisch“ „madjarisch“ gesetzt. Die Schriftleitung.

und Holls.⁴⁾ *Urams* war der Name eines westlich von Eisenstadt gelegenen, untergegangenen Dorfes; *Holls* ist mit dem heutigen *Holling-Fertőböz* bei Dedenburg identisch. — Gen. *DN* sind also auf heanzischem Sprachgebiet in drei Gegenden anzutreffen: 1. westlich von Eisenstadt im nördlichen Burgenland, 2. in der Umgebung von Dedenburg und 3. an der unteren Pinka im südlichen Burgenland. Im folgenden wollen wir also diese Namen und auch die ihrer Umgebung nach obiger Reihenfolge der Gegenden untersuchen.

1. Die Lage des untergegangenen *Urams* (1356 ist es schon eine *possessio non populosa*) ist schwer genau zu bestimmen. Nach *Csánki* soll es in der Gegend von Großhöflein, Müllendorf und Wulka-Prodorsdorf gelegen haben.⁵⁾ In einer Urkunde von 1324 wird *Uramus* allerdings ausdrücklich als *iuxta fluvium Saar* (d. h. Leitha) gelegen erwähnt.⁶⁾ Die übrigen Belege für diesen Namen sind nach *Csánki* die folgenden: *Urams* 1292; *Uramus* 1425, 1426; 1426; *Urlamus* 1356; *Urlamus* 1334; *Uram* 1346; *Urlam* 1434, 1435. Diese urkundlichen Formen sind eigentlich *madj.* Reflexe des d. *DN* *Urams* (zu dem *PN* *Uram*).

Im *Madj.* sind Ortschaften ursprünglich einfach mit einem *PN* bezeichnet worden, ohne jede Endung. Auch fremde *DN* sind aber dieser nomadischen Art der alten *madj.* Ortsbezeichnung angeglichen worden: in solchen Fällen nämlich, wo die Endung eines fremden *DN* als Endung erkannt wurde, ließ man sie im *Madj.* einfach weg. Auf diese Weise sind natürlich nicht nur deutsche, sondern auch slaw. *DN* entlehnt worden.⁷⁾ Ist aber bei einem fremden *DN* die Endung als solche nicht erkannt worden, so ist natürlich der fremde *DN* samt seiner Endung übernommen worden. Der d. *DN* *Uramus* scheint also — wie aus den obigen Daten ersichtlich — in zweifacher Form in die *madj.* Sprache Aufnahme gefunden zu haben: bei der *Urlam*-Form ist das =s als Endung erkannt und nach Analogie der *madj.* *DN* weggelassen worden, bei der *Urlamus*-Form dagegen ist auch die Endung des d. *DN* beibehalten worden. Ob dieser Name noch vor oder nach der bayrischen Verdampfung des a in die ung. Sprache aufgenommen wurde, läßt sich mit absoluter Gewißheit nicht fest-

⁴⁾ In seiner Untersuchung über die *genit. DN* Oesterreichs wird von *Steinhauser* auch *Marz*, der Name eines südlich von Eisenstadt gelegenen Dorfes zu dieser Gruppe gerechnet, jedoch irrtümlich, was bald auch von *Steinhauser* anerkannt wurde. Auch das als *hapax legomenon* in einer Urk. erscheinende *Syfrems* für *Siegggraben* ist fernzuhalten, weil es wahrscheinlich ein Schreibfehler ist.

⁵⁾ *Csánki, Densö: Magyarország történelmi földrajza a Hunyadiak korában (Hist. Geogr. Ungarns im Zeitalter der Hunyaden)* 3, 598.

⁶⁾ *Fejér, Codex Diplomaticus Hungariae VIII/2, 535.*

⁷⁾ Vgl. hierüber meine Ausführungen in der *Bf. Szegedi Füzetek* 1, 258.

stellen; denn einen ähnlichen Lautwandel hat es auch im Ung. gegeben: aus dem altung. *a* ist nämlich durch *o* entweder *å* geworden, oder es ist in bestimmten Stellungen zu *á* (*ā*) gedehnt worden. Die *Orlamus*-Form von 1334 scheint jedenfalls dafür zu sprechen, daß dieser Name noch vor der bayrischen Verdampfung des *a* übernommen wurde, wenn nämlich diese Schreibform als *orlāmuš* zu lesen wäre. In diesem Falle mag sich diese Namenform auf folgende Weise entwickelt haben: d. **Urams* > *madj. alramš* > **olrāmš* > **olrāmuš* > *orlāmuš* > *ārlāmuš*. Sollte dies zutreffend sein, so ist der d. Name wohl noch vor 1200 übernommen worden: denn der *Or Warasdorf* (im mittleren Burgenland) < *altmadj. Baran* erscheint schon 1207 in der Schreibform *Baranstorf* (vgl. *DUSBl.* 5, 332); da das *a* in diesem *Or* hell geblieben ist [*wārəštɔɛf*], so muß der Vorgang der Verdampfung des altbayr. *a* auf unserem Gebiet spätestens um 1200 schon abgeschlossen gewesen sein. Hiernach können also die Ungarn den d. *Or Urams* in der Form *alramš* > *olrāmuš* zwischen 1100—1200 entlehnt haben, da es — wie wir schon wissen — genitivische *Or* vor 1100 auch in Oesterreich nicht gegeben hat.

Das mag also bedeuten, daß das Deutschtum westlich von Eisenstadt zwischen 1100—1200 angesiedelt wurde. Diese Folgerung kann auch durch ein anderes Argument erhärtet werden. Wie wir erwähnt haben, lag *Urams* unweit von *Höflein*. Und auch dieser Name kommt in mittelalterlichen Urkunden öfter vor. Die *madj. Reflexe* dieses Namens sind ebenfalls verschiedenartig. Die jüngste Form des Namens ist *Heuflen* 1347, 1372 (vgl. *Čsánki* 3, 611), offenbar *höflēn* oder *höflēn* zu lesen. Diese Form ist aber vermutlich erst nach dem Wandel von *ü* > *ö* und von *ëü* > *ö* (*ö* = *ö*) im Ung., also frühestens am Ende des 13. Jhs. übernommen worden. — Ein älterer Reflex des d. Namens ist *Huflund*, d. h. *hüf-lünd*, von 1325: diese Form ist zu einer Zeit entstanden, da es im *Madj.* einen *ö*-Laut noch nicht gab, so daß das d. *ö* durch *ü* ersetzt werden mußte, dem auch das ursprüngliche *i* der zweiten Silbe angeglichen wurde (das auslautende *=d* ist als anorganischer Laut das Ergebnis einer phonetischen Sonderentwicklung im *Madj.*, wie z. B. das *=d* im d. *niemand*). — Einen noch älteren Reflex des d. Namens haben wir in *Hewlyn* von 1356 vor uns und offenbar mit diesem Namen ist auch *Heuly* von 1385 identisch,⁸⁾ (bei welcher Form das auslautende *=n* wohl als ung. Lokativfall gelassen wurde).⁹⁾ Die Schreibform *Hewlyn* will um die Mitte

⁸⁾ Petrus de Heuly ist ein Beauftragter des Königs im Komitat Dedenburg; vgl. *Házi's Dedenburger Urkundenbuch* (Sopron szabad királyi város története) I/1,207.

⁹⁾ Auf diese Weise ist z. B. aus d. *Pötlinsdorf* (heute *Pöttlisdorf*) im Ung. *Potli* > *Pätli* geworden (vgl. *Čsánki* 3, 623).

des 14. Jhs. die Aussprache hōlin oder hōūlin wiedergeben. Und da das madj. lange ö letzten Endes meist auf die Lautverbindung eo oder eo + Konf. zurückgeht, so kann die deutsche Grundform von hōlin nur Hövlin gewesen sein. Und da das germ. f im Bayr. im allgemeinen nur bis um die Mitte des 13. Jhs. stimmhaft gesprochen wurde, so kann 1250 auch als oberer Termin der Uebnahme der Namensform Hövlin in das Madj. gelten. Als unteren Termin der Entlehnung können wir die Mitte des 12. Jhs. bezeichnen: die Vertretung des d. h= durch h= im Madj. wäre nämlich vor dieser Zeit noch kaum möglich gewesen, da das h im Madj. ursprünglich ein Spirant war, aus welchem erst in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. ein dem d. h entsprechender Hauchlaut hervorgegangen ist. Und bekanntlich eignet sich der Spirant zur Vertretung des h nicht.

Wenn wir diese Feststellung mit der aus der ung. Namensform Dr = l á m u s gewonnenen Bestimmung verknüpfen, so können wir mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß das Deutschtum in der Umgebung von Eisenstadt am Ende des 12. Jhs. angesiedelt wurde.

Hierfür lassen sich aber auch noch andere Beweisgründe anführen. Das germ. w war bekanntlich in altdeutscher Zeit ein u-artiger Laut; es ist also wenig wahrscheinlich, daß das germ. f seine Stimmhaftigkeit auch noch nach dem Uebergang des germ. w in einen bilabialen, stimmhaften Spiranten bewahrt hätte, da sonst das bilabiale w und das labiodentale v unzweifelhaft zusammengefallen wären, weil ja der Schallunterschied beider Laute nicht besonders groß ist.¹⁰⁾ Den Eintritt der spirantischen Aussprache des germ. w können wir mit Hilfe eines DR für unser Gebiet ziemlich genau bestimmen. In dem oben schon angeführten DR Warasdorf (Baranstorff 1207) < madj. Baran (so belegt schon um 1190) ist das ung. b= durch w= ersetzt worden, was natürlich nur bei spirantischer Aussprache des w möglich war (als früherer Ersatz für fremdes b diente im Bair. bekanntlich das labiodentale v). Hieraus folgt, daß auch die stimmhafte Aussprache des germ. f im nördlichen Burgenland, wo nämlich das germ. f mit dem germ. w inlautend auch heute nicht zusammengefallen ist, um 1200 schon aufgegeben war; die Madjaren müssen also

¹⁰⁾ In den Mundarten des mittleren und südlichen Burgenlandes erscheint das germ. f inlautend in der Tat sehr häufig als w; natürlich ist in dieser Stellung auch die stimmhafte Aussprache des germ. s bewahrt worden. S. Karner glaubt (Burgenl. Hbl. 2, 201), daß die ungarische Schule durch ihren madj. Sprachunterricht zur Aufbewahrung dieses alttertümlichen Lautzustandes wesentlich beigetragen habe. Das ist nur eine Illusion. Vor dem letzten Viertel des 19. Jhs. hat es nämlich einen madj. Sprachunterricht in den Volksschulen dieses Gebietes nirgends gegeben. Die Bewahrung dieser und anderer sprachlichen Alttertümlichkeiten im Heanz. kann einzig der isolierenden Wirkung der alten Staatsgrenze zugeschrieben werden.

die Namensform $\text{H}\ddot{\text{O}}\text{I}n < \text{d. H}\ddot{\text{o}}\text{vlin}$ schon vor 1200 übernommen haben.

Diese Folgerung kann aber auch noch durch eine weitere Namensform unterstützt werden. Höflein wird nämlich in einer Urkunde von 1324 auch als $\text{H}\ddot{\text{u}}\text{b}\text{l}\text{e}n$ erwähnt. Diese Form ist schon durch eine slaw. Zwischenstufe in die ung. Sprache aufgenommen worden. Charakteristisch für sie ist die Vertretung des germ. f des d. DN durch b . Bekanntlich war b in älterer Zeit in slaw. Sprachen der regelrechte Ersatz für labiodentales v .¹¹⁾ Ein solcher Lautersatz kann für das Ung. nicht in Betracht kommen, da das v im Ung. auch schon im Mittelalter labiodental gesprochen wurde (vgl. hierfür mhd. vierdinc, vierdunc > madj. verdung). Bemerkenswert für die $\text{H}\ddot{\text{u}}\text{b}\text{l}\text{e}n$ -Form ist auch die Vertretung des d. h durch h . In slaw. Sprachen war nämlich das h nicht vorhanden, so daß dem d. h in slawischen DN , die nämlich aus dem Deutschen entlehnt wurden, gewöhnlich Schwund dieses Lautes entspricht.¹²⁾ Nur nach dem Uebergang von $g > h$ in bestimmten slaw. Sprachen war in diesen die Vertretung des d. h durch h möglich. Dieser Wandel des $g > h$ ist sowohl im Alpenslow. als auch im Slowakischen und Tschechischen eingetreten. Für das Tschechische läßt sich dieser Wandel ziemlich genau datieren; er hat sich nämlich hier anscheinend in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. vollzogen.¹³⁾ Und wohl gleichzeitig mit dem Tschechischen ist der Uebergang von $g > h$ auch im Slowakischen vor sich gegangen; es läßt sich nämlich feststellen, daß dieser Wandel um die Mitte des 13. Jhs. auch schon im Slowakischen abgeschlossen war.¹⁴⁾

Nach meinen Untersuchungen bestand die vormadjarische, slawische Bevölkerung Westungarns im Norden dieses Gebietes bis zum Dedenburg-Forchtensteiner Bergland aus Slowaken; hoffentlich werde ich das noch in der nächsten Zukunft auch eingehender ausführen und begründen können.¹⁵⁾

¹¹⁾ Vgl. E. Schwarz, Die germ. Reibelaute s, f, ch im Deutschen, 1926, 49.

¹²⁾ Vgl. Schwarz, Reibelaute, 65.

¹³⁾ Vgl. Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, 1931, 296.

¹⁴⁾ Melich, János: Honfoglaláskori Magyarországnak (Ungarn in der Landnahmezeit), 1929, 163.

¹⁵⁾ Nicht nur für Höflein gab es in der Umgebung des ehemaligen Atrams Doppellehnformen im Madjarischen, sondern z. B. auch für ein westlich von Stinkenbrunn an der Veitha gelegenes, untergegangenes Dorf, das 1271 als Sebret h, 1309 als Sefred erwähnt wird (vgl. Csánki, 3, 628): die erste Namensform ist ein deutsch-slav.-madj., die zweite ein späterer, deutsch-madj. Reflex eines d. DN Sivridesdorf. Neben diesem Ort lag ein Dorf, das 1368 in der d. Ecken dorj-Form genannt wird (vgl. in der Zf. Századok, 1906, 22), ferner aber öfter in einer deutsch-slav.-madj. Form erwähnt wurde, und zwar zuerst 1223 als Ecu a (Fejér, Cod. dipl. III/1, 395), aus welcher Form dann im Ung. ganz regelrecht das mehrmals belegte Eka > Jka hervorgegangen ist (vgl. Csánki 3, 611).

Hiernach dürfte das Deutschtum im letzten Drittel des 12. Jhs. in der Umgebung von Eisenstadt angesiedelt worden sein.

2. Die genitivischen DN in der Umgebung von Dedenburg sind: *Wolfs=Balf* und *Holls*, der in mittelalterlichen Schriftstücken vorkommende Name des heutigen *Holling=Fertöboz*, und vielleicht auch *Wichs=Büfl*.

Die d. Namensform *Wolfs* taucht zuerst 1317 auf (vgl. *Házi* I/1, 30). Zwei ung. Reflexe dieses Namens sind uns aus lat. Urkunden bekannt: *Wolf* und *Bolf* > *Balf*.¹⁶⁾ Die *Bolf*-Form ist noch vor dem Wandel des *u* > *w* in der d. Mundart, die *Bolf*-Form dagegen erst nach dem Eintritt der bilabial-spirantischen Aussprache übernommen worden. — Der Ort hat seinen Namen natürlich nach einer Person erhalten, vielleicht nach dem Lokator.¹⁷⁾

Die *Holls*-Form¹⁸⁾ ist schon eine analogische Bildung. Die Grundlage des Namens ist nämlich mda. *hullv* ~ ahd. *holuntar*, und so ist *Boz*, der madj. Name des Ortes, entweder die Uebersetzung des d. Namens oder umgekehrt (madj. *boz*, *bodza* „Hollunder“). Die heutige *Holling*-Form ist aber nicht etwa durch Veränderung der Endung aus *Holls* hervorgegangen, sondern diejenige Endung ist in diesem DN durch: *=s* ersetzt worden, aus welcher durch eine andere Richtung der Entwicklung auch die heutige, analogische *=ing*-Endung des Namens hervorgegangen ist. Es muß also angenommen werden, daß dieser Name im Mittelalter in der Umgebung des Dorfes in zwei Formen gebräuchlich war, von welchen aber die genitivische Form später durch die *=ing*-Form verdrängt wurde; es kann also nur dem Zufall zugeschrieben werden, daß nur diejenige Namensform aus älterer Zeit belegt ist, die heute nicht mehr üblich ist. Der ursprüngliche Name mag ein Sammelname gewesen sein; denn in ahd. Zeit konnten aus Baumnamen mit Anfügung von *=ahi* Sammelnamen gebildet werden, welche Sammelnamen auch als DN anzutreffen sind, heute aber oft schon die Endung *=ing* aufweisen.¹⁹⁾ Diesbezüglich sei noch bemerkt, daß die

¹⁶⁾ Vgl. *Woolf* 1278, *Wolf* 1321, 1342 (nach *Esánki* 3 636) usw. und *Bolf* 1378 (*Házi* I/1, 178), *Bolph* 1429 (*Házi* I/2 399), *Balph* 1429) nach *Esánki*.

¹⁷⁾ Nach *Schwarz* „A nyugatmagyarországi német helységnevek“ (Die d. DN Westungarns), 1148 soll der Ort seinen d. Namen nach seinem Kirchenheiligen St. Wolfgang, dem angeblichen Erzieher der Königin Gisela bekommen haben. Das ist aber nur eine Märe: in *Wolfs* gab es im Mittelalter nur eine Frauenkirche, die in dem *Házi*'schen Quellenwerk unzähligemale erwähnt wird. Aber auch das ist eine Fabel, daß der älteste urkundliche Beleg für *Wolfs*: *Farkasd* 1199 sei. (*Schwarz* nach *Thirring*).

¹⁸⁾ Die Belegstellen für *Holls* sind die folgenden: *Halls* 1512 (*Házi* II/1, 384), *Holls* 1515 (*Házi* I/6, 309).

¹⁹⁾ Vgl. *Ernst Schwarz*, Die DN des östlichen Oberösterreich, 133.

älteste *madj.* Namensform, *Božnas* 1281 (vgl. *Čsánki* 3, 602) der angelegten *d.* Namensform in der Bedeutung vollkommen entspricht: *madj.* „reich an Holunder“.

Südlich von Dedenburg, schon nahe von Lukmannsburg, gibt es den *madj.* Ort *Wichs* (*Büff*), welcher Name vielleicht auch in die Reihe der *d.* genitivischen *DN* Westungarns gehört.²⁰⁾ In Böhmen und Mähren sind nämlich tschechische *DN* sehr häufig durch Hinzufügung der analogischen *s*-Endung eingedeutscht worden²¹⁾, und so kann auch in Westungarn mit dieser Art der Eindeutschung eines *madj.* *DN* gerechnet werden. Es besteht in unserem Falle jedoch auch die Möglichkeit, daß die Grundlage der *d.* Namensform *Wichs* eine nicht belegte ung. *Büffkü**s*-Form habe gewesen sein können.²²⁾ *Bikis* = *Büfüs* würde nämlich im Ung. die Bedeutung „reich an Buchen“ haben.

Jene Deutschen, von denen die genitivischen *DN* in der Umgebung von Dedenburg herrühren, sind wohl auch hier noch am Ende des 12. Jhs. angesiedelt worden, d. h. vor dem Wandel des *v* > *f* und des *u* > *w* im Deutschen, da sonst dem anlautenden *w*= in *Wolfs* in der älteren ungarischen Namensform nicht *v*= entsprechen könnte.

Diese Folgerung kann auch hier in den *DN*-Formen der Umgebung eine Bestätigung finden. Der *DN* *Harkau* (westlich von *Wolfs*) ist nämlich nach dem Wandel von *χ*= > *h*= im Ung., also frühestens in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. eingedeutscht worden (vgl. *madj.* *Harka* 1245 usw.²³⁾

Südlich von *Wolfs* und *Holling* liegt *Zinkendorf*: *Nagn-cent*, bei welchem Dorf sich im Mittelalter auch das untergegangene *Sussendorf* = *Susok* befand²⁴⁾. Für die *d.* Namensformen *Zinkendorf* (< ung. *Sink*) und *Sussendorf* (< ung. *šusuf*) ist besonders charakteristisch, daß in ihnen das fremde betonte *i* und *u* in der Stammsilbe der ung. *DN* undiphthongiert geblieben ist. Da sich die Diphthongierung im Banr. am

²⁰⁾ Vgl. *Wikis* 1392 (*Házi* II/1, 6).

²¹⁾ Vgl. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer, S. 171 ff.

²²⁾ Die ältesten Belege für *Büff*—*Wichs* sind die folgenden: *Büf* 1271, 1331, 1428 usw. (*Čsánki* 3, 601).

²³⁾ *Čsánki* 3, 609. — In dem *madj.* *DN* steckt entweder der alt*madj.* *PN* *Horka* oder slowak. *horka* < *gorka* „kleiner Berg“ (nach dem sog. *Harkauer* *Rogel*).

²⁴⁾ Die ältesten Belege für *Zinkendorf* sind: *Zinkend* (orf) 1355, (*Házi* I/1, 56), *Čzinkendorff* 1395 (*Házi* II/1, 10), 1451 (*Házi* I/3, 342), *Zinkendorf* 1465 (*Házi* I/5, 156, 159). — Die Belege für die *madj.* *Sink*-Form sind die folgenden: *Zynk* 1326, *Zenk* 1291, 1359 usw. (nach *Čsánki* 3, 604): *z* ist als *s* zu lesen. Der Wandel von *i* > *ö* kommt im Ung. sehr häufig vor. — Der ung. Name ist vermutlich von slaw. *Svink-ov* (zum *PN* *Svinŕo*) abzuleiten; für die Entsprechung von slaw. *sv* ~ ung. *sz* (d. h. *s*) vgl. die *madj.* *DN* *Šzinnthe*, *Šzinhér* (*BDNF*. 6, 109).

Ende des 11. Jahrhunderts auch schon in der Schrift bemerkbar macht, so wird sich dieser Lautwandel in bairischen Mundarten bis zur Mitte des 12. Jhs. schon überall vollzogen haben, die undiphthongierten Namensformen Zinkendorf und Sussendorf können also erst nach dem Abschluß dieses Lautwandels, also frühestens nach 1150 übernommen worden sein.

Zur Zeit der Ansiedlung jener Gruppe von deutschen Bauern, denen die genitivischen *DN* in der Umgebung Dedenburgs zuzuschreiben sind, bestand die Bevölkerung dieser Gegend überwiegend aus Madjaren und Slawen, wie das auch schon aus den angeführten Daten — die leicht zu vermehren wären — hervorgeht. Gewisse, wenn auch kümmerliche Reste einer älteren, deutschen Siedlergruppe scheinen aber in dieser Gegend in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. noch vorhanden gewesen zu sein. Am deutlichsten kann uns das der schon verschollene d. *FN* *Eika* bezeugen, wie nämlich im Mittelalter der heutige Spitalbach und Goldbach (madj. *Ikva*) benannt wurde.²⁶⁾ Der Name geht auf slaw. **Ikava* (> adj. *Ikva*) zurück und ist jedenfalls noch vor dem Eintritt der bairischen Diphthongierung entlehnt worden. Die Beweiskraft dieses Namens wird uns besonders deutlich, wenn wir ihn mit den Namensformen Zinkendorf, Wicks und Sussendorf vergleichen, in denen nämlich das betonte *i*, bzw. *u* der adj. Grundform schon undiphthongiert geblieben ist. Und weil es in der Umgebung Dedenburgs nach Zeugnis dieses *FN* auch eine ältere d. Bevölkerungsschicht gegeben haben muß, kann ich unter der Namensform *Eiche*, wie Wolfs oder ein Flurteil desselben in einer Urkunde von 1199 genannt wird,²⁷⁾ nur das d. Wort „Eiche“ verstehen.

Das nördlich von Wolfs gelegene Gebiet der „Dedenburger Weingärten“ wird in den Schriftstücken des Házischen Quellenwerkes unter dem Namen *Sauprunn* sehr häufig erwähnt.²⁸⁾ Die Lautgestalt dieses

²⁵⁾ Für die Namensform *Sussendorf* haben wir nur einen Beleg aus dem Jahre 1558 (Nagy, Sopronvármegye története, II, 647): predium Susk seu Sussendorf. Die ung. Namensform kommt öfter vor: villa Mogyor Susuk („Ung. S.“) 1245 (Gánti 3,629), Touthsuk für Toutsusuk („Slaw. S.“) 1245 (Nagy, a. a. O. I, 19); poss. Susuk 1326, 1344 (nach Gánti); Tothsusuk 1429 (Százados 1904, 249). — Der ung. *DN* *Susuf* stammt wahrscheinlich aus slaw. **Sušik* zu suchb „dürr“ (vgl. den kroat. *DN* *Sušif*). Für die Assimilation von ung. *s* — *š* > *š* — *š* vgl. das Dialektwort *susinka* (*s* = *š*) „Dürrobst“ tsch. *sušinka* „d. f.“.

²⁶⁾ Vgl. für die Belege dieser d. Namensform meine Ausführungen in der Zf. Neue Heimatblätter I. S. 2.

²⁷⁾ Vgl. *Házai okmánytár* II. 1.

²⁸⁾ Für die Lokalisierung dieses Namens ist besonders ein Testament von 1474 wichtig: „... im kleinen *Sauprunn* des nachperen sind *Wolfs halben*... und *Krewspach halben*...“ (*Házi* II/1, 121).

Namens wäre am Anfang des 11. Jhs. unzweifelhaft \bar{z} uprunn gewesen und meiner Ansicht nach haben wir in dieser ansehbaren Lautgestalt des ehemaligen Dedenburger Flurnamens die Ur- und Grundform des ung. Namens Sopron (= Dedenburg) vor uns. Im Altmadj. war nämlich der Laut \bar{z} noch nicht vorhanden und darum finden wir in der ältesten Schicht der aus dem Slaw. übernommenen, ung. DN \bar{s} als Vertretung des \bar{z} ; vgl. z. B. den DN Kenese (s = \bar{s}) < slaw. Kneža). Aber auch langes u hat es im Altmadj. nicht gegeben und so konnte dieser Laut in \bar{z} uprunn nur durch die entsprechende Kürze ersetzt werden, die sich dann regelrecht zu o entwickelte.²⁹⁾ Hiernach war also ursprünglich auch der d. Name Dedenburg nicht eine Art lucus a non lucendo; denn nach der vorgeschlagenen Etymologie der ung. Namensform scheint die alte d. Bevölkerung dieses Ortes nicht in der römischen Ruinenstadt, in der öden Burg, gewohnt zu haben.

Dieses ältere Deutschtum in der Umgebung Dedenburgs scheint um die Mitte des 12. Jhs. schon dem Erlöschen nahe gestanden zu haben. Durch die am Ende des 12. Jhs. zugezogenen, neuen d. Siedler konnte sich das Deutschtum hier nicht nur erhalten, sondern es scheint hier noch während der Arpadenzeit auch auf Kosten des Madjarentums bedeutend erstarkt zu sein.

3. Einen genitivischen DN können wir auch noch in der Gegend der unteren Pinta antreffen. Dieser ist Edliß. Der Ort taucht zuerst in der Stiftungsurkunde der ehemaligen Bernauer Abtei von 1221 auf: als Nachbarort von Hettfeheld, d. h. Oberbildein wird hier Edelin angeführt, unter welchem Namen nach den Angaben der Marktbeschreibung nur unser Edliß zu verstehen ist. Der Zusammenhang zwischen dem urkundlichen Edelin und dem d. Edliß ist meiner Ansicht nach derselbe, wie der zwischen ung. Wolf, Balf und d. Wolfs, d. h. im Ung. ist die s-Endung der anzusetzenden d. Namensform Edelins fallen gelassen worden.

Früher glaubte man, daß die d. DN auf =its nach Analogie von slaw. DN auf =ici gebildet worden seien. Diese Theorie ist von Ernst Schwarz etwas modifiziert worden; nach ihm sollen nämlich die d. DN auf =its, wie das auch aus Urkundenstellen deutlich hervorgeht, ursprünglich d. genitivische DN auf =[i]ns gewesen sein, deren Endung erst nach-

²⁹⁾ Die älteste Schreibform des Namens ist Suprun (vgl. Csánki 3, 595). Was bisher über den ung. DN Sopron geschrieben wurde, waren nur ganz abfurde Mutmaßungen von Dilettanten, die gar nicht verdienen, auch nur erwähnt zu werden. Ueber andere Fragen, die sich an diesen Namen knüpfen, wird der Leser in meiner beinahe druckfertig vorliegenden und hoffentlich in nächster Zukunft auch erscheinenden, größeren Untersuchung „Westungarn im Mittelalter“ noch eingehendere Ausführungen finden können.

träglich nach Analogie slaw. *Ō* auf =ici in =its umgebildet worden sei.³⁰⁾ Sonderbarerweise soll aber diese Analogie fremder *Ō* nur in solchen Fällen auf die Form der d. genitivischen Namen gewirkt haben, in welchen der d. Genitivendung ursprünglich ein =n vorangegangen war.³¹⁾ Eben deswegen kann uns auch dieser Erklärungsversuch nicht befriedigen. Nach meiner Ansicht ist die Entstehung der d. *Ō* auf =its einem rein phonetischen Vorgang zuzuschreiben. Bei der Bildung der Lautverbindung =ns kann nämlich der Verschuß des Nasenraumes sehr leicht vor der Auflösung des Mundraumverschlusses erfolgen, was äußerlich betrachtet, den Einschub eines t zwischen n und s zur Folge haben muß, d. h. es entsteht die Affricata ts. Diese Lauterscheinung kann natürlich in jeder Sprache vorkommen und sie ist z. B. für das Ung. durch *Ű*. *Sorger* an einer ganzen Reihe von Beispielen nachgewiesen worden: auch die oben gebrachte phonetische Erklärung dieser Erscheinung rührt eigentlich von ihm her.³²⁾ Auf diese Weise hat im Heanz. z. B. auch der *Ō* *Güns* die Lautung *kins* bekommen.

Der d. *PN* *Edelin* war im Mittelalter als *PN* auch in Ungarn üblich (vgl. z. B. den ung. *Ō* *Edelény*) und so könnte daran gedacht werden, daß hier die Deutschen einen vorgefundenen *madj.* *Ō*, mit der d. Genitivendung versehen, übernommen haben. Gegen diese allerdings mögliche Annahme spricht aber der Umstand, daß auch mehrere *madj.* *Ō* in der Umgebung von *Edlitz* deutschen Ursprungs sind. *Bornó* < d. *Bernaun* finden wir z. B. schon 1221 in dieser vorgeschrittenen Form

³⁰⁾ E. Schwarz, Die *Ō* der Sudetenländer als Geschichtsquelle, 183.

³¹⁾ Vgl. hierfür *Pürglitz* in Böhmen: *Burgelin* 1244, *Burgelins* 1267 (Schwarz, Sudetenländer 175).

³²⁾ Vgl. seine diesbezüglichen Ausführungen in der *Zs. Magyar Nyelv* 24, 271. — Früher glaubte ich, daß zwischen dem heutigen Namen des Ortes *Abdalóc* und der d. Namensform *Edlitz* ein Zusammenhang bestehen dürfte, und darum konstruierte ich für beide Namensformen als Grundform ein slaw. *Ōbidilovic* (vgl. *Uzb.* 9, 245). Es hat sich jedoch herausgestellt, daß *Abdalóc*, der ung. Name des Ortes auf ein kroat. *Abdalovci* zurückzuführen ist, das wiederum auf ein älteres ung. *Sabdafalu*, bezw. *Sabdafalva* „Sabbas Dorf“ zurückgeht. Letztere Namensform kommt in den Konfessionen des 16. Jhs., die mir aber früher nicht bekannt waren, häufig vor. Im Kroatischen gibt es bekanntlich kein h, und eben deswegen ist dieser Laut bei der Uebernahme des Namens durch die Kroaten geschwunden. — Nach *Elemér Schwarz* („A nyugatmagyarországi német helységnevek“ 89) sollen die Deutschen den *Ō* *Edlitz* von den Kroaten übernommen haben, und zwar sei aus der kroat. Namensform durch „Unterdrückung“ (?) des anlautenden h im Deutschen zuerst *abdalits* geworden, das sich durch **addelits* > *adlits* > *edlits* zu *ei'lits* (das ist die mundartliche Lautung des Namens) entwickelt habe. Das wäre ja eine wunderschöne „linguistische“ Konstruktion, nur hat Schwarz — wie das bei ihm sehr häufig der Fall ist — wiederum eine ganz elementare Tatsache der deutschen Lautgeschichte bei seiner Deutung außer Acht gelassen, daß nämlich der *ahd.* primäre Umlaut des a im *Nhd.* nicht mehr einzutreten pflegt.

als *Porno* aufgezeichnet.³³⁾ Der d. Name des Nachbarortes *Höll* ist später von den Ungarn fälschlich als *Pokolfa* „Höllendorf“ übersetzt worden. Auch das heutige Deutsch- und Kroat.-Schützen führt in der Bernauer Stiftungsurkunde den d. Namen *Perwolf*. Eben deswegen glaubte ich früher, daß sich hier an der Pinka ein Rest eines alten Deutschtums erhalten habe. Diese Annahme dürfte auch schon auf Grund der Etymologie des *DN Edliž* als unzutreffend bezeichnet werden: die Entstehung eines genitivischen *DN* kann nämlich nur durch die Namengebung einer eingewanderten d. Siedlergruppe erklärt werden. Als unterer Termin der Ansiedlung kann auch hier 1100 bezeichnet werden, um welche Zeit nämlich in Niederösterreich die genitivischen *DN* in Mode gekommen waren; den oberen Termin der Einwanderung dieser Siedlergruppe brauchen wir hier nicht aus *DN*-Formen mühsam zu erschließen: die deutsch-madjarischen Namensformen in der Urkunde von 1221 bezeugen uns nämlich deutlich, daß sich die Deutschen hier spätestens am Ende des 12. Jhs. schon angesiedelt haben. Hiermit stehen auch die Lautformen der entlehnten *DN* der Umgebung in Einklang. Von diesen will ich hier nur den *DN Schauka* (*šovge*) anführen (der Ort liegt nordwestlich von Pernau). Der Name geht auf ung. *Csejka* (< slaw. *PN Čajka*) zurück.³⁴⁾ Das *ei* (< *ai*) der ung. Namensform ist von den Deutschen noch als *ai* übernommen worden, denn es hat die normale Entwicklung des *ai* (< ahd. *ei*) in der Mundart zu *ov* mitgemacht. Die Vertretung der im Deutschen nicht vorhandenen Affricata *tš* (= *cs*) durch *sch* war aber erst in mhd. Zeit möglich; die Deutschen können also diesen Namen vor 1100/1150 nicht übernommen haben.

Der untere Termin der Ansiedlung scheint sich mit Hilfe der Namensform *Rodlingbach* (*rou'liŋpox*) wie ein auch bei *Edliž* vorbeischießender Nebenbach der Pinka heißt, auch etwas näher bestimmen zu lassen. Bei dieser Namensform ist das Fehlen des Umlautes in der Stammsilbe besonders auffallend: der Name kann also schon deswegen nicht die Eindeutschung eines slaw. *Rodnik* sein, wie das von *Steinhaus* angenommen wurde.³⁵⁾ Auch soll die angesetzte slaw. Namensform die eigenartige Bedeutung „fruchtbarer Graben“, „fruchtbar machender Graben“

³³⁾ Die Entwicklung der Lautfolge *ö — o > o — o* ist im Ung. ganz häufig. *Elemér Schwarz* glaubt dagegen, der Urkundenschreiber soll in Pernau ein gesprochenes *e* in der Stammsilbe als *o* von *ä*-Färbung gehört und deswegen diesen Laut mit *o* geschrieben haben. Das ist einfach Unsinn, wie auch die Annahme, daß die urkundliche *Parno*-Form die offene Aussprache des *e* in d. Namensform bezeugen sollte, welche absurde Annahme durch *Schwarz* auch noch zur Erklärung des *DN Parn Dorf* benützt wird. (Vgl. *Schwarz*, a. a. D. S. 204, 104). *Parno*, d. h. *parno* ist einfach die regelrechte Fortsetzung von *Pornó* im Ung.

³⁴⁾ Vgl. Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung, 45, 291.

gehabt haben. Einen Bachnamen von solcher Bedeutung gibt es jedoch weder bei Slawen, noch anderswo. Meiner Ansicht nach ist also dieser Name von *madj. Rodnok* oder *Rodnuĭ* herzuleiten, welche Namensform schon der *madj. Reflex* eines *slaw. RN Rudnik* (zu *ruda* „Erz“) sein könnte. Und letztere Form ist nicht eine Schreibtischkonstruktion, sondern ein häufig erscheinender *slaw. Bachname* in der Bedeutung „Rotbach“. Für die angeführte *ung. Form* ist der Wandel von *u > o* charakteristisch. Dieser Prozeß scheint sich in der *ung. Mundart* der *Pinkagegend* schon sehr früh abgespielt zu haben, wie das durch die Namensform *Monyorokerekw* in der Urkunde von 1221 bezeugt wird: das *o* in dem Wort *monyoró* „Haselnuß“ ist nämlich aus *u* hervorgegangen. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, daß sich dieser Uebergang des *u > o* schon in der ersten Hälfte des 12. Jhs. vollzogen habe (der Name *Sopron* wird z. B. zuerst 1361 mit *o* geschrieben). Die Deutschen dürften also den Namen *Rodlingbach* frühestens in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. übernommen haben, aber jedenfalls noch vor der *Diphthongierung* des *o > ou* in der Mundart, was sich vermutlich gleichzeitig mit der *Verdampfung* des *a* abgespielt haben wird, da sonst beide Laute zusammengefallen wären, was aber im *Heanzischen* nicht der Fall ist.

Mit dieser Zeitbestimmung scheint die Ansetzung einer *d. Edelins-*Form nicht im Einklang zu sein, da ja die *Diphthongierung* des *i* in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. schon abgeschlossen war, so daß vielleicht eher an ein *Edeleins* gedacht werden sollte, von welcher Form jedoch das *ung. Edelin* nicht herzuleiten wäre. Vermutlich ist aber das *i* in *nebentonigen Silben* später *diphthongiert* worden als in *hochtonigen Stammsilben*. Auch im *Ahd.* ist nur in solcher Stellung die *Diphthongierung* des *germ. ô* konsequent durchgedrungen, in *nebentonigen Silben* weisen die *Denkmäler* schon *Schwankungen* auf und in *unbetonten Silben* hat sich der *Diphthong* gar nicht durchgesetzt. Es kann also angenommen werden, daß sich die *Diphthongierung* des *i* in *nebentonigen Silben* in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. im *Bairischen* noch nicht durchgesetzt hat.

Nach dem Vorgebrachten war die *Urheimat* jener Deutschen, die in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. westlich von *Eisenstadt*, dann in der *Umgebung* von *Dedenburg* und an der unteren *Pinka* angesiedelt wurden, das *nordwestliche Niederösterreich* und zwar die *Gegend* an dem *Oberlauf* der *Thana* und der *Kamp*. Es ist also anzunehmen, daß der heutige *ui-Dialekt* in die betreffenden *Gegenden* von diesen *Siedlern* hereingebracht wurde. Diese drei Gruppen hätten allein wohl noch nicht genügt, um diesem *Dialekt* auf dem ganzen *heanzischen Sprachgebiet* zum *Durchbruch* zu helfen. Wahrscheinlich sind andere *Gegenden* *Westungarns* zu verschiedenen Zeiten auch

von solchen Deutschen besiedelt worden, deren ursprüngliche Heimat schon das nordöstliche Niederösterreich war. In den DN-Formen dieses Gebietes hat aber nur noch eine spätere Siedlerwelle deutliche Spuren hinterlassen, der nämlich die Verbreitung der analogischen =i n g=Namen auf unserem Gebiet zugeschrieben werden kann. Auch die Urheimat dieser Siedlergruppe wird das nordwestliche Niederösterreich gewesen sein, da dieser Namentyp im nordöstlichen Niederösterreich fast vollständig fehlt. Warum eben das nordwestliche Niederösterreich im Mittelalter gewissermaßen Ausbreitungs-herd des Deutschtums war, ist mir unbekannt. Diese Erscheinung mag vermutlich in den mir unbekanntem sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen jenes Gebietes ihre Erklärung finden.

Daß diese Deutschen in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. eben in Westungarn angesiedelt wurden, kann nicht etwa nur der grenznahen Lage dieses Gebietes zugeschrieben werden, sondern in erster Linie gewissen Umwälzungen, die sich hier um die Mitte des 12. Jhs. vollzogen hatten. Das Grenzödland wurde nämlich hier um diese Zeit aufgegeben und an Stelle des halbwüsten Königsbodens trat der Privatgrundbesitz, auch die Errichtung von Burgen nahm ihren Anfang (nach diesen hat eigentlich das an Oesterreich abgetretene Gebiet den Namen **Burgenland** erhalten). Das alles erforderte Siedler, und diese wurden dort angeworben, wo damals anscheinend ein Menschenüberfluß war, nämlich im nördlichen Niederösterreich. Daß deutsche Bauern von sich aus nach dem Osten vorgedrungen wären, wie das oft behauptet wird, ist eine ganz unwahrscheinliche Mutmaßung. Im Gegenteil: aus verschiedenen Anspielungen in Urkunden gewinnt man den Eindruck, daß die angesiedelten deutschen Bauern auch im Mittelalter durch Agenten mit Versprechungen zum Verlassen der heimatlichen Scholle bewogen wurden.

Stammeslieder deutscher Volksgruppen im Südosten.

Von Gottfried Fittbogen.

Die ältesten Gemeinschaftslieder sind, wenn man von den Kirchenliedern abieht, die Lieder, die aus dem Bewußtsein der staatlichen Zusammengehörigkeit hervorgegangen sind. Die ältesten Nationalhymnen sind — bezeichnenderweise — außerhalb Deutschlands entstanden: der „Wilhelmus von Nassouwe“ in Holland (schon 1581?), die englische Königshymne („God save the King“) 1743, die Marseillaise in Frankreich 1792. An der Spitze der deutschen Hymnen stehen die preußische („Heil Dir im Siegerkranz“) und die österreichische („Gott erhalte...“), die kurz nacheinander in den Jahren 1795 und 1797 entstanden.

Später haben auch kleinere Einheiten innerhalb eines größeren Ganzen ihr Gemeinschaftsbewußtsein poetisch ausgesprochen: Stämme, Volksgruppen, Landschaften. Die Lieder, in denen sie es taten, können wir Heimat-, Stammeslieder und — sofern in Volksteilen sich auch das Volkswußtsein ausprägen kann — Volkshymnen nennen. In diesen Liedern muß sich etwas von der Eigenart der Gemeinschaften, aus denen sie hervorgegangen sind, zu erkennen geben. Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir im Folgenden die Stammeslieder einiger südostdeutscher Volksgruppen betrachten, und zwar solcher, die vor dem Kriege sämtlich auf dem Boden Ungarns gelebt haben.

1. Siebenbürgen.

Das Lied „Siebenbürgen, Land des Segens“, das bald zur Volkshymne der Siebenbürger Sachsen wurde, ist in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden, jenen bewegten und fruchtbaren Jahren, die den Revolutionen in Deutschland wie in Siebenbürgen vorangingen.

Beider Revolutionen ist zu gedenken. Träger der ersten Revolution war das deutsche, Träger der zweiten das madjarische Volk. Beide Erhebungen wurden durch eine Steigerung des nationalen Gefühls vorbereitet, schärfer ausgeprägt bei den Madjaren, die sich gegen die Herrschaft eines auswärtigen Monarchen wandten, deutlich spürbar aber auch bei den Deutschen, die keinen fremden Herrscher zu beseitigen hatten, aber aus der politischen Zersplitterung nach Verbindung zu einem einheitlichen Reiche strebten. Dieser nationale Schwung nun ergriff auch die Siebenbürger Sachsen. Das ist — um dies von vornherein klarzustellen — der bedeutende Unterschied in der Haltung der Siebenbürger Sachsen und der ungarländischen Deutschen: die Verbindung der ungarländischen Deutschen mit dem geistigen Leben des Gesamtvolkes war damals nicht mehr so stark, daß die Welle des deutschen Empfindens auch die in Ungarn lebenden Deutschen ergriff, wohl aber ergriff sie die Deutschen in Siebenbürgen. So kam es, daß die ungarländischen Deutschen passiv blieben und keine der madjarischen Bewegung entsprechende deutsche Bewegung erlebten, daß in Siebenbürgen aber der madjarischen Bewegung eine deutsche Bewegung zur Seite trat. Die Passivität verurteilte die ungarländischen Deutschen dazu, mehr und mehr sich von der madjarischen Bewegung anziehen und ins Schlepptau nehmen zu lassen, während die Siebenbürger Deutschen auf eigenen Füßen standen. Dieser Aufschwung des deutschen Lebens in Siebenbürgen fand seinen dichterischen Ausdruck in dem Liederbuch der Siebenbürger Deutschen, das Friedrich Gelth inspirierte und herausgab (Band I vor der Revolution, 1847; Band II nach der Revolution, 1851).

In dieser Sammlung ist auch die Siebenbürgisch-Sächsische Volkshymne enthalten (I, 244), unter dem schlichten Titel „Siebenbürgisches Volkslied“; damit ist also der große Zusammenhang aufgewiesen, in den es gehört.

Da es aber nicht für dies Liederbuch gedichtet, sondern schon vorher entstanden ist, so müssen wir noch den individuellen Wurzeln seiner Entstehung nachgehen. Das Liederbuch als Ganzes ist ein Kampfbuch: ein Bekennen zu sich selbst jedem gegenüber, der die Grundlagen des sächsischen Daseins antasten will. Dies Volkslied selbst ist gegen niemand gerichtet: es bringt nicht das Sonderbewußtsein der Deutschen Siebenbürgens im Unterschied von den mitwohnenden Volksschaften zum Ausdruck; es spricht einfach die Liebe aus, die der Einwohner Siebenbürgens seinem Vaterland gegenüber empfindet — die Liebe, in der sich die Angehörigen aller Volksschaften, Deutsche, Madjaren, Rumänen zusammenfinden. Es ist also — mitten in dem Aufschwung des Volksbewußtseins — übervolklich empfunden.

Zwei Motive wirkten bei seiner Entstehung mit: eine bewußt irenische Absicht und eine unmittelbar dichterische Stimmung.

Mit dem ersten verhält es sich so: Leopold Maximilian Moltke (geboren 1819 in Küstrin), den Preußen, hatte das Leben der Siebenbürger Sachsen mächtig gepackt. Für ihn war es etwas Neues, ein Volk im Kampf um seine Sprache zu sehen. Das ergriff ihn. Kaum war er vier Wochen im Lande, so widmete er ihnen das erste Gedicht (An die Siebenbürger Sachsen: „Ja, seid und bleibt nur Sachsen“, entstanden am 18. Januar 1842), dem im Laufe der Jahre zahlreiche andere folgten. Alle waren, wie das ihrer Entstehung entsprach, auf den deutschen Ton gestimmt.

Da sprach zu Anfang des Jahres 1846, als er schon vier Jahre in Kronstadt lebte, mit den Menschen und mit dem Lande vertraut geworden war, auch bereits Anerkennung als Dichter gefunden hatte, angesehene Sachsen ihm gegenüber den Wunsch aus, er möge „ihnen doch ein siebenbürgisches Vaterlandslied dichten, welches nicht bloß der Sachse, sondern auch der Madjar, der Sekler, der Rumäne, kurz, jeder Siebenbürger mitsingen könnte, ohne seine Nationalität etwas zu vergeben“.¹⁾ Und tatsächlich entspricht das Lied, das dieser Anregung seine Entstehung verdankt, dieser Forderung: es enthält, wie wir gesehen haben, keinen Lobpreis des eigenen Volkes, kein Rühmen seiner Leistungen usw.; es ist vielmehr ein Lobpreis des Landes, das die Sachsen mit den anderen Völkern teilen — und ein Lobpreis, in den die anderen miteinstimmen können.

¹⁾ Moltke, Schutz- und Trutzlieder für die Siebenbürger Sachsen und das Deutschtum in Oesterreich. Leipzig 1882. Nachwort.

„Sieben-Bürgen“ heißt das Land: den sieben Burgen entsprechen sieben Strophen, jede hebt einen besonderen Vorzug des Landes hervor. Siebenbürgen ist, so beginnt die erste Strophe, von der Natur mit reichen Gaben gesegnet: mit Wäldern und Bergen, mit fruchtbaren Feldern, Weinbergen und Bergwerken. Alter Meeresboden, so fassen Strophe 2 und 3 die geschichtliche Entwicklung von Jahrtausenden zusammen, ist hier in fruchtbaren Erdboden umgewandelt, das Land birgt bedeutende geschichtliche Erinnerungen. So ist es geworden, was es in der Gegenwart ist, (Strophe 4—6): ein Land mannigfachen Klimas und vieler Völker; ein Land vieler Religionen; aber eben darum auch ein Land der Duldung und der Freiheit. Mit einem Wort (so schließt die letzte Strophe ab): es ist die „süße“ Heimat, der man als letzten Vorzug die stete Eintracht der Völker wünschen muß.

Aber außer dieser rationalen und irenischen Tendenz hat das Gedicht noch eine andere, tiefere Quelle: aus ihr stammt die Stimmung, die von diesem Gedicht ausgeht. Wir kennen sie aus dem Bericht eines Menschen, der in den Tagen seiner Entstehung Moltke nahestand. Lotte Tschurl, damals schon der Schule entwachsen, halb Kind, halb Jungfrau, hat später — als Frau Professor Lurz — dem Sohn des Dichters darüber Näheres mitgeteilt. Es ist nötig, ihren Bericht im vollen Wortlaut zu geben:²⁾

„Das war eine selige Zeit! Meine häuslichen Arbeiten verrichtete ich mit großem Eifer, um nur die freie Zeit bei ihm [Moltke], wenn er zu Hause war, oder überhaupt in seinem Zimmer zubringen zu können, denn da konnte ich ungestört lesen. Wie oft bekam ich Schelte, wenn ich als das älteste Kind — wir waren 14 Geschwister — in der Wirtschaft nötig war und erst geholt werden mußte.

Dann aber kam eine traurige Zeit: Moltke war mehrere Wochen krank. [Er litt an rheumatischen Schmerzen im rechten Arm, die ihn unfähig zum Schreiben machten und ans Zimmer fesselten]. Es war im Frühjahr, und ich sah ihn lange nicht. Als er genas, bezog er die Wohnung im höchstgelegenen Garten auf der Postwiese, im jetzigen Presbyterialgarten. Als mein Vater ihn dort besuchte, bat er diesen, er möchte doch erlauben, daß ich ihn dort besuche. Das nächste Mal nahm mein Vater mich mit, ließ mich dort und ging nach Hause. Es war das erstemal, daß ich dort oben stand, versunken in den Anblick der Berge und der herrlichen Felder. „Ist es bei Euch auch so schön?“ fragte ich. „Nicht wahr, so schön ist es nicht überall? Habt Ihr auch so große Berge und so viele Felder?“ „Kind“, antwortete er, „die Heimat ist einem jeden schön!“ Und als ich ihn wieder

²⁾ Siegfried Moltke, Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt v. 7. u. 10. Okt. 1896; mir durch die Freundlichkeit des Verfassers zugänglich gemacht.

befuchte und mich an dem herrlichen Anblick weidete, nahm er mich bei der Hand, wir setzten uns in das Gras und er nannte mir die fernliegenden Dörfer, die so wunderschön klar vor uns lagen. Er nannte mir die Namen der Gebirge und Berge — ich war in vollem Entzücken! „Nicht wahr, das ist ein schönes Heimatland?“ rief ich. Er sprach nichts, seine Augen schweiften in die Ferne, still saßen wir da. Ich traute mich, da er schwieg, nicht zu reden.

Aber als ich nach wenigen Tagen wiederkam, mit frischer Butter, Buttermilch und Blumen, kam er mir freudig entgegen, nahm mir die Sachen ab, führte mich an die Stelle, wo wir früher saßen, gab mir ein beschriebenes Papier in die Hand und sagte: „Nun sieh um Dich; so, nun lies mir dies vor.“ Ich las: es war das Siebenbürger Volkslied. So jung ich war, kann ich mich doch lebhaft an den Eindruck erinnern, den die Worte auf mich machten: „Mit dem Gürtel der Karpathen um das grüne Kleid der Saaten!“ „Das hast Du schön gemacht!“ rief ich und küßte ihm die Hand.“

So weit die jugendliche Leserin des Gedichts. Und ihre Erzählung wird, das ist besonders wichtig, ergänzt und bestätigt durch die Erinnerung des Dichters selbst. „Das Urteil des eben der Schule entwachsenen Kindes“, so berichtet der Sohn, „das ihm in seiner reizenden Unschuld gar ein angenehmer Gesellschafter in seiner stillen Einsamkeit war, das mit so rührender, kindlicher Liebe an ihm hing, war tief in seine Seele gedrungen und der schlichte Vortrag seines eigenen Liedes ist ihm bis zum Tode unvergeßlich geblieben.“

Hier oben auf der Höhe, in dem Frieden der Zurückgezogenheit, in der gesteigerten Empfänglichkeit nach eben überwundener (nicht gar zu schwerer) Krankheit, hier, im Angesicht des Landes, das zu seinen Füßen lag, erlebte er die Schönheit seiner neuen Heimat und in ihr die Schönheit ganz Siebenbürgens. Aus dieser gesammelten Stimmung heraus ist das Lied entstanden, ihr verdankt es seine poetische Kraft.

Siebenbürger Volkslied.

Siebenbürgen, Land des Sogens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft!

Siebenbürgen, Meeresboden
Einer längst verfloß'nen Flut!
Nun ein Meer von Aehrenwogen,
Dessen Ufer waldumzogen
An der Brust des Himmels ruht!

Siebenbürgen, Land der Trümmer
 Einer Vorzeit stark und groß;
 Deren tausendjähr'ge Spuren
 Ruhen noch in deiner Fluren
 Ungeschwächtem Aderschoß!

Siebenbürgen, grüne Wiege
 Einer bunten Völkerschar!
 Mit dem Klima aller Zonen,
 Mit dem Kranz von Nationen
 Um des Vaterlands Altar!

Siebenbürgen, grüner Tempel
 Mit der Berge hohem Chor,
 Wo der Andacht Huldigungen
 Steigen in so vielen Zungen
 Zu dem einen Gott empor!

Siebenbürgen, Land der Duldung,
 Jedes Glaubens sich'rer Hort!
 Mögst du bis zu fernen Tagen
 Als ein Herd der Freiheit ragen
 Und als Wehr dem freien Wort!

Siebenbürgen, süße Heimat,
 Unser teures Vaterland!
 Sei begrüßt in deiner Schöne,
 Und um alle deine Söhne
 Schlinge sich der Eintracht Band!

Das Lied hatte das Glück, mit einer Melodie zu verwachsen, die es schnell über ganz Siebenbürgen trug.

Moltke war selbst musikalisch (er gründete in Kronstadt einen Gesangsverein und komponierte auch einige seiner Lieder selbst) und stand in enger Fühlung mit dem bedeutendsten musikalischen Talent, das die Sachsen damals aufzuweisen hatten, mit dem Kronstädter Musikdirektor Johann Hedwig.³⁾ Hedwig hatte schon zwei Gedichte Moltkes in Musik gesetzt.⁴⁾

³⁾ Ueber ihn: Egon Hajek, Die Musik. Ihre Gestalten und Verkünder in Siebenbürgen einst und jetzt. Kronstadt 1927, S. 41—48.

⁴⁾ Sie sind sogar als Sonderausgaben erschienen: Festgesang zur feierlichen Einweihung der von Heinrich Maywald in der evgl. Pfarrkirche zu Neustadt neuerbauten Orgel. Gedichtet von Leopold Moltke, in Musik gesetzt von Johann Hedwig. Kronstadt 184? Nach Trausch IV, 297. —

Wir sind ein Volk aus deutschem Blut. Lied im Geist der Sieben-

Für das Siebenbürger Volkslied aber brauchte er keine Melodie zu schaffen. Er hatte nämlich ein Jahr zuvor, als die Dreihundertjahrfeier des Kaufhauses in Kronstadt festlich begangen wurde, ein Lied, das der Webermeister Georg Thomas ad hoc gedichtet hatte, komponiert. Das Lied hatte mit dem Festtage seine Schuldigkeit getan; die Melodie aber blieb. Wieder frei geworden, verband sie sich nun mit Moltkes Lied und verschmolz mit ihm zur Einheit.

Wenn es gelegentlich heißt, das „Siebenbürger Volkslied“ sei anfangs nach der Melodie des Liedes „An der Saale hellem Strande“ gesungen worden, so ist das ungenau.⁵⁾ Es ist — wie auch das Gedicht des Webermeisters Thomas — in seinem Versmaß gedichtet und dieses erfreute sich damals in Siebenbürgen großer Beliebtheit; im „Liederbuch der Siebenbürger Deutschen“ ist es, abgesehen von Moltkes „Volkslied“, nicht weniger als siebenmal benutzt; diese sieben Gedichte verwendeten Versmaß und Melodie des älteren Liedes. Moltkes Lied hätte also auch nach dieser Melodie gesungen werden können. Aber es ist kein Fall bekannt, wo das geschehen wäre.

Wir sind über Entstehung und Veröffentlichung des Liedes genau orientiert: es bleibt einfach keine Zeit übrig, wo sich eine andere Melodie zu ihm hätte gesellen können.

Gedichtet nämlich wurde das Lied am 26. Mai 1846 (nach den Angaben Moltkes) oder in der Nacht vom 27. zum 28. Mai (nach den Angaben des Sohnes). Kurz darauf hat Lotte Tschurl es gelesen und bereits am 1. Juni wurde es veröffentlicht (in Nr. 23 der Kronstädter „Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde“) zwar ohne den Namen des Verfassers, schlecht hin als „Siebenbürger Volkslied“, aber mit dem Zusatz „in eigener, von Johann Hedwig gesetzter Weise.“ Danach darf man annehmen,

bürger Sachsen, gedichtet von L. M. Moltke. In Musik gesetzt von Johann Hedwig. Kronstadt 1843; bei W. Remeth. Nach Trausch II. 93. 441. Vgl. Liederbuch der Siebenbürger Deutschen I. 83.

Bei einem dritten Gedicht, das Moltke selbst komponiert hatte, hat Hedwig immer hin äußerlich mitgewirkt; das „Arrangement für 4 Stimmen“ stammt von ihm. Von diesem Gedicht (Gruß an Deutschland: „Heil Dir, o Vaterland“) wird unten noch die Rede sein.

⁵⁾ Der Irrtum geht zurück auf Geltchs „Liederbuch der Siebenbürger Deutschen“ (I. 244); dort heißt es, Moltkes Lied sei zu singen nach der Weise: „Sieben Burgen laßt uns singen“ (einem Gedicht von Kossack, I, 74, dessen Melodie eben die Melodie von „An der Saale hellem Strande“ ist). — Die Melodie des Gedichts „An der Saale hellem Strande“ ist bekanntlich keine Originalmelodie. Sie gehörte ursprünglich zu dem Liede „Soldaten-Abschied“ (Heute scheid' ich, heute wander' ich) von M a l e r M ü l l e r (1776) und stammt von F e s c a.

daß Moltke das Lied gleich für die Hedwigsche Melodie gedichtet hat. Die Einheit von Text und Melodie ist also ursprünglich.

Auf den Flügeln dieser Melodie fand es dann schnelle Verbreitung.

In Kronstadt wurde das Honterusfest dieses Jahres (das Honterusfest ist bekanntlich keine angestammte sächsische Sitte, sondern erst ein Produkt der vierziger Jahre, die den Sinn für Volksfeste weckten; von Deutschland ging diese Bewegung aus und kam auch nach Siebenbürgen: am 30. Juli 1845 wurde das erste Honterusfest gefeiert) — in Kronstadt also wurde das Honterusfest des Jahres 1846 (15. Juli) benutzt, um dies Lied zu verbreiten. In dem Heft, das 12 Lieder zu diesem Jugend- und Volksfeste enthielt, war es an zweiter Stelle abgedruckt, es war von dem Stadtkantor Johann Hedwig selbst und anderen Lehrern der Schuljugend eingeübt und wurde beim Feste öffentlich gesungen. Im nächsten Jahre, beim dritten Honterusfest, wird es bereits als „beliebtes Volkslied“ begrüßt.⁶⁾ „Tief ergreifend und alles überwältigend war der Eindruck, als die ersten Zeilen dieses Liedes, aus der Mitte des Kreises, unter dem allgemeinen Jubel zuerst kaum hörbar, dann immer stärker und kräftiger erklangen, bis endlich das ganze Volk einstimmte und der mächtige Gesang von mehr als tausend Stimmen und das Tönen der begleitenden Trompeten und Hörner das ganze Honterustal erfüllte und an den Bergen widerhallte, und die Pöller dann und wann in diesen Jubelsang und Klang gewaltig hineindonnerten.“⁷⁾

Das war nur in Kronstadt. Aber schon vorher, noch nicht eine Woche nach der Veröffentlichung, war es auf der Versammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, die Pfingsten 1846 in Mühlbach stattfand, in „größerem Chore“ gesungen worden, offenbar von Kronstädtern veranlaßt. Damit war sein Sieg entschieden. Schnell wurde es wirkliches „Volkslied“.

Seiner Idee gemäß wurde es auch ins Madjarische und Rumänische übersetzt; aber bei den Madjaren und Rumänen hat es sich nicht durchgesetzt. Potentiell Volkslied aller Siebenbürger, ist es tatsächlich doch nur ein Volkslied der Deutschen Siebenbürgens geworden.

Seine Entstehung erklärt es, daß in ihm mit keiner Silbe das Volkstum der Sänger berührt wird. Aber es wäre ein verfehltes argumentum e silentio, wollte jemand aus diesem Nichterwähnen auf ein Fehlen des Volksbewußtseins schließen. In anderen Liedern spricht es sich sehr kräftig aus.

⁶⁾ Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde. 1847, Nr. 32.

⁷⁾ Ebenda, 1847, Nr. 35.

2. Zips.

Von den Deutschen Ungarns (als das Lied der Siebenbürger Sachsen entstand, war Siebenbürgen noch ein eigenes Kronland und gehörte nicht zu Ungarn) haben die Zipser Deutschen die ausgeprägteste Eigenart, daher auch das älteste Heimatlied.

Die Entstehung ihres Heimatliedes fußt in einer völlig anderen geistigen Situation.

Die Zipser Deutschen, zur selben Zeit wie die Siebenbürger Sachsen eingewandert, hatten ununterbrochen, abgesehen von der Verpfändung einiger Städte an Polen, dem Königreich Ungarn angehört. Während die Sachsen über drei Jahrhunderte — von 1526—1867 — mit Siebenbürgen eigene Wege gegangen waren, hatten jene ohne Unterbrechung ungarische Luft geatmet. Das war nicht ohne Wirkung geblieben.⁸⁾

Während die Sachsen im Jahre 1848 gegen die ungarische Erhebung zu den Waffen griffen, kämpften die Zipser Deutschen für ihren Sieg. Und auch als die Kämpfe um Sprache und Volkstum in Ungarn begannen, standen die Sachsen und die Zipser Deutschen in verschiedenen Fronten.

Die Siebenbürger Sachsen sahen sich seit der bedingungslosen Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn (1867), insbesondere nach der Zerschlagung des sächsischen Territoriums und der sächsischen Verwaltung (1876), mehr und mehr von der ungarischen Regierung angegriffen und in ihrer Eigenart bedroht. Ihre Nöte fanden bei den Binnendeutschen Beachtung. Denn — von Oesterreich ausgehend — war ein volksdeutsches Erwachen im Gange: die ersten Vereine, welche sich die Förderung des deutschen Volkstums zur Aufgabe stellten, entstanden. Der ältere, der Deutsche Schulverein mit dem Sitz in Wien, beschränkte seine Wirksamkeit grundsätzlich auf Oesterreich (1880); der zweite, ein Jahr später entstandene, der reichsdeutsche Allgemeine Deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland, mit dem Sitz in Berlin, sah es als seine Aufgabe an, ohne Ansehen der Staatszugehörigkeit überall da zu helfen, wo ein Teil des deutschen Volkes in Not war.

Die erste Arbeit aber dieses Vereins, so ergab es sich aus den Zeitverhältnissen, war, daß er für die Siebenbürger Sachsen und für die anderen Deutschen im eigentlichen Ungarn einzutreten hatte. Die Siebenbürger Sachsen nahmen die moralische Unterstützung der Volksgenossen gern an; im eigentlichen Ungarn aber verstand es die Regierung — als Meisterin der Taktik — einen Teil der ungarländischen Deutschen gegen den

⁸⁾ Vgl. meinen Aufsatz: Der Werdegang der Zipser Deutschen. Vergangenheit und Gegenwart. Oktober 1933.

Schulverein in Bewegung zu setzen und von ihnen Protestversammlungen gegen ihn veranstalten zu lassen. Konnte es einen geschickteren Schachzug geben, als wenn die ungarische Regierung ungarländische Deutsche selbst zu Kronzeugen gegen den Schulverein aufrief und sich von ihnen bescheinigen ließ, daß sie mit ihr zufrieden seien? Auch die Zipser Deutschen nahmen an dieser Aktion teil. Wieder standen die Zipser Deutschen und die Siebenbürger Sachsen in verschiedenen Fronten.

In dieser Situation rief ein Zipser auch die Poesie gegen den Schulverein zu Hilfe, der Käsmarker Professor und Direktor des evangelischen Lyzeums Friedrich Scholcz⁹⁾. Er verfaßte eine kleine Dichtung: „Studienfahrt zweier Schulvereinler aus Spree-Athen“ (Käsmark 1882). Formal ist sie ein merkwürdiges Produkt: episch, aber kein Epos; eine Reihe locker aneinandergereihter Reisebilder, eine poetische Bummelrei im Stil von Heine, der seine prosaischen „Reisebilder“ später im Wintermärchen „Deutschland“ in Versen fortsetzte. Bleibt Scholcz auch weit hinter seinem Vorbild zurück, sind auch die Bilder seiner „Studienfahrt“ nicht immer anschaulich und die Anspielungen nicht immer deutlich, so läßt sich doch die Hauptsache mit voller Klarheit erkennen: Scholcz läßt in seiner „Studienfahrt“ zwei Mitglieder des Schulvereins, noch dazu aus der Hauptstadt Preußens, in die Zips reisen; sie wollen hier beobachten, wie die Zipser Deutschen von den Madjaren unterdrückt werden: sie müssen aber zu ihrer Ueberraschung und Enttäuschung sehen, daß die Zipser Deutschen mit ihrem Lose vollständig zufrieden sind: ja, schließlich müssen sie selbst gestehen:

„Doch glänzend hat das Zipser Volk
Den leeren Wahn beseitigt,
Als ob's Magnarentum die Zips
Zum Untergang gezeitigt.“

Die Schulvereinler also sind glänzend bekehrt.

Besonderen Eindruck macht auf sie ein Lied, das die Zipser bei einem Festschmaus anstimmen und in dem sich ihr Selbstbewußtsein ausspricht (Seite 35); es hat keine Ueberschrift und lautet:

Der Gott, der uns're Väter einst
Nach Ungarland geleitet,
Der hat für uns und Kindes Kind
Das Heimatland bereitet!

⁹⁾ Friedrich Läm, Friedrich Scholcz, der Dichter. Zipser Heimat 1925. Nr. 6 und 1926 Nr. 1; und meinen Aufsatz: Die Dichtung der Zipser Deutschen. Karpathenland 1932, S. 10 f.

Das ist die schöne Zipser Markt,
 Bekränzt von den Karpathen!
 Dort oben grünt der schöne Wald,
 Im Tale reifen Saaten!

Wie lustig schallt das Feld, der Wald!
 Das ist ein fröhlich Singen!
 Die Gemse haust auf steilen Höh'n,
 Im Fluß Forellen springen!

Die Bächlein von den Halden klar
 Wie Silberstreifen fließen;
 Ein bunter Blumentepich liegt
 Auf saftiggrünen Wiesen!

Es ruht wie eines Riesendoms
 Des Himmels blauer Bogen
 Auf mächt'gen Pfeilern ringsumher
 Von Sonnengold umzogen!

Wie schön bist Du, o Zipserland,
 Mit Deinen Bergesriesen!
 Gepriesen sei der Gott, der's uns
 Zur Heimat angewiesen!

Göttliche Fügung war es, das ist der Sinn des Liedes, die unsere Väter einst — vor langen Jahrhunderten — nach Ungarn geleitet hat; sie hat ihnen hier die dauernde Heimat geschenkt, eine Heimat, ausgezeichnet durch ihre Schönheit, und mit den Gaben, die ihnen Felder und Wiesen liefern, wohl imstande, ihnen Nahrung zu geben. Die Zipser Heimat, eingebettet in das große Ungarn — mit Freude und Zufriedenheit bekennen sie es.

Der glückliche Ton des Liedes, „halb froh, halb ernst“, wurde von den Zipsern mit Jubel aufgenommen. Dies Bekenntnis entsprach ihrem Empfinden. Auch hier fand sich ein einheimischer Musiker, der das Lied komponierte: Wilhelm Wagner, der Organist der evangelischen Gemeinde in Leutschau (1885), und ein Chor, der es einübte: der evangelische Lehrerchor des Käsmarker Kreises. Mit dieser Melodie verbunden wurde es schnell zum „Zipser Volkslied“, zur Zipser Hymne. Und es blieb am Leben, während die „Studienfahrt zweier Schulvereiner“, in der es zum erstenmal ans Licht trat, längst vergessen ist.

Dies Lied ist zwar durch Abwehr veranlaßt; aber letzten Endes verdankt es sein Dasein doch nicht der Feindschaft (kein polemisches Wort ist in

ihm enthalten), sondern der Liebe. Daher konnte es werden, was es geworden ist. Der Anlaß zu seiner Entstehung ist gleichgültig.

Ueber das Versmaß des Liedes ist noch ein Wort zu sagen. Im Druck unterscheidet es sich nicht von der übrigen Dichtung. Sind also die epische und die lyrische Strophe hier identisch? — Es scheint so.

Seine gebrauchte eine vierzeilige Strophe mit abwechselnd vier- und dreiehebigen Versen: die Sentungen wurden verschieden ausgefüllt und eben dieser Wechsel in der Zahl der unbetonten Silben gab dem Vers eine große Geschmeidigkeit. Scholcz hatte nicht die Gewandtheit, seinem Vorbild auf dieser Bahn zu folgen: bei ihm vereinfacht sich — mit geringen Ausnahmen — der Vers zu regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung; also zum regelrechten Jambus. Bei dem Lied vollends war volle Regelmäßigkeit Zwang; der Klang von Heines lässigen Versen konnte ihm hier nicht als Vorbild dienen.

In der Komposition sind immer zwei Strophen zusammengefaßt; das gesungene Lied besteht in Wirklichkeit nicht mehr aus 6 Strophen zu je 4 Versen, sondern aus drei Strophen zu je 8 Versen.

Und zwar ist die verdoppelte Strophe nunmehr identisch geworden mit der Strophe von Ernst Moritz Arndts Lied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“. Und es ist sehr wohl möglich, daß dies Vorbild dem Dichter oder dem Komponisten bewußt oder unbewußt vorschwebte.¹⁰⁾

Nach dem Kriege und dem Uebergang Nordungarns an die Tschechoslowakei wurde eine Textänderung nötig. Das Bekenntnis zu Ungarn, wie es in der ersten Strophe ausgesprochen wird:

„Der Gott, der uns're Väter einst
Nach Ungarland geleitet
Der hat für uns und Kindes Kind
Das Heimatland bereitet“

war jetzt nicht mehr gut möglich; der Anfang heißt daher jetzt blasser:

„Der Gott, der uns're Väter einst
In dieses Land geleitet.“

Im übrigen ist das Lied unverändert geblieben. Nach wie vor wird es bei festlichen Zusammenkünften gesungen, ein Ausdruck der innigen Heimatliebe der Zipser Deutschen.

¹⁰⁾ Julius Gréb, Zipser Volkskunde. Kásmark 1932, S. 194. — Dort ist (auf S. 193) die Melodie des Liedes abgedruckt.

3. Ungarn.

Die Siebenbürger Sachsen und die Zipser Deutschen stammen beide schon aus dem Mittelalter. Sie hatten also Zeit, ihre Volksindividualität auszubilden. Die jüngeren deutschen Siedlungsgruppen, die ihre Entstehung erst der Einwanderung im 18. Jahrhundert verdanken, haben im alten Ungarn der Vorkriegszeit noch nicht das Gemeinschaftsbewußtsein entwickeln können, das die Voraussetzung zu einem Gemeinschaftslied ist. Erst der Zusammenbruch schuf hier Wandel.

Aus der Idee heraus dichtete bereits vor dem Krieg Adam Müller-Guttenbrunn ein Lied, das Volkshymne hätte sein können: das Banater Schwabenlied, das er in seinem Roman „Die Glocken der Heimat“ (1909) veröffentlichte (S. 146):

„Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind,“

mit dem Schluß:

„O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!“

Aber dies Lied eilte den Ereignissen voraus. Noch war kein Volk vorhanden, welches es hätte aufnehmen und singen können. Müller-Guttenbrunn zeigte seinen Stammesgenossen ein Ziel. Und als dann — nach dem Zusammenbruch — die Zeit ihrer Wiedergeburt gekommen war, da brauchten sie nicht erst lange zu suchen und sich anderweitig zu bemühen: eine Volkshymne der Banater Schwaben war schon da, sie brauchten das Lied Müller-Guttenbrunns nur zu übernehmen — wenn sie wollten.

Die übrigen ungarländischen Schwaben standen vor einem Vakuum: sie mußten sich ein neues Lied schaffen. Aber als nun auch bei ihnen die deutsche Bewegung einsetzte und das Gefühl der Zusammengehörigkeit untereinander sowie mit dem deutschen Gesamtvolk erwachte, da folgte diesem Gefühl sehr bald der Versuch, es auch dichterisch auszusprechen. In Ungarn ging die deutsche Bewegung — unter der Führung Jakob Bleners — ihren Weg. Und es dauerte nicht lange, so war auch ein Gemeinschaftslied für die ungarländischen Deutschen da: im Herbst 1922 entstand es und am 5. November 1922 wurde es zum erstenmal im „Sonntagsblatt“ gedruckt.¹¹⁾ Es lautet:

¹¹⁾ Vgl. Volksliederbuch für die Deutschen in Ungarn. Budapest 1928, Seite 16. Die Melodie ist von Thomas Thaller.

Das Schwabenlied.

Gott segne tausendmal dich, Ungarland!
 Du Heldenwall der Christenheit!
 Mit deutschem Herzen, treuer Schwabenhand
 Steh'n fest zu dir wir alle Zeit!

Fern her vom Rheine kam der fromme Ahn,
 Bracht' deutschen Fleiß und Schwabenbrauch;
 Durch Sumpf und Wildnis brach sein Mut sich Bahn,
 Gesegnet reich von Gottes Hauch.

Wo einst gestampft der Türkenpferde Huf,
 Im Kampfe floß das Ungarnblut:
 Da deutscher Schweiß und Schwabenarbeit schuf
 Der Aehre Gold, der Trauben Glut.

Dem Ahnenerbe bleib' der Enkel treu,
 Der Schwabenart, dem deutschen Wort;
 Treu auch in jeder Not, von Arglist frei,
 Dem Bruder Ungar immerfort!

Der Verfasser nannte sich B. Schwabe. Das ist ein Deckname. Dahinter steckt, das kann heute gesagt werden, kein geringerer als Jakob Bleyer selbst. Der Eifer um sein Volk, der ihn erfüllte, machte ihn auch zum Dichter und veranlaßte ihn, ihm auch die Volkshymne zu schenken.

Er hat darin beides ausgesprochen, was für den ungarländischen Deutschen wichtig ist: das Bewußtsein der deutschen Leistung auf ungarländischem Boden und das Bewußtsein der politischen Zusammengehörigkeit von Schwaben und Madjaren. Die Verbindung von deutschem Volksbewußtsein mit ungarischer Staatsgesinnung, auf der sein gesamtes Wirken beruht, hat er auch in diesem Liede seinen Stammesgenossen gepredigt.

Noch ein anderes Lied ist aus der deutschen Bewegung in Ungarn hervorgegangen; und zwar noch vor dem „Schwabenlied“. Bereits im November 1918 dichtete Ernst Imrich, ein Siebenbürger Sachse, der an der deutschen Bewegung in Ungarn regen Anteil nahm, ein Lied, das dem Volksbewußtsein der ungarländischen Deutschen Ausdruck gibt.

Dr. Ernst Imrich, der in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden ist (daher fügen wir einige Angaben über ihn ein), wurde als ältester Sohn einer sächsischen Pastorenfamilie 1878 in Marienburg bei Kronstadt geboren. Er studierte Jura; seit 1916 leitete er als Rechtsanwalt die Kanzlei des Reichstagsabgeordneten und Rechtsanwalts Dr. Carl Schmidt in

Budapest. 1918 wurde er Pressereferent der deutschen Gesandtschaft in Budapest. An der im Herbst 1918 einsetzenden deutschen Bewegung in Ungarn nahm er regen Anteil. Er war einer der Mitbegründer des „Deutschen Männerchors Budapest“, der sich bereits im Frühjahr 1919 während der Kommune zwanglos zusammenschloß. Am 21. Oktober 1919 wurde nach Imrichs zielbewußter Vorarbeit der „Deutsche Kulturbund für Ungarn“ gegründet, in dessen Leitung er eine führende Rolle inne hatte.

Schon am 29. November 1919 erschien als Wochenschrift für deutsches Volkstum und deutsche Kultur die „Deutsche Arbeit in Ungarn“; Imrich war ihr Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter. In diesem Blatt veröffentlichte er eine Reihe von Gedichten, darunter auch das Lied „Seid gegrüßt ihr deutschen Brüder“. In der zu Anfang 1921 gegründeten, von Vizestaatssekretär a. D. Dr. Peter Jekel geleiteten „Siebenbürgisch-Sächsischen Kanzlei“ beteiligte sich Imrich als Sekretär an der Organisationsarbeit, die dort in Verbindung mit dem ungarischen Flüchtlingsamt geleistet wurde. Am 14. August 1921 schied er aus dem Leben.

Sein Lied hat ihn überlebt. Es erhielt eine glückliche Melodie von Professor Ludwig Napoleon Hackl, dem damaligen Musikinspektor in Ruß, der 1918/19 im Auftrag des damaligen Unterrichtsministers Lovász bei der Verdeutschung der Schulen in Westungarn (dem jetzigen Burgenland) tatkräftig mitgeholfen hat. Zusammen mit dieser Melodie erschien das Lied als Flugblatt Nr. 1 des Deutschen Kulturbundes für Ungarn anfangs 1919 in vierstimmigem Satz gedruckt.

Der Friedensvertrag machte einige Änderungen im Wortlaut nötig. In der zweiten und dritten Strophe war (das ist die wichtigste Veränderung), den damaligen Verhältnissen entsprechend, von den fünf deutschen Gauen Ungarns die Rede, die im ungeteilten Ungarn eingerichtet werden sollten. Diese Strophen wurden dann später, als jener Plan nach der Abtretung des Burgenlandes an Oesterreich in der Versenkung verschwand, den tatsächlichen Verhältnissen angepaßt und von anderer Seite geändert. In dieser abgeänderten Form hat das Lied folgenden Wortlaut:

1. Seid gegrüßt, ihr deutschen Brüder,
Wachet auf, es ruft die Zeit,
Laßt uns rühmen, laßt uns grüßen
Unsres Volkes Einigkeit!
/: Wir sind eines Volkes Söhne;
Deutsche Sprache, deutsche Art,
Die die Väter hochgehalten,
Saben treu wir uns bewahrt. :/

2. Ob wir in der Batscha wohnen,
 In der Schwäbischen Türkei,
 Ob in Bakony, Schildgebirge,
 Unsere teure Heimat sei,
 /: Ob das Grenzgebiet im Westen,
 Ofner Bergland sei der Ort,
 Wollen niemals wir vergessen,
 Jenes schöne Dichterwort: :/
3. „Deiner Sprache, deiner Sitte,
 Deinen Toten bleibe treu,
 Steh in deines Volkes Mitte,
 Was sein Schicksal immer sei!
 /: Wie die Not auch droh und zwingt,
 Hier ist Kraft, sie zu bestehn;
 Trittst du aus dem heiligen Ringe,
 Wirst du ehrlos untergehn.“ /:
4. Das ist deutschen Mannes Glaube,
 Das ist deutscher Frauen Ehr,
 Das ist deutschen Kindes Zierde,
 Das ist deutschen Volkes Wehr, —
 /: Deutscher Treue Lied erklinge
 Rings im schönen Ungarland!
 Deutsches Volk, in Glück umschlinge
 Ewig dich der Eintracht Band! /:

Das Lied wurde im Rahmen des damals gegründeten Volksbildungsvereins in dessen Ortsgruppen auf dem Lande allgemein gesungen und ist auch heute noch neben dem Schwabenlied verbreitet.

Beide Lieder sind Glieder einer größeren Kette. Das Lied des Schwaben Jakob Bleher zeigt deutlich den Einfluß des Schwabenliedes von Adam Müller-Guttenbrunn. Da die Erweckung der ungarländischen Deutschen vom Banat ausging, ist das nur natürlich. Das Lied des Siebenbürger Sachsen Imrich zeigt den Einfluß eines sächsischen Dichters; ja, er zitiert dieses Gedicht sogar im vollen Wortlaut: es ist das Gedicht „Volkstreue“ von Michael Albert;¹²⁾ dies Gedicht ist die wesentliche poetische Substanz seines eigenen Liedes.

¹²⁾ Der Urtext weicht an folgenden Stellen vom heutigen Text ab:

Strophe I, 3, 4: Singt mit Urgewalt das neue
 Lied der deutschen Einigkeit!

So haben die ungarländischen Deutschen bereits zwei Lieder aufzuweisen, die ihrem volklichen Selbstbewußtsein Ausdruck geben. Auch andere Volksgruppen haben mehrere Lieder dieser Art. Bei den Siebenbürger Sachsen z. B. gesellen sich zu dem offiziellen „Volkslied“ die Lieder „Ich bin ein Sachs“ von F. Wilh. Seraphin und „Blau und rot“ von Ernst Kühlbrandt.

4. Banat und Satmar.

Die Banater Schwaben fanden, wie wir sahen, im Augenblick der Wiedergeburt bereits ein Lied vor, das ihre Volkshymne hätte sein können: das „Banater Schwabenlied“ von Adam Müller-Guttenbrunn. Es hatte auch bereits vor dem Kriege eine Komposition erhalten, 1911, von Adolf Kirchl, dem Ehrenchormeister des Wiener Schubertbundes. (Für eine Singstimme oder Unisono-Chor mit Begleitung des Klaviers. Opus 72. Wien=Leipzig, Verlag Adolf Robitschek). Die Schwaben Jugoslawiens haben es als Volkshymne akzeptiert.

Anders waren seine Schicksale im rumänischen Teil des Banats. Auch hier steht das Lied in hohen Ehren, besonders gern wird es von der akademischen Jugend gesungen. Aber wirklich volkstümlich ist es hier nicht geworden. Vielleicht steht eine gewisse Schwere seiner Verbreitung im Wege. (Die Polemik gegen den Madjaren, die jetzt gegenstandslos geworden ist, ließe sich unschwer durch Streichung von Strophe 4 und 5 ausschalten); Andererseits verlangt das Volksbewußtsein einen Ausdruck im Liede.

Strophe II und III wurden den neuen Grenzen entsprechend geändert und dabei in eine Strophe zusammengezogen; das Lied wurde also von 5 auf 4 Strophen verkürzt:

Strophe III: Ob wir in dem Westgau hausen,
 Wo vier Burgen ragen kühn,
 Ob wir auf der Heide drunten
 Unfre Ackerfurchen ziehn,
 Ob wir fördern hoch im Norden
 Schätze aus der Erde Schacht,
 Ob wir an der Donau halten
 Alte, treue deutsche Wacht,

Strophe IV: Ob in Bakonys grünen Wäldern,
 In der Schwäbischen Türkei,
 Ob im Land der Sieben Burgen
 Unfre süße Heimat sei:
 Brüder, Brüder sind wir alle,
 Denen traut das deutsche Wort,
 Und des Dichters heil'ge Mahnung
 Tön' uns laut im Herzen fort:

Strophe III der neuen (Strophe IV der alten) Fassung ist wörtliche Uebernahme des Spruches „Volkstreue“ von Michael Albert; vgl. dessen Gedichte, Hermannstadt 1893. Nur ist in Vers 5 Alberts: „Wie die Not auch dräng' und zwingt“ in „droh' und zwingt“ geändert.

So ist hier ein anderes Lied Volkshymne geworden, und zwar ein Lied, das auch bereits vorhanden war. Während des Krieges hatten die Schwaben häufig ein Lied gehört, das reichsdeutsche Soldaten bei ihnen sangen. Während des inneren Umschwunges mochte es ihnen ergehen, wie es in dem Liede heißt:

Mich reißt Begeisterung hin,
Daß ich ein Deutscher bin;

zugleich mochte sie ein Gefühl einer gewissen kulturellen Armut befallen. Das Lied, das unter dem Titel „Schwäbische Hymne“ bei ihnen Verbreitung fand, hat folgenden Wortlaut:

Schwäbische Hymne.

1. Heil dir, mein Heimatland!
Heil dir, du schönes Land!
Heil Ort um Ort!
Ewig zu Gottes Ehr
Zeuge was groß und hehr,
Rage von Fels zum Meer
Der Freiheit Hort!

2. Mich reißt Begeisterung hin,
Daß ich ein Deutscher bin
An Seel und Leib,
Daß, wenn auch Schmerzensmatt
Auf armer Lagerstatt,
Mich doch geboren hat
Ein deutsches Weib.

3. Ja, einen heil'gen Eid
Schwört, die ihr Deutsche seid,
Deutsch liebt und glaubt!
Handschlag darauf und Ruß:
Ewigen Bundesluß!
Ein Volk aus einem Guß!
Ein Herz, Ein Haupt!

Gesungen wird die Hymne nach der Melodie „Heil Dir im Siegerkranz“; literarisch gehört sie also in die Geschichte der unzähligen Abkömmlinge dieses Liedes, das selbst wieder die englische Königshymne „God save the King“ zur Voraussetzung hat.¹³⁾

¹³⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Heil dir im Siegerkranz“, Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Preussische Jahrbücher 1916, Bd. 166, S. 357—368.

So jung das Lied auf schwäbischen Boden ist, so hat es doch schon eine Geschichte; es hat eine Eroberung gemacht: die **Satmarer Schwaben**. Bei ihnen hatte die politische Bewegung mit besonderen Schwierigkeiten zu ringen. Wie sie auch sonst mit den Banater Schwaben Fühlung nahmen, so war es, als sich das Bedürfnis nach einem dichterischen Ausdruck des Volksbewußtseins einstellte, für sie das Gegebene, ihre schwäbische Hymne auch zu der ihrigen zu machen.

Im Jahre 1929 wurde das Lied durch die Organisation der **Satmarer Schwaben**, die „**Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft Satmar**“, zur offiziellen Volkshymne erhoben und am 1. Dezember 1929, bei der Einweihung des deutschen Schülerheimes in Groß-Karol, erklang sie zum ersten Male von den Lippen der schwäbischen Kinder.¹⁴⁾

Die Geschichte des Liedes bei den Schwaben selbst ist also nur kurz. Aber es hat eine Vorgeschichte. Woher stammt es? Wann ist es entstanden?

Die Antwort ist überraschend. Die jetzige Form ist nicht die ursprüngliche. Zugrunde liegt vielmehr ein umfangreiches Gedicht von acht Strophen, das im Lauf der Zeit in drei Strophen zusammengezogen wurde. Das ursprüngliche Gedicht ist verfaßt von **Max Moltke** — demselben Moltke, den wir bereits als Verfasser des „**Siebenbürger Volksliedes**“ kennen gelernt haben. In der Sammlung seiner „**Gedichte**“ (4. Auflage, Leipzig 1883, Verlag J. G. Fintel, S. 2—4) hat es folgenden Wortlaut:

Gruß an Deutschland.

Heil dir, o Vaterland!
 Heil dir, du deutsches Land,
 Von Ort zu Ort!
 Ewig aus deinem Schoß
 Zeuge, was hehr und groß!
 Rag' auch im Kriegsgetos
 Ein Friedenshort!

Heil dir, o Brüdervolk!
 Heil dir, du deutsches Volk,
 Von Herd zu Herd!
 Nimmer um Weltgewinn
 Gib deinen Biedersinn,
 Gib du die Treue hin,
 Die dich verklärt!

¹⁴⁾ Mitteilungen der deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft. Satmar 1929, Nr. 9/10.

Du aller Völker Stern,
 Des Weltteils Mark und Kern,
 Sein Herzblut du!
 Ströme in rascher Flut
 All deinen Heldenmut,
 All deine Freiheitsglut
 Ringshin ihm zu!

Du leuchtend Volk der Welt!
 Du Volk, so hochgestellt
 In Gottes Gunst!
 Frei von des Wahnes Haft,
 Siegreich durch Armes Kraft,
 Mächtig durch Wissenschaft,
 Blühend durch Kunst.

Mich reizt Begeißtung hin,
 Daß ich ein Deutscher bin
 An Seel' und Leib;
 Daß, wenn auch Schmerzensmatt
 Auf armer Lagerstatt,
 Einst mich geboren hat
 Ein deutsches Weib.

Ha! wie mich Stolz erfasst,
 Ha! wie vor Sangeshaft
 Das Wort mir fehlt,
 Daß ich ein deutscher Mann
 Deutschland gehöre an,
 Reden und singen kann
 Urdeutsch beseelt!

Lasset uns Deutsche sein,
 Ein großer Volksverein
 Für Pflicht und Recht!
 Hochhalten immerdar,
 Was gut und schön und wahr,
 Als freie Gotteschar
 Niemandes Knecht!

Ja, einen heil'gen Eid
 Schwört, die ihr Deutsche seid,
 Deutsch hofft und glaubt!
 Handschlag darauf und Kuß:
 Ewigen Bundeschluß!
 Ein Volk aus einem Guß!
 Ein Herz! Ein Haupt!

Entstanden ist das Gedicht zu Anfang der vierziger Jahre, 1842 oder 1843¹⁵⁾; veröffentlicht ist es zuerst in Nr. 79 der (Leipziger) Illustrierten Zeitung am 4. Januar 1845, und zwar zusammen mit einer eigenen Melodie, die Moltke selbst komponiert hatte.¹⁶⁾ Es hat hier nur sieben Strophen. Erst in der 4. Auflage hat es acht Strophen. Die letzte Strophe ist zu zwei Strophen erweitert und zwar so, daß jede der neuen Strophen die eine Hälfte der alten Strophe in sich aufgenommen hat.¹⁷⁾ Da nun die so entstandene achte Strophe als letzte Strophe der „schwäbischen Hymne“ wiederkehrt, so ergibt sich daraus, daß dieser die spätere achtstrophige Form des Gedichtes zugrundeliegt.

Wie das Gedicht aus acht Strophen in drei zusammengezogen wurde, welche Kreise das getan haben, ob seine Träger von Anfang an Soldaten gewesen sind — kurz, seine Geschichte vom Jahr 1883 an bis zum Weltkrieg ist uns einstweilen noch unbekannt. Das Wesentliche ist die innere Umwandlung des Gedichts: aus einem Gruß an Deutschland ist es zu dem Lied einer bestimmten deutschen Volksgruppe geworden. Einen ganz durchschlagenden Erfolg hat, scheint es, auch dies Lied bisher nicht gehabt. Vielleicht ist ihm eine gewisse Abstraktheit hinderlich.

So spiegelt sich in der Geschichte der Stammeslieder ein gut Teil der Geschichte der betreffenden Volksgruppen wieder. Gewiß ist, namentlich bei den jungen Siedlungsgruppen, noch nicht alles zum Abschluß, zu einer definitiven Form gekommen. Aber auch auf diesem Gebiete ist Leben und Bewegung vorhanden.

¹⁵⁾ In der 4. Auflage der Gedichte (1883) gibt Moltke als Entstehungsjahr 1843, in der 3. Auflage (von 1853) dagegen 1842 an. Da diese Auflage der Entstehungszeit näher steht, dürfte sie vielleicht die richtigere Erinnerung bewahren.

¹⁶⁾ Gruß an Deutschland. Text und Melodie von Leopold Moltke. Arrangement für 4 Stimmen von Johann Ludwig.

¹⁷⁾ Strophe 7: Vers 1—3 alt, 4—7 neu; Strophe 8, Vers 1—3 neu, 4—7 alt.

Zur Geschichte des burgenländischen Schulwesens.

Von Ernst Löger.

1. Das deutschwestungarische Schulwesen bis zum Anschluß an Oesterreich.

Soll die Entwicklung des burgenländischen Schulwesens verstanden werden, darf sich die Darstellung nicht auf das heutige Burgenland beschränken; denn durch den Frieden von St. Germain kam Westungarn nur mit seinem bäuerlichen Kernland ohne die städtischen und kulturellen Mittelpunkte zu Oesterreich. Einen beherrschenden städtischen Mittelpunkt hat das deutschwestungarische Siedlungsgebiet wegen seiner großen Längserstreckung von Nord nach Süd nie gehabt. Dedenburg hätte diese Stellung im Burgenland einnehmen können, wenn diese Stadt nicht Oesterreich verloren gegangen wäre. Der kulturelle Einfluß der Städte Preßburg und Dedenburg blieb auf den nördlichen Siedlungsraum beschränkt, andere, im heutigen Burgenland liegende Kleinstädte und Märkte, wie Eisenstadt, Rust, Neusiedl a. S., Pinkafeld, Rechnitz u. a. sind Orte mit Weinbürgern, zahlreichen Handwerkern und örtlichem Marktverkehr ohne größere kulturelle Formkraft. Das westungarische Deutschumsgebiet bildete nie eine politische Einheit; dagegen kann man wohl von einer im Volkstum und den gleichen sozialen und kulturellen Lebensformen begründeten Gemeinsamkeit sprechen, wenn sie auch nie empfunden wurde und nie organisatorisch zum Ausdruck kam. Stets bestanden enge Kultur- und Wirtschaftsbeziehungen mit dem angrenzenden Oesterreich, vielfach auch mit dem Deutschen Reich, bis die ungarische Regierung in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts bewußt die Wirtschaft in das Landesinnere abzulenken versuchte und durch die Madjarisierung die Aufsaugung der Deutschen Westungarns anbahnte.

Seit jeher waren die westungarischen Gebiete die kulturell höchststehenden Altungarns. Naturgemäß besaßen die Städte ein entwickelteres Schulwesen als die bäuerlichen Gebiete, Schulen der geistlichen Orden und Stadtschulen, doch bestanden schon im 14. und 15. Jahrhundert¹⁾ in den größeren Pfarrorten Schulen. Mit dem Eindringen des Humanismus und der Reformation brach für das Schulwesen eine neue Zeit an. Wenn die Grundherrn und Städte evangelische Prediger beriefen, so fehlte auch in Westungarn in ihrem Gefolge nie ein Schulmeister. Die Städte bauten das vorhandene Schulwesen aus, viele Landgemeinden erhielten erst in dieser Zeit, in der mehr als vier Fünftel der Bevölkerung evangelisch wurden, ihre erste Schule. Die Volksbildung hatte sogar die unteren Volksschichten erfaßt. Die evangelischen Lehrer waren für ihren Beruf durchwegs gut vorgebildet

¹⁾ T. Vanyó, A katolikus restauráció Nyugatmagyarországon. (Die katholische Restauration in Westungarn). Martinsberg, 1928.

und oft benützten sie ihn nur als Ausgangspunkt zum Aufstieg in eine sozial höhere Schichte.²⁾

Die Gegenreformation fügte dem blühenden evangelischen Schulwesen schweren Schaden zu, besonders in dem Jahrzehnt von 1671—81. Der Reichstag von Dedenburg 1681 brachte den Evangelischen zwar eine Erleichterung ihrer Lage, jedoch wurde dort eine Schulordnung beschlossen, die die Anzahl der protestantischen Schulen stark beschränkte. Unter Josef I. und Karl VI. getroffene gesetzliche Maßnahmen hinderten den Aufstieg des protestantischen Schulwesens, besonders eine Bestimmung der „Carolina resolutio“. Diese erlaubte den Evangelischen nur ein niederes Schulwesen und knüpfte die Errichtung höherer Schulen an eine königliche Genehmigung, die schwer zu erlangen war.³⁾ Es dauerte 100 Jahre, bis sich das protestantische Schulwesen frei entfalten konnte.

Die siegreich vordringende Gegenreformation suchte bald das katholische Schulwesen neu aufzubauen, vorerst in den Städten, wo Jesuiten und andere Orden Schulen errichteten, etwas später auch in fast allen Pfarrorten. Allerdings war der Schulbesuch nicht so allgemein wie zur Zeit der Reformation. Vom Bezirke Mattersburg, der in der Mitte des westungarischen Deutschiumsgebietes liegt, sind die Schulverhältnisse im 18. Jahrhundert genauer untersucht. Eine Verallgemeinerung ist wohl zulässig, da dieser Bezirk im allgemeinen dem Durchschnitt des ganzen Gebietes entspricht. Hier gab es 1651 in fast allen Pfarrorten Schulen, vereinzelt auch in anderen Orten. Die Kinder erhielten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, in einigen Schulen sogar in Latein. Die Unterrichtssprache war an deutschen Schulen deutsch. Die Errichtung und Erhaltung der Schulen oblag den Gemeinden, doch befanden sich die Schulhäuser meist in schlechtem Zustand. Manche Gemeinden hatten überhaupt keine Schule und der Lehrer mußte im Gemeindehause unterrichten. Die Schulmeister besaßen in der Regel eine gute Vorbildung, manche Hochschulbildung. Sie waren in deutschen Gemeinden durchwegs Deutsche und stammen merkwürdigerweise alle aus Wien, Steiermark, Bayern und Schwaben. Der Zusammenhang mit dem Gesamtvolke war zu dieser Zeit und noch lange hernach voll gewahrt. Häufig wechselten sie ihren Dienort. Der Schulmeister war zugleich Organist, Mesner und besorgte nebenbei noch die Schreivarbeiten der Gemeinde. Der Pfarrer war sein Vorgesetzter, der ihn aufnehmen und entlassen konnte. Seine Bezüge bestanden aus dem Nutzgenuß der Schülader, den

²⁾ E. Löger, Heimatkunde des Bezirkes Mattersburg im Burgenland. Wien, 1931. S. 123.

³⁾ P. Günther und B. S. Zimmermann, Schulgeschichte. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums, herausgegeben von R. Petersen und D. Scheel. 1. Bd., Breslau, 1934. S. 698.

Einkünften vom Patronatsherrn, den geringen Geldleistungen der Schüler, den Stolagebühren und Naturaleinkünften, wie Getreide, Wein, Kraut u. a. Nur in den Städten war das Einkommen gut, in den Landgemeinden aber recht bescheiden. Nicht in allen Orten wurden die Bezüge pünktlich und gern ausgefolgt. Die Lehrerwohnungen waren durchwegs schlecht; in vielen Gemeinden gab es überhaupt keine Dienstwohnung.⁴⁾

Die Grundlage des ungarischen katholischen Schulwesens wurde durch die Schulordnung (Ratio Educationis) der Kaiserin Maria Theresia 1777 geschaffen. Sie bestimmt unter anderem, daß die deutsche Sprache bereits in der Volksschule von jedem Kinde zu erlernen sei, damit sie sich zur Landessprache auswachse.⁵⁾ Die neue Lehrart, die mit dem Namen des Abtes Felbiger verknüpft ist, wurde in den westungarischen Schulen im Jahre 1780 eingeführt. Zu ihrer Erlernung besuchten alle Lehrer einen Kurs in Raab.⁶⁾ Kaiser Josef II. setzte den Schulaufbau fort und erhob das Deutsche trotz des heftigen Widerstands der Madjaren zur allgemeinen Unterrichtssprache in allen Schulen des Landes. Zwar erklärte der Preßburger Reichstag 1790—91 nach dem Tode des Kaisers den Unterricht in madjarischer Sprache für verbindlich, doch unterblieb die Durchführung des Gesetzes infolge des uneinheitlichen Schulwesens; denn die Gutsherren, die Städte, die Gemeinden und die Religionsgemeinschaften hatten Sonderrechte, die sie auch in ihren Schulen geltend machten.⁷⁾ Gleichgerichtete Versuche der einzelnen Komitate in den folgenden Jahrzehnten hatten nicht viel mehr Erfolg.⁸⁾

Während das evangelische Schulwesen fast vollständige Selbständigkeit besaß, lag das katholische größtenteils in den Händen der damaligen Regierungsgewalt und die von ihr erlassenen Schulgesetze hatten nur für die katholischen Schulen Geltung. Als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, übernahmen andere Orden deren Schulen und führten sie im Geiste des damals herrschenden aufgeklärten Absolutismus. Die Schulordnung Maria Theresias wurde 1795 und 1806 zeitgemäß verbessert und ergänzt. Die Bestimmungen vom Jahre 1806 blieben bis 1845 in Kraft. In diesem Jahre erließ der königlich ungarische Statthaltereirat eine Normalverordnung, „Systema scholarum“, die die Schulgesetze neuerlich ausgestaltete.⁹⁾

4) E. Löger, a. a. D. S. 125.

5) F. Günther und B. H. Zimmermann, a. a. D. S. 699.

6) E. Löger, a. a. D., S. 165.

7) J. Rath, Vom deutschen Schulwesen. In: Deutsches Vaterland, Wien, 2. Jhg. 1920. (Festschrift Burgenland), S. 76.

8) E. Löger, a. a. D. S. 166.

9) E. Löger, Ein Beitrag zur Geschichte des ungarischen Schulwesens. In: Burgenländische Lehrerzeitung, Okt. 1926.

Das Schulwesen der Evangelischen regelte der Gesetzartikel 26 vom Jahre 1791. Nach diesem Gesetze hatten alle nichtkatholischen Kirchen Selbstverwaltung und das Recht, überall im Lande Schulen zu errichten und Lehrer anzustellen, wenn die Gläubigen die Kosten tragen, ihre Religionsbücher in Druck zu geben, das Schulvermögen selbst zu verwalten, kurz ihr Schulwesen selbständig einzurichten und zu leiten. Ihr Schulwesen war der gesetzgebenden Gewalt entzogen und das vorbehaltene oberste Aufsichtsrecht des Königs war eine bloße Formsache.¹⁰⁾ Eine wertvolle Ausgestaltung erfuhr das evangelische Schulwesen durch die Gründung der evangelischen Lehrerbildungsanstalten in Oberschützen (1845) und in Dedenburg (1857). Die Evangelische Lehrerbildungsanstalt und das Evangelische Gymnasium in Oberschützen, einem kleinen Orte im südlichen Burgenland, verdanken ihre Gründung dem evangelischen Pfarrer Gottlieb August Wimmer. Seine weitreichenden Verbindungen mit protestantischen Kreisen des Auslandes und die Hilfe Friedrich Wilhelms IV. von Preußen ermöglichten die Gründung. Aus dem Lehrerseminar ging der Lehrernachwuchs hinaus in alle deutsch-evangelischen Gebiete Ungarns, zuerst als deutschfühlende Lehrer, nach erfolgter Madjarisierung deutschsprechend, wenn schon nicht deutsch fühlend.¹¹⁾

Das Revolutionsjahr 1848 brachte den Entwurf zu einem modernen Schulgesetz, das aber vom Magnatenhaus abgelehnt wurde und keine Gesetzeskraft erlangte. Nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes wurde die ungarische Verfassung aufgehoben und das Land von österreichischen Beamten verwaltet. Bis zum Ausgleich mit Ungarn unterstand das ungarische Schulwesen praktisch dem österreichischen Unterrichtsministerium und österreichische Schulbücher waren eingeführt. Die österreichische Schulverwaltung änderte nichts am Aufbau des Schulwesens, sicherte dem Staat nur einen bedeutend größeren Einfluß auf Einrichtung, Gestaltung und Führung des öffentlichen und privaten Unterrichtswesens als ehedem. Das österreichische Unterrichtsministerium führte seit 1850 wesentliche Reformen durch, regelte u. a. die Aufbringung des Schulaufwandes und die Bezahlung der Lehrer an Volksschulen.¹²⁾

Im Jahre 1867 kam der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zustande und brachte Ungarn u. a. wieder das Gesetzgebungsrecht. Schon im nächsten Jahre schuf der Unterrichtsminister Baron Eötvös ein Volksschulgesetz (Gesetzartikel 38 und 44 vom Jahre 1868), das die Ansprüche der

¹⁰⁾ E. Löger, a. a. D.

¹¹⁾ B. S. Zimmermann mit Beiträgen von D. Nüll und B. v. Fukánszky, Geschichte der evangelischen Kirche. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, 1. Bd. S. 698.

¹²⁾ E. Löger, Ein Beitrag a. a. D.

Religionsgemeinschaften weitgehendst berücksichtigte,¹³⁾ im Gegensatz zu Oesterreich, das sein Schulwesen 1869 (Reichsvolksschulgesetz) in einheitlichem, für den Staat vorteilhaftem Sinne regelte. Das ungarische Schulgesetz vom Jahre 1868 setzte eine sechsjährige Schulpflicht fest, verbürgte den Minderheiten ihre kulturellen Rechte, sicherte ihnen ihr Volksschulwesen und mittlere Schulen dort, wo sie in größeren Mengen geschlossen leben. Leider wurden diese schönen Bestimmungen, besonders in späterer Zeit, nicht angewandt. Nach diesem Schulgesetz — es ist heute noch mit gewissen Aenderungen im Burgenland in Geltung — gab es Staats-, Gemeinde-, konfessionelle und Privatschulen von der Volksschule bis zur Mittelschule. Die Staats-, Gemeinde- und Privatschulen unterstanden unmittelbar der Aufsicht und Leitung des königlich ungarischen Ministeriums für Kultus und Unterricht. Die Leitung der konfessionellen Schulen lag in den Händen der Religionsgemeinschaften; der Staat hatte aber die oberste und unmittelbare Aufsicht. Die Errichtung und Erhaltung der Schulen war demgemäß Sache des Staates, der Gemeinde, der Religionsgemeinschaften, privater Vereinigungen, Personen u. a. Alle Schulgattungen waren einander gleichgeordnet, Staats- und Gemeindeschulen Simultanschulen. Die Religionsgemeinschaften hatten nach § 11 außer Errichtung und Erhaltung der Schulen das Recht, die Lehrer und Professoren selbst zu wählen und zu entlohnen, mit Einhaltung einiger gesetzlicher Bestimmungen, den Lehrplan und die Schulbücher selbst zu bestimmen und die Glaubensgenossen zur Beitragsleistung heranzuziehen.¹⁴⁾

Es gab drei Arten von Volksschulen: die Elementar-, die höhere Volksschule und die Bürgerschule. Ebensovienig wie das Schulwesen war die Entlohnung der Lehrkräfte einheitlich geregelt. Das Gehalt wurde nach den Ortsverhältnissen durch die Schulkommission (Schulstuhl) bestimmt und war zum Teil so niedrig, daß oft Lehrstellen unbesezt bleiben mußten. Eine Regelung der unhaltbaren Besoldungsverhältnisse erfolgte 1893. Das Gesetz sah für alle Lehrer ein Gehaltsminimum vor, Alterszulagen nach fünf Jahren u. a.¹⁵⁾

Ganz unbefriedigend war die Altersversorgung. Erst ganz arbeitsunfähig gewordene Lehrkräfte durften in den Ruhestand treten. Sie erhielten Unterstützungen aus einer vom Unterrichtsministerium verwalteten Unterstützungskasse, ebenso Witwen und Waisen. Erst 1875 wurde ein Pensionsgesetz geschaffen, das den Lehrern einen gesetzlichen Anspruch auf Ruhegenuß sicherte. Die Novelle zu diesem Gesetz (1892) setzt die Dienstzeit mit 40 Jahren fest.¹⁶⁾

¹³⁾ E. Löger, a. a. D.

¹⁴⁾ Ebenda.

¹⁵⁾ Ebenda.

¹⁶⁾ E. Löger, a. a. D.

Wie eingangs erwähnt, waren die Schulverhältnisse in Westungarn immer bedeutend besser als im übrigen Ungarn und das deutsche Schulwesen stand vor der Madjarisierung kaum hinter dem im angrenzenden Niederösterreich und Steiermark zurück. Trotz aller Mängel hätte das Schulgesetz den Bestand der deutschen Schulen in Ungarn gesichert und der deutschen Volksgruppe die nötigen Bildungsmöglichkeiten geboten.

All das änderte sich mit der nun einsetzenden Madjarisierung. Schon der im Jahre 1877 erschienene Lehrplan für Volksschulen stellte die Forderung auf, jedes Kind müsse seine Gedanken klar und richtig in seiner Muttersprache und in der madjarischen Sprache ausdrücken können. Zwei Jahre später erfolgte durch den Gesetzartikel 18 die verbindliche Einführung der madjarischen Sprache. Viele Lehrer an rein deutschen Schulen beherrschten die madjarische Sprache gar nicht oder nur sehr mangelhaft und mußten vorzeitig in den Ruhestand treten, österreichische Dienste nehmen oder einen vier bis sechs Wochen dauernden Sprachkurs besuchen. Daß man in ein paar Wochen eine Sprache nicht erlernen kann, ist wohl klar. Diese Maßnahmen wirkten sich hauptsächlich bei Staats- und Gemeindeschulen aus. Bei den konfessionellen Schulen vollzog sich die Madjarisierung viel langsamer, da die Kirchengemeinschaften Sonderrechte genossen und die Lehrer dem unmittelbaren Machtbereich des Staates zum größten Teile entzogen waren.¹⁷⁾ Seit 1882 konnte niemand mehr ein Lehrbefähigungszeugnis erhalten, der nicht die madjarische Sprache in Wort und Schrift beherrschte und in dieser Sprache zu unterrichten imstande war.¹⁸⁾

Am frühesten wirkten sich die Madjarisierungsbestrebungen bei den Bürger- und Mittelschulen aus. Bald waren sie ganz madjarisch geworden. Außer den siebenbürgisch-sächsischen deutschen Mittelschulen gab es in ganz Ungarn keine mehr.¹⁹⁾ Aus den madjarischen Schulen gingen nur mehr Schüler hervor, die die Gedanken des ungarischen Nationalstaates in sich aufgenommen hatten und diese später zu verwirklichen suchten. Seit den achtziger Jahren wurden in den Städten und Bezirksvororten Bürgerschulen errichtet, deren Bestimmung es war, Madjarisierungsanstalten zu sein.²⁰⁾ Dem gleichen Zwecke dienten die Staatsvolkschulen, die hauptsächlich in den nichtmadjarischen Grenzgebieten errichtet wurden. Allein zur vollständigen Durchsetzung des Landes mit Staatsvolkschulen fehlten die Mittel, außerdem sprachen gewichtige Gründe politischer Art dafür, die Religionsgemeinschaften im Besitze der eigenen Schulen zu lassen.²¹⁾

¹⁷⁾ J. Rath, a. a. D. S. 77.

¹⁸⁾ D. Brunner, S. Kunnert und E. S. Zimmermann, Das deutsche Bürgertum. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. S. 695.

¹⁹⁾ J. Rath, a. a. D. S. 78.

²⁰⁾ P. Günther und E. S. Zimmermann, a. a. D. S. 700.

²¹⁾ E. Löger, a. a. D. S. 22.

Die deutschen Mittelschichten kamen der Madjarisierung entgegen. Sie selbst lernten eifrig madjarisch und schickten ihre Kinder in madjarische Ortschaften in den „Tausch“, damit sie dort die Staatssprache erlernten. Diese aus den rein madjarischen Mittel- und Hochschulen hervorgegangene Intelligenz war ihrem Volkstum entfremdet, die deutsche Kulturwelt war ihnen nicht zum Erlebnis geworden. Seit den neunziger Jahren mußten die Deutschen den Aufstieg in geistige Berufe mit der Aufgabe des deutschen Volkstums, vielfach auch des Namens, erkaufen. Die Umgangssprache in so manchen deutschen Familien wurde nach und nach das Madjarische und es bildete sich oft ein merkwürdiger zwischenvölklicher Zustand heraus. Der deutsche Charakter der westungarischen Städte schwand immer mehr.²²⁾ Die Erhaltung des Deutschtums in Westungarn ist den Bauern zu verdanken. Sie bildeten die tragende Schicht des deutschen Volkstums, sie bewahrten ihre Mundart, ihr Brauchtum und das poetische und musikalische Volksgut und duldeten nur widerwillig den Zwang.

Einen größeren Einfluß auf das konfessionelle Schulwesen sicherte sich der ungarische Staat im Jahre 1893 (Gesetzartikel 26) durch die Regelung der Bezüge der nichtstaatlichen Lehrer. Er bot den Kirchengemeinschaften unter der Bedingung Subventionen an, daß er gegen eine staatsfeindliche Einstellung der Lehrer einschreiten könne, worunter die Mißachtung der Madjarisierungsvorschriften zu verstehen ist. Immerhin wurde deutsch noch wenigstens in einigen Wochenstunden unterrichtet.²³⁾ Nachstehende Uebersicht zeigt den Verfall des deutschen Schulwesens in Ungarn.²⁴⁾

Jahr	rein deutsche Schulen	gemischtsprachige Schulen
1869	1232	849
1885	701	1051
1890	657	987
1905	272	317

Von den 272 rein deutschen Schulen waren 254 Schulen siebenbürgisch-sächsisch.

Das bekannte Schulgesetz des Kultusministers Apponyi vom Jahre 1907 (Gesetzartikel 27 § 18) vernichtete das deutsche Schulwesen völlig. Es sicherte wohl den konfessionellen Schulen Staatsunterstützung, machte jedoch den Gebrauch der deutschen Sprache dadurch fast unmöglich, daß es bestimmte, die madjarische Sprache sei in allen Schulen in dem Ausmaße zu

²²⁾ D. Brunner, H. Kunnert und B. H. Zimmermann, a. a. D. S. 695.

²³⁾ J. Rath, a. a. D. S. 77.

²⁴⁾ Ebenda, S. 78.

lehren, daß die Kinder nach Beendigung des 4. Schuljahres ihre Gedanken mündlich und schriftlich ausdrücken können. Gegen Lehrer, die das vorgeschriebene Ziel nicht erreichen, könne der Minister eine Disziplinaruntersuchung einleiten. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Lehrer immer mehr Wochenstunden für das Eindrillen des Madjarischen verwendeten, bis der Unterricht schließlich rein madjarisch erteilt wurde. Man setzte sogar Belohnungen von 200—300 Kronen für Lehrer aus, die besonders gute Unterrichtserfolge im Madjarischen aufzuweisen hatten. Außerdem durften nur mehr in Ungarn erzeugte Lehrmittel und Bücher verwendet werden. Dadurch wurden die bisher vielfach benützten österreichischen Schulbücher ausgeschaltet und durch minderwertige, in Ungarn erzeugte, ersetzt.²⁵⁾

Die Unterrichtserfolge der madjarisierten Schulen waren naturgemäß äußerst dürftig. Außer etwas madjarischer Sprachfertigkeit und wenig oberflächlichem Wissen konnte diese Schule nicht viel mehr bieten, da für das Eindrillen des Madjarischen die meiste Zeit verwendet werden mußte. Das Schulwesen hatte einen bedauernswerten Tiefstand erreicht, die Schüler beherrschten weder das Madjarische noch das Deutsche. Die Lehrerschaft fühlte sich zumeist der madjarischen Intelligenzschicht mehr verbunden als ihrem Volke. Die Eltern standen dieser Schule mit Mißtrauen gegenüber, das sich vielfach bis zur Schulfreundlichkeit steigerte.²⁶⁾

Da kam der Weltkrieg und der Zusammenbruch. Der Krieg hatte die westungarischen Deutschen mit Angehörigen aller deutschen Stämme zusammengeführt; eine Ahnung von der Größe der ihnen bisher verschlossenen deutschen Kulturwelt stieg in ihnen auf, es kam das Besinnen auf ihr Volkstum und daraus entstand der heiße Wunsch, an Deutschösterreich angeschlossen zu werden.

Nach dem Umsturz bildete sich in Deutschwestungarn der Deutsche Volksrat als Vertretung der deutschen Volkstumsbelange im Rahmen des ungarischen Staates. Viele Schulen führten sogleich die deutsche Unterrichtssprache ein, die Staatschulen auf eine Drahtung des deutschen Ministers Blener.²⁷⁾ Jedoch zu einem geordneten deutschen Schulwesen fehlte alles. Während der Räteherrschaft in Ungarn errichteten die Räte in Oedenburg eine deutsche Kultursektion für Westungarn. Alles, was diese für das Schulwesen erreichen konnte, war die Abhaltung eines vierwöchigen deutschen Lehrerferialkurfes, den 80—90 Lehrer besuchten.²⁸⁾

²⁵⁾ Ebenda, S. 78.

²⁶⁾ E. Löger, a. a. D. S. 195.

²⁷⁾ Ebenda, S. 172.

²⁸⁾ J. Rath, a. a. D. S. 79.

Nach dem Sturz der Räteherrschaft suchte der ungarische Staat das Schulwesen der Minderheiten neu zu ordnen (Verordnung 209 494, 1919), insbesondere gewährte er den Unterricht in der Muttersprache in bescheidenem Ausmaße. Der Gewinn für die deutschen Schulen wäre nicht allzugroß gewesen, genau gesehen nur ein Zurückgleiten auf die vorletzte Stufe der Madjarisierung. Nur das blieb von der unter dem Drucke der Revolution oft versprochenen kulturellen Selbständigkeit übrig.²⁹⁾

2. Die österreichische Schulverwaltung bis 1933.

Angleichung an das österreichische Schulwesen.

Das oben näher beschriebene Schulwesen fand Oesterreich vor, als das Burgenland zu seinem Mutterland heimgefunden hatte. Die österreichische Schulverwaltung und Schulaufsicht sah sich nun vor eine schwere Aufgabe gestellt, die umsomehr erschwert war, als bei der Uebernahme des Landes keinerlei amtliche Unterlagen vorhanden waren und alle Voraussetzungen zu einer Angleichung an das hochentwickelte österreichische Schulwesen erst geschaffen werden mußten. Im Laufe der Jahre gelang es, ein im deutschen und österreichischen Geiste geführtes Schulwesen aufzubauen. In rechtlicher Hinsicht blieb es aber bei einer Halbheit: Das österreichische Reichsvolksschulgesetz wurde nicht eingeführt, die ungarischen Schulgesetze blieben weiter in Kraft. Sie waren nur in einer mangelhaften Uebersetzung vorhanden, was die Arbeit der Schulverwaltung nicht erleichterte. Die Schulgebäude und Lehrzimmer entsprachen in vielen Fällen nicht den Anforderungen, die Zahl und Größe der Klassenzimmer war unzureichend, die Lehrmittelzimmer fast ohne Bestände und nur wenige Schulen verfügten über deutsche Büchereien. Als Folgeerscheinung der vorhergegangenen Umsturzeit (Revolution 1918, Räteherrschaft, Gegenrevolution, Bandenkämpfe) wurde die österreichische Verwaltung mit Anzeigen gegen Lehrer überschwemmt und die Uebernahme der Lehrkräfte in den österreichischen Schuldienst war deshalb keine leichte Aufgabe. Es gelang jedoch, über diese Schwierigkeiten ohne allzu große Reibungen hinwegzukommen. Der Hundertsatz der Lehrer, die wegen österreichfeindlicher Betätigung oder Unkenntnis des Deutschen enthoben werden mußten, ist recht gering. Die endgültig übernommenen Lehrer, die ihre Befähigung in ungarischen Lehrerbildungsanstalten erworben hatten und keinen Nachweis für die „Befähigung zum Unterrichte an deutschsprachigen Schulen“ erbringen konnten, mußten sich einer Deutschprüfung unterziehen. Auch hier ging die österreichische Verwaltung rücksichtsvoll vor, so daß alle Lehrkräfte die Prüfung bestanden.^{30) 31)}

²⁹⁾ Ebenda, S. 80.

³⁰⁾ E. Löger, a. a. D. S. 194.

³¹⁾ A. Parr, Das Burgenländische Volksschulwesen im ersten Jahrzehnt der Zugehörigkeit zu Oesterreich. Wien, 1931. S. 38.

Die erste Maßnahme der österreichischen Schulaufsicht war die sofortige gesetzliche Einführung der deutschen Unterrichtssprache, zur lebhaften Genugtung der burgenländischen Bevölkerung. Den kroatischen und madjarischen Minderheiten wurden im Sinne der zwischenstaatlichen Bestimmungen über den Minderheitenschutz alle ihnen zustehenden Rechte eingeräumt. Selbstverständlich wird die deutsche Staats- und Amtssprache in den Minderheitenschulen im Ausmaße von wenigstens 5 Wochenstunden gelehrt.³²⁾

Die Beibehaltung des sofort eingeführten österreichischen Lehrplans vom Jahre 1920 erwies sich nach einiger Zeit als undurchführbar, da die burgenländische Lehrerschaft über das Wesen und die Ziele der österreichischen Schulreformbewegung sich vielfach nicht im klaren war. Deshalb wurde ein Uebergangslehrplan für die burgenländischen Volksschulen geschaffen. Er blieb so lange in Verwendung, bis die Einführung der österreichischen Lehrpläne möglich war.³³⁾

Ferner erwies es sich als notwendig, einen Teil der Lehrmittel, die dem Madjarisierungsgedanken und der ungarischen Staatsidee dienten, auszuschalten und im Laufe der Zeit die Bestände aufzufüllen und zu vermehren. Es ist viel geschehen, doch bleibt noch viel zu tun übrig. Der Deutsche Schulverein Südmärk hat getreu seiner Aufgabe viel getan und vielen Schulen Lehrmittel gespendet.³⁴⁾

Mit der Einführung der deutschen Unterrichtssprache ergab sich die Notwendigkeit, deutsche Schulbücher und Karten einzuführen. Zuerst mußte man sich mit Schulbüchern behelfen, die auf altösterreichische Verhältnisse zugeschnitten waren. In der Folgezeit wurden alle nötigen Schulbücher und Karten geschaffen, um den Forderungen des Lehrplans nach Bodenständigkeit des Unterrichts gerecht zu werden. Das erste zweiteilige Lesebuch³⁵⁾ erschien 1923, das jetzt noch in Verwendung stehende³⁶⁾ dreiteilige 1929 und 1930. Die zu Beginn eingeführte Wandkarte des Burgenlandes wurde 1927 durch eine neue³⁷⁾ ersetzt. Ein Jahr vorher erschien eine vierteilige

³²⁾ Ebenda. S. 7.

³³⁾ Ebenda, S. 25.

³⁴⁾ Ebenda, S. 16.

³⁵⁾ A. Parr und K. Lustig, Deutsches Lesebuch für die Volksschulen des Burgenlandes. Wien, 1923.

³⁶⁾ Lesebuch für die burgenländischen Volksschulen, herausgegeben vom burgenländischen Lesebuchauschuß unter der Leitung des Landes Schulinspektors A. Parr, Wien, 1929 und 1930.

³⁷⁾ Wandkarte des Burgenlandes, bearbeitet von A. Parr und E. Löger, Wien, 1927.

Burgenlandkarte³⁸⁾ für die Hand der Schüler und 1931 eine Handkarte der Bezirke Eisenstadt und Mattersburg.³⁹⁾

Lehrer- und Schülerbüchereien bestanden zur Zeit des Anschlusses nur aus madjarischen Werken; deutsche Lehrer- und Schülerbüchereien mußten erst geschaffen werden. Auch hier sprang der Deutsche Schulverein Südmärk hilfreich ein.⁴⁰⁾

Ein weiterer Schritt zur Angleichung an österreichische Schulverhältnisse geschah mit der Einführung der achtjährigen Schulpflicht. In Ungarn bestand eine sechsjährige Alltagschulpflicht und eine daran anschließende dreijährige Wiederholungschulpflicht. Die sogenannte Wiederholungs- oder Sonntagschule mit fünfstündigem Wochenunterricht im Winter und dreistündigem im Sommer wurde von den Kindern nur sehr unregelmäßig besucht und ihre Erfolge waren fast Null. Da regelte der burgenländische Landtag mit dem Gesetze vom 12. Juli 1923 die Schulpflicht.⁴¹⁾ Darnach beginnt die Schulpflicht mit dem vollendeten sechsten und endet mit dem vollendeten 14. Lebensjahr. Im Jahre 1929 wurde dieses Gesetz abgeändert und bestimmt, daß die Schulpflicht acht volle Jahre dauert, der Austritt eines Schulkindes mitten im Schuljahre also nicht mehr möglich ist.⁴²⁾

Durch die Einführung der achtjährigen Schulpflicht waren natürlich viele Schulen zu klein geworden und mußten erweitert, viele Klassen neu errichtet werden. Die burgenländische Bevölkerung brachte die Einsicht und den Willen auf, das nachzuholen, was ihr die Fremdherrschaft vorenthalten hatte. Bis zum Jahr 1934 wurden zum Teil aus Landesmitteln, zum Teil mit namhafter Unterstützung der Landesregierung 27 Volksschulgebäude neu errichtet, (darunter die vom Deutschen Schulverein Südmärk errichtete Josef Handnschule für die deutsche Bevölkerung von Oberpullendorf), 25 Volksschulen durch Zubauten erweitert, außerdem viele größere Umgestaltungen vorgenommen, wie aus der weiter unten angeführten Erhöhung der Klassenzahl hervorgeht.⁴³⁾ Bei der Angliederung des Landes gab es 690 Klassen, 1935 dagegen 847, also eine Erhöhung um 157 Klassen.⁴⁴⁾ Noch deutlicher zeigt sich der Aufschwung in der Umwandlung von nieder organisierten Schulen in höher organisierte.

³⁸⁾ Burgenland, Landschaft, Wirtschaft, Bewohner von A. Parr, F. Bodo und E. Löger, Wien, 1926.

³⁹⁾ Physische und Wirtschaftskarte der Bezirke Eisenstadt und Mattersburg von E. Löger, Wien, 1931.

⁴⁰⁾ A. Parr, a. a. O., S. 21.

⁴¹⁾ Landesgesetzblatt für das Burgenland (L. G. Bl.) Stück 43, Jhg. 1923.

⁴²⁾ L. G. Bl. 11, 1929.

⁴³⁾ Statistik bei der Schulabteilung der burgenländischen Landeshauptmannschaft.

⁴⁴⁾ R. Dechant, Schulwesen. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums. 1. Band, S. 927.

Organisation der Schulen 1921 und 1933.⁴⁵⁾

Jahr	Schulen			
	einklassig	zweiklassig	drei- und mehrklassig	insgesamt
1921	172	119	74	365
1933	147	105	115	367

Mit der äußeren Angleichung an die österreichische Schule ging die Schulung der Lehrerschaft Hand in Hand. Anfangs stand die ungarisch erzogene Lehrerschaft der im Jahre 1918 in Oesterreich zum Durchbruch gelangten Schulreformbewegung fremd gegenüber. Es galt nun, die Lehrerschaft in die Gedankengänge der Schulerneuerung einzuführen. Das geschah durch zahlreiche Kurse und Vorträge über die Schulreform, Wesen und Bedeutung der Arbeitsschule, neuzeitliches Schulturnen, weibliche Handarbeit u. v. a., besonders aber durch die Einführung der Lehrerarbeitsgemeinschaften. Es gab anfangs 33 Arbeitsgemeinschaften, die allmonatlich, vielfach unter der Leitung der Bezirksschulinspektoren, zusammentraten und in Hunderten von Vorträgen alle Fragen der Lehrpläne, der Arbeits- und Konzentrationspläne u. a. erörterten und in fast ebensovielen Lehrproben die Lehrerschaft mit den Forderungen eines neuzeitlichen Unterrichtes vertraut machten.⁴⁶⁾ Trotz der damals recht ungünstigen Wegverhältnisse kam die Lehrerschaft zu den Tagungen, brachte persönliche Opfer, um ihren Anteil am Schulneubau zu leisten. Vielen ungarisch erzogenen Lehrern erschloß sich hier zum erstenmal die deutsche Kulturwelt und sie fanden innerlich heim zu ihrem Volk. Es wurde eine Unsumme von Arbeit geleistet, die sich in der Schularbeit günstig auswirkte. Später wurden die Arbeitsgemeinschaften seltener abgehalten, aber auch jetzt noch ungefähr zweimal im Jahr.

Wenn auch das burgenländische Schulwesen wegen des Weiterbestehens der ungarischen Schulgesetze verwaltungstechnisch anders aufgebaut und gegliedert ist als das altösterreichische, bildet es in unterrichtlicher Hinsicht eine Einheit und für den Unterrichtsbetrieb gelten die gleichen Vorschriften wie im übrigen Oesterreich. Was an der Schulreform fruchtbar ist: Bodenständigkeit des Unterrichtes, Gesamtunterricht, Wechselbeziehung der Fächer

⁴⁵⁾ Burgenländische Lehrerzeitung (Bglb. L.3.) Folge 8, 1927 und Folge 3/4, 1934.

⁴⁶⁾ A. Parr, a. a. O., S. 29 und 30.

und möglichste Selbsttätigkeit der Schüler fand wohl überall Eingang; dagegen bewahrte der gesunde Sinn der Lehrerschaft sie vor den Uebertreibungen der Reform: Ueberschätzung des Handfertigkeitsunterrichtes, Voderung der Schuldisziplin, zu geringe Einschätzung der Willensbildung und des Unterrichtserfolges. Die Unterrichtserfolge im Burgenland gleichen denen in Altösterreich.⁴⁷⁾

Rechtsgrundlagen und Verwaltung.

Als das Burgenland österreichisch geworden war, entschloß sich die Regierung, das im Burgenlande geltende Recht vorläufig aufrechtzuerhalten, sie hatte aber die gesetzliche Ermächtigung, für das Burgenland geltende Gesetze und Vorschriften auf dem Verordnungswege zu ändern. Jetzt ist auf allen Gebieten des öffentlichen und Privatrechts die Angleichung an das in Oesterreich geltende Recht vollzogen, nur für das Schulwesen blieb das ungarische Schulgesetz aus dem Jahre 1868 weiter in Kraft, ebenso die ungarische Ehegesetzgebung.⁴⁸⁾ Die beiden damals in Oesterreich herrschenden Parteien, die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten, gedachten augenscheinlich, gewisse ungarische Rechtseinrichtungen weiter auszubauen, vielleicht sogar bei günstiger Verlagerung der Machtverhältnisse für Altösterreich zu übernehmen, und zwar die Christlichsozialen die konfessionelle Schule und die Sozialdemokraten die Zivilehe.

Das ungarische Schulgesetz fügte sich weder in die österreichische Verwaltungspraxis noch war ein österreichisches Schulwesen mit dieser Rechtsgrundlage möglich. Es mußte daher der österreichischen Verwaltung angepaßt, manches ergänzt, manches neugeschaffen werden. Nach dem ungarischen Schulgesetz, auf österreichische Verhältnisse angewandt, ist die oberste Schulbehörde des Landes die burgenländische Landeshauptmannschaft (Schulabteilung). Das Schulreferat lag, angeglichen an österreichische Bestimmungen über die Landeschulräte, in der Hand eines Politikers, die administrative Leitung übernahm später ein juridischer Beamter.⁴⁹⁾ Alle Volksschulen sind öffentliche Schulen, zu deren Erhaltung das Land, die Ortsgemeinden oder die Kultusgemeinden die Kosten ganz oder zum Teil trugen. Sie unterstehen alle der staatlichen Schulaufsicht, die konfessionellen außerdem noch der von den Konfessionen ausgeübten. Die Lehrpläne setzt das Bundesministerium für Unterricht fest. Ueber die Unterrichtssprache und die Unterweisung in einer zweiten Landes-

⁴⁷⁾ E. Löger, Das burgenländische Schulwesen (unveröffentlicht).

⁴⁸⁾ R. Heger, Rechtsangleichung. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums. 1. Bd. S. 723.

⁴⁹⁾ E. Löger, a. a. O. S. 194.

sprache entscheidet die Landesschulbehörde nach Anhören der Schulerhalter; ebenso entscheidet sie über die Zulässigkeit der Lehr- und Lesebücher. Die Bestellung der Lehrkräfte an Staats (Landes) -schulen oblag der Landesregierung, die von Lehrkräften an Gemeinde- und konfessionellen Schulen wurde durch Wahl der betreffenden Schultühle vorgenommen, war aber an die Bestätigung durch die Landesregierung gebunden. Die Bestimmung der Zahl der Lehrkräfte für alle Schulen hing ebenfalls von der Genehmigung der Landesregierung ab, insofern sie den Gemeinde- und konfessionellen Schulen den durch das Gesetz vorgeschriebenen Beitrag für die Lehrstellen leistete. Für den Religionsunterricht sorgten die betreffenden Kirchenbehörden, doch erhielten Religionslehrer an Staats (Landes) -schulen für ihren Unterricht vom Lande eine Entschädigung. Das Ausmaß der Religionsstunden an diesen Schulen setzte der Lehrplan fest (wöchentlich zwei Stunden), während bei konfessionellen Schulen darüber die betreffenden Kirchenbehörden entscheiden.⁵⁰⁾ 2 Stunden hält der Religionslehrer, 2 Stunden der Klassenlehrer; wenn der Religionslehrer verhindert ist, auch dessen 2 Stunden. Dem im österreichischen Reichsvolksschulgesetz vorgesehenen Landesschulrat entsprach zum Teil der Schulbeirat der burgenländischen Landesregierung, der nach Bedarf einigemal im Jahre zusammentrat. Er war aber gesetzlich nicht verankert und hatte kein Beschlußrecht. Er bestand aus dem Landeshauptmann als Vorsitzenden, seinem Stellvertreter (Schulreferent), ferner aus Vertretern der Landesregierung (die beiden Landesschulinspektoren), 2 Juristen der Schulabteilung, Vertretern der politischen Parteien, der Lehrerschaft, der Kirchenbehörden und der israelitischen Kultusgemeinde.⁵¹⁾

Gliederung des Volksschulwesens.

1. Staats (Landes) -volksschulen
2. Landesvolksschulen (nach 1921 vom Lande errichtet)
3. Gemeindevolksschulen
4. Römisch katholische Volksschulen
5. Evangelische Volksschulen
6. Israelitische Volksschulen
7. Privatschulen (nur 3 Exposituren, in den nachstehenden Uebersichten nicht gesondert ausgewiesen).

⁵⁰⁾ E. Löger, Heimatkunde, S. 192.

⁵¹⁾ Derselbe, Das burgenländische Schulwesen.

Das Volksschulwesen in Zahlen.

Schulwesen nach dem Schüleralter.⁵²⁾

Jahr	Zahl der		Davon waren				
	Schulen	Klassen	Staats (Landes)- schulen	Gemeinde- schulen	konfessionelle Schulen		
					röm.-kath.	evang.	isr.
1921	365	688	47	14	231	66	7
1933	367	842	48	18 ^{52a)}	227	66	6

Organisation der Volksschulen und deren Unterrichtssprache.⁵³⁾

Jahr	Anzahl der Schulen								
	1.klass.	2.klass.	3.klass.	4.klass.	5. und mehrkl.	deutsch	kroatisch	kroatisch- deutsch	mad- jarisch
1921	167	116	55	17	10	—	—	—	—
1933	147	105	55	26	34	314	40	12	10

Schüler, deren Volkszugehörigkeit und Religion.⁵⁴⁾

Jahr	Gesamt- schüler- zahl	Davon							
		deutsch	kroatisch	madj.	andere	röm.kath.	evang.	isr.	andere
1921	39 816	30 549	6820	2306	141	33 833	5594	388	1
1931	42 779	33 955	6359	1745	720	36 861	5540	344	34
1933	50 069	—	—	—	—	—	—	—	—

Lehrkräfte, durchschnittliche Klassendichte, Schülerzahl in den Klassen.⁵⁵⁾

Jahr	Gesamt- zahl der Lehrkräfte	Durch- schnittliche Klassen- dichte	Anzahl der Klassen mit			
			unter 40	40—80	80—90	über 90
			Schülern			
1921	690	57·8	—	—	—	—
1933	843	59·4	36	756	32	18

⁵²⁾ Vglb. L.3. 8, 1927 und 3/4, 1934.^{52a)} Darunter die vom deutschen Schulverein Südmärk errichtete Joseph Sandn-
schule.⁵³⁾ Vglb. L.3. 3/4 1934 und U. Parr, a. a. D., S. 12.⁵⁴⁾ R. Dechant, a. a. D. S. 759, Vglb. L.3. 8, 1927 und U. Parr, a. a. D. S. 12.⁵⁵⁾ E. Böger, Das burgenländische Schulwesen und Vglb. L.3. 3/4, 1934.

Die von Ungarn übernommenen Staatschulen wurden in Oesterreich nach einer Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes Landeschulen, führten ihren Namen jedoch weiter. Der Personal- und Sachaufwand wurde zum größten Teil vom Land getragen; die einzelnen Gemeinden leisteten nur wenig, je nach den Verträgen, die sie bei Errichtung der Schule mit dem ungarischen Staate geschlossen hatten. Der Schulaufsichtskommission stand das Recht zu, bei Stellenbesetzungen einen Dreierorschlag zu erstatten; die Anstellung erfolgte durch die Landesregierung. Zwei Landeschulen wurden nach der Angliederung des Landes errichtet.⁵⁶⁾

Die Gemeindeschulen besaßen das Recht, erledigte Lehrstellen durch Wahl zu besetzen, die aber der Bestätigung durch die Landesregierung bedurfte. Die politischen Gemeinden trugen den gesamten Sachaufwand und einen Teil des Personalaufwandes. Die übrigen Rechtsverhältnisse deckten sich mit denen bei Staatschulen.^{56a)}

Die konfessionellen Schulen haben die staatliche Schulaufsicht, den allgemeinen Lehrplan für Volksschulen und die Schulbücher mit den anderen Schulen gemeinsam. Nach den ungarischen Schulgesetzen dürfen die Kirchengemeinschaften selbst Lehrbücher einführen, andere an ihren Schulen zulassen, die kirchliche Schulaufsicht durch ihre Organe versehen lassen, die von den Schülern gewählten Lehrkräfte bestätigen und das Disziplinarrecht ausüben.

Für die römisch-katholischen Schulen gelten als Rechtsquelle die ungarischen Schulgesetze und die Bischöflichen Statuten aus dem Jahre 1911. Sie unterstehen der Apostolischen Administration für das Burgenland in Eisenstadt (früher in Wien). Bis jetzt waren in römisch-katholischen Schulen Schulbücher in Verwendung, die vom Bundesministerium für Unterricht und der Apostolischen Administration approbiert waren, keine eigens für römisch-katholische Schulen geschaffen; doch hat die Apostolische Administration keineswegs auf ihr Recht verzichtet, für ihre Schulen eigene Schulbücher zu schaffen. Schon bald dürfte damit zu rechnen sein. In Ungarn oblag die Leitung der römisch-katholischen Volksschulen dem Pfarrer (Pfarrer-Direktor). Die Landesregierung ernannte seit 1922 Lehrer zu Schulleitern, was die Apostolische Administration später bestätigte.⁵⁷⁾ Das Gehalt der Lehrer bestand in der Regel aus Geldbezügen des Schulerhalters und der Gehaltsergänzung, die die Landesregierung beisteuerte, bei Kantorlehrern außerdem aus Naturalien (Nutzgenuß von Grundstücken, Getreide, Wein, Heu, je nach dem Dotationsprotokoll). Diese veraltete Art der Entlohnung führte nicht selten zu Mißständen, besonders dann, wenn

⁵⁶⁾ E. Löger, Das burgenländische Schulwesen.

^{56a)} Ebenda.

⁵⁷⁾ Ebenda.

der Lehrer mit der Gemeinde nicht in Frieden lebte, auch in dem Fall, was verhältnismäßig häufig vorkam, wenn die Gemeinde den sogenannten Ortsbezug monatelang schuldig blieb.⁵⁸⁾

Die evangelischen Schulerhalter besitzen dieselben Rechte wie die katholischen, doch wird die kirchliche Schulaufsicht nicht von eigenen Inspektoren sondern von der Geistlichkeit versehen. Die evangelischen Schulen unterstehen der Evangelischen Superintendentur in Oberschützen bzw. dem Evangelischen Oberkirchenrat in Wien.⁵⁹⁾

In den Orten, in denen Juden in größerer Zahl leben, bestehen meist ein- oder zweiklassige jüdische Schulen. Die Juden besitzen hinsichtlich des Schulwesens die gleichen Rechte wie die übrigen Religionsgemeinschaften. Es ist hier, zum Teil wenigstens, ein Zustand erreicht, den herbeizuführen man im Reiche im Begriffe steht.⁶⁰⁾

Es gibt nur 3 Privat-Herrschaftsschulen mit madjarischer Unterrichtssprache, sogenannte Exposituren, auf Meierhöfen im nördlichen Landesteil für die Kinder der madjarischen Landarbeiter.

Das Minderheitschulwesen ist in vorbildlicher Weise geregelt. Es wird nicht viele deutsche Minderheiten in den Nachfolgestaaten geben, deren Rechte so geachtet werden, wie die der Minderheiten im Burgenland. Ihr Schulwesen hat hier die Möglichkeit, sich frei zu entfalten und ist durch gesetzliche Bestimmungen wie durch deren tatsächliche Durchführung völlig gesichert. Die Rechtsgrundlagen bilden: Artikel 7 der Bundesverfassungen von 1920 und 1934, der Friedensvertrag von St. Germain en Laye (Abschnitt V des Teiles III), ferner der noch geltende ungarische Gesetzartikel 38 vom Jahre 1868.⁶¹⁾ Der erwähnte berüchtigte Madjarisierungsparagraph 18 des ungarischen Gesetzartikels 27 vom Jahre 1907 wurde natürlich aufgehoben.

Die Minderheitsschulen 1933.⁶²⁾

Volksschulen mit					
kroatischer Unterrichtssprache	gemischt-sprachigem Unterricht	deutscher Unterrichtssprache in den mittleren und oberen Klassen und kroatischer in den unteren Klassen	Zahl der Klassen insgesamt	kroatischer Sprache als Lehrgegenstand	madjarischer Unterrichtssprache
30	10	5	144	2	9 ^{62a)}

⁵⁸⁾ Alle Jahrgänge der Bgld. L. Z.

⁵⁹⁾ E. Löger, Das burgenländische Schulwesen.

⁶⁰⁾ Ebenda.

⁶¹⁾ S. Kunnert, Die Stellung der nichtdeutschen Volksgruppen. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. 1 Bd. S. 726.

⁶²⁾ A. Parr, a. a. O. S. 35 und E. Löger, Das burgenländische Schulwesen.

^{62a)} Darunter die 3 Exposituren.

Von dem den Ortschaftschulbehörden nach dem ungarischen Gesetze zustehenden Rechte, die Unterrichtssprache der Schule unter bestimmten Voraussetzungen zu bestimmen, machten diese nach dem Anschluß vollständig unbeeinflusst Gebrauch. Die deutsche Sprache wird in den Minderheitsschulen im Mindestausmaße von 5 Wochenstunden von der 2. bzw. 3. Schulstufe aufwärts gelehrt, aber die örtlichen Schulbehörden haben fast überall das Ausmaß der Deutschstunden aus eigenem Antriebe erhöht. Die Kinder sollen am Ende der Schulzeit die deutsche Sprache in Wort und Schrift vollständig beherrschen.⁶³⁾

In kroatischen Schulen hat sich ohne amtliche Beeinflussung folgende Art der Unterrichtsführung hinsichtlich des Deutschunterrichtes herausgebildet: die Schulen mit kroatischer Unterrichtssprache unterrichten Deutsch in 5 bis 12 Wochenstunden, beginnend in der 3. Schulstufe, vereinzelt auch in der 2. und 1. Deutsch wird Lesen, Schreiben, Sprech- und Sprachübungen unterrichtet, kroatisch und deutsch Rechnen, Heimatkunde, Naturkunde und Singen. In den Schulen mit gemischtsprachigem Unterricht ist der Unterricht in der 1. und 2. Schulstufe kroatisch, in den mittleren und oberen Klassen deutsch und kroatisch. Die dritte Schulgruppe hat in den zwei unteren die kroatische Unterrichtssprache und geht von da an zur deutschen Unterrichtssprache über; das Kroatische bleibt aber verbindlicher Lehrgegenstand. In den Jahren nach dem Anschlusse wurden für die kroatischen Schulen eigene Schulbücher geschaffen, und zwar ein Katechismus, eine Bibel, eine Fibel, ein zweiteiliges Lesebuch und ein Viederbuch. Früher besorgte ein kroatischer Hilfschulinspektor die Schulaufsicht. Als er auschied, blieb die Stelle jahrelang unbesetzt. Jetzt ist wieder ein Kroat zu dem Inspektor ernannt worden. Die Heranbildung der kroatischen Lehrer erfolgt zumeist in der Evangelischen Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen, wo für kroatischen Unterricht gesorgt ist.⁶⁴⁾ An 12 Schulen wirken kroatische und deutsche Lehrer, an den übrigen nur kroatische.

In den wenigen madjarischen Schulen wird die deutsche Sprache in ähnlicher Weise wie an den kroatischen Schulen gelehrt. Auch für diese Schulen wurden Schulbücher geschaffen: eine Fibel und ein zweiteiliges Lesebuch.⁶⁵⁾

Die Zigeunerfrage bildet nicht nur eine Sorge der verantwortlichen Stellen im Lande, sondern auch der Schulbehörden. Obwohl das Burgenland die höchste Geburtenzahl in Oesterreich aufweist, ist der Kinderreichtum der Zigeuner bedeutend größer und das Verhältnis verschiebt sich infolge des auch hier einsetzenden Geburtenrückganges immer mehr zugunsten

⁶³⁾ A. Parr, a. a. D. S. 35.

⁶⁴⁾ Ebenda, S. 35.

⁶⁵⁾ A. Parr, a. a. D. S. 37.

der Zigeuner. Im Jahre 1921 war die Mehrzahl der Zigeunerkinder nicht eingeschult, 1931 besuchten in sechs Bezirken alle Kinder die Schule, im siebenten von 468 Kindern 246. In Stegersbach besteht eine eigene Zigeunerklasse.⁶⁶⁾ Die Durchführung des Schulzwanges gestaltete sich nicht einfach. Der Schulbesuch ist sehr unregelmäßig, die Kinder haben vielfach keine entsprechende Bekleidung, keine Lehrmittel und sie und die Eltern setzen dem Schulbesuch Widerstand entgegen. Die örtlichen Schulbehörden und die Eltern der anderen Kinder sehen die Einschulung auch nicht gerne, denn er verursacht den Gemeinden Kosten und der Einfluß der Zigeunerkinder auf die anderen ist zumeist recht unerfreulich. Mit dem Schulzwang ist man der Lösung der Zigeunerfrage um keinen Schritt näher gekommen. Augenscheinlich will man die Zigeuner durch Zwang und erziehliche Maßnahmen in die Dorf- und Staatsgemeinschaft einfügen. Der Schulzwang allein vermag das jedoch nicht, wobei noch die Frage offen bleibt, ob überhaupt eine solche Lösung wünschenswert wäre.⁶⁷⁾

Der Landesvoranschlag für das Jahr 1933 enthielt für Schul- und Bildungswesen 4 196 000 S, das sind ungefähr 30 Prozent des gesamten Erfordernisses. Diesem Betrage standen folgende Einnahmen gegenüber: 250 000 S Pensionsbeiträge der Lehrer, rund 150 000 S Pensionsbeiträge der Gemeinden und rund 100 000 S andere Einnahmen. Das Burgenland hatte von allen Bundesländern die geringsten Schullasten. Der Personal- und Sachaufwand der einzelnen Schulen setzte sich aus Beiträgen der Schulerhalter und des Landes zusammen. Das Verhältnis der beiderseitigen Leistungen war bei allen Schulen verschieden, vielfach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Gemeinden nicht angepaßt. Der Schulerhalter der Gemeinde- und konfessionellen Schulen leistete den gesamten Sachaufwand. Die konfessionellen Schulerhalter erhielten aus Landesmitteln eine Schulgeldentschädigung. Der Gemeindebeitrag (Ortsbezug) und der Landesbeitrag zu den Bezügen der Lehrkräfte waren fast für jede Schule verschieden; hiefür war das Dotationsprotokoll (Gehaltsbrief) für die betreffende Lehrstelle aus ungarischer Zeit maßgebend. Bei neusystemisierten Stellen betrug der Mindestortsbezug jährlich 400 S. Die Lehrkräfte an Gemeinde- und konfessionellen Schulen erhielten ihren Ortsbezug mehr oder minder pünktlich vom Schulerhalter, den Landesbeitrag monatlich vom Land, während die Staatslehrer ihre Bezüge zur Gänze vom Lande allmonatlich ausbezahlt erhielten, da die Gemeinden, wo Staatsvolkschulen bestanden, ihren Beitrag dem Lande abführten. Die Pensionsbeiträge für die Lehrkräfte an allen Schulen trug zum Teil die Lehrerschaft, zum Teil

⁶⁶⁾ R. Dechant, a. a. D., S. 729.

⁶⁷⁾ E. Wger, Das burgenländische Schulwesen.

der Schulerhalter, bei Staatschulen die Gemeinde. Die Aushilfslehrer an allen Schulen bezahlte das Land allein.⁶⁸⁾

Die Schulaufsicht wird in zweifacher Form ausgeübt: die staatliche Schulaufsicht erstreckt sich auf alle Schulen des Landes, die konfessionelle nur auf konfessionelle Schulen. Die staatliche Schulaufsicht für das gesamte Schulwesen oblag seit dem Jahre 1921 dem Landes Schulinspektor Prof. A. Parr, in den sieben Bezirken bis 1922 sieben hodenständigen Lehrkräften. In diesem Jahre ernannte der Unterrichtsminister für die 6 Bezirke Neusiedl, Eisenstadt, Mattersburg, Oberpullendorf, Oberwart und Güssing 6 Bezirks Schulinspektoren, später den siebenten für den Bezirk Jennersdorf. Im Jahre 1923 wurde Dr. W. Beza zum Landes Schulinspektor für die Haupt- und Mittelschulen ernannt.⁶⁹⁾ Im Zuge der Ersparungsmaßnahmen ließ die burgenländische Landesregierung im Herbst 1932 den Schulbezirk Mattersburg auf und gliederte ihn dem Bezirk Eisenstadt an; ebenso wurden die Schulbezirke Güssing und Jennersdorf zusammengezogen. Die römisch-katholische Schulaufsicht wurde noch eine Zeitlang nach dem Anschluß durch den Ortspfarrer als Vertreter der örtlichen Schulbehörde, den Dechant als Vertreter der Kreis Schulbehörde und einen Domherrn als Vertreter der Diözesan Schulbehörde ausgeübt. Es war also eine rein geistliche Schulaufsicht. Später hat die Apostolische Administration für das Burgenland, dem dringend geäußerten Wunsche der Lehrerschaft entsprechend, eine kirchliche Schulaufsicht geschaffen, die Laien ausüben.⁷⁰⁾ Sie besteht aus 7 Kreisinspektoren, einem Hauptinspektor für das ganze Land und dem Diözesan Schulrat. Die Kreise entsprechen nicht den politischen Bezirken, sondern den Dechanaten.⁷¹⁾

Es ist erklärlich, daß ein so beschaffenes Schulwesen lebhafter, oft scharfer Kritik begegnete, die Ausdruck in dem Kampfe um die Einführung des Reichsvolksschulgesetzes fand. Es bestand bei allen burgenländischen Parteien (Christlichsoziale, Sozialdemokraten, Großdeutsche, Landbund) die Ueberzeugung, das Schulwesen bedürfe einer Neuordnung und Angleichung an österreichische Schulverhältnisse. Im Jahre 1923 beschloß der burgenländische Landtag ein Schulaufsichtsgesetz⁷²⁾ mit gleichzeitiger Einführung des Reichsvolksschulgesetzes. Sogar im Nationalrat fand dieser Beschluß wiederholt eine Mehrheit, so im Jahre 1926. In dem Beschlusse wird die Bundesregierung aufgefordert, in Uebereinstimmung mit den seinerzeit gefaßten Beschlüssen des burgenländischen Landtages die Geltung des

⁶⁸⁾ Ebenda.

⁶⁹⁾ A. Parr, a. a. D. S. 9.

⁷⁰⁾ E. Löger, Das burgenländische Schulwesen.

⁷¹⁾ R. Dechant, a. a. D. S. 730.

⁷²⁾ L.G.Bl. 2, 1923.

Reichsvolksschulgesetzes ohne Verzug auf das Burgenland auszudehnen. Der gleiche Beschluß wurde 1928 und 1929 gefaßt. Die Abstimmung im Jahre 1929 ergab: für den Antrag 81 Stimmen (Großdeutsche und Sozialdemokraten), dagegen 75 Stimmen (Christlichsoziale und Landbund). Ein zweiter Antrag, der dasselbe beinhaltete, nur ausdrücklich die Anerkennung aller durch die Verfassung gewährleisteten Rechte der Konfessionen hinsichtlich ihres Schulwesens verlangte, wurde einstimmig, auch mit den Stimmen der Christlichsozialen, angenommen. Der Unterrichtsminister hätte nun ein diesen Beschlüssen Rechnung tragendes Gesetz einbringen müssen.⁷³⁾ Es geschah jedoch nichts. Das Reichsvolksschulgesetz wurde nie auf das Burgenland erstreckt. Die Großdeutschen und Sozialdemokraten ließen im Landtag und Nationalrat keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die burgenländische Schulfrage anzuschneiden. Während die Christlichsozialen früher nicht unbedingt die Einführung des Reichsvolksschulgesetzes abgelehnt hatten, versteifte sich später ihr Widerstand von Jahr zu Jahr, obgleich auch ihnen klar war, daß die Schulfrage endlich einer Lösung zugeführt werden müsse.

Die Lehrerschaft.

Die burgenländische Lehrerschaft gehörte seit dem Anschlusse zu der schlechtest bezahlten Oesterreichs. Nach endlosen Gehaltskämpfen wurde 1927 ein Gehaltsgesetz⁷⁴⁾ geschaffen, das aber hinter den berechtigten Erwartungen zurückblieb. Im Jahre 1929 erschien ein neues Gehaltsgesetz⁷⁵⁾ für alle Lehrer des Landes, das nachstehende Bestimmungen enthält: drei Jahre Dienstzeit zur Erlangung des Definitivums, Beibehaltung des Ortsklassensystems (Ortsklasse A, B, C), geringe Haushaltungs- und Kinderzulagen, Anrechnung der Kriegsdienstzeit und Gewährung von Kriegsbeschädigtenzulagen. Dieses Gesetz wurde 1930 zweimal novelliert⁷⁶⁾ mit dem Ziel, in drei Stufen eine Angleichung an das steirische Gehaltsgesetz zu erreichen. Ein anderes Gesetz⁷⁷⁾ stellt einheitliche Richtlinien auf für die Bewertung der Naturalien.

Die Pensionsfrage wurde durch das Neupensionsgesetz⁷⁸⁾ geregelt. Es sieht die 35jährige Dienstzeit vor, 90 prozentige Pensionsbemessungsgrundlage und gestattet das Weiterdienen nach erreichter Dienstzeit bis zum vollendeten 60. Lebensjahr.

⁷³⁾ Bglb. L. Z. 1, 1930.

⁷⁴⁾ L. G. Bl. 34, 1927.

⁷⁵⁾ L. G. Bl. 46, 1929.

⁷⁶⁾ L. G. Bl. 41 und 61, 1930.

⁷⁷⁾ L. G. Bl. 33, 1927.

⁷⁸⁾ L. G. Bl. 39, 1930.

Im Jahre 1929 wurde endlich ein Disziplinargesetz für Lehrer an Staats- und Gemeindeschulen⁷⁹⁾ geschaffen, das den Zustand der Rechtsunsicherheit beendete. Es entspricht im allgemeinen allen billigen Anforderungen. Für Lehrkräfte an römisch-katholischen Schulen gelten eigene Bestimmungen, die aber nur geringfügig von denen im Disziplinargesetz abweichen, für die Lehrkräfte an evangelischen Schulen die Provisorische Disziplinarverordnung für die evangelische Kirche.⁸⁰⁾

Die gewerkschaftliche Vertretung der Lehrerschaft machten sich die beiden Lehrervereine zur Aufgabe. Der erste Versuch, einen „Deutschen Lehrerverein für Westungarn“ zu gründen, fällt in das Jahr 1920. Damals traten in Mattersburg auf einer amtlich einberufenen Lehrerversammlung die Lehrer zusammen und verhandelten nach langen Jahren zum erstenmal wieder zum Teil in deutscher Sprache. Die Gründung selbst scheiterte am Widerstande des madjarischen Komitatschulinspektors von Dedenburg. Einige Monate nach der Angliederung des Landes, am 9. Januar 1922, erfolgte in Mattersburg die Gründung des Burgenländischen allgemeinen Lehrerbundes, der Lehrkräfte aller Schularten und politischen Richtungen umfaßte.⁸¹⁾ Er hatte folgende Ziele: Abschaffung der ungarischen Schulgesetze im österreichischen Burgenland; Aufhebung der konfessionellen Schulen, der kirchlichen Schulaufsicht und der Naturalbezüge der Lehrer; Ausdehnung des Reichsvolkschulgesetzes auf das Burgenland; Angleichung der Bezüge an die der Lehrer in den übrigen Bundesländern. Sein Vereinsblatt ist die „Burgenländische Lehrer-Zeitung“. Noch im selben Jahre wurde der Katholische Landeslehrerverein gegründet, dem nur römisch-katholische Lehrer angehören. Er vertrat als Richtungsgewerkschaft seine Mitglieder und war für die Beibehaltung des konfessionellen Schulwesens. Er gibt das „Burgenländische Lehrerblatt“ heraus. Zu diesen beiden Vereinen kam noch im Jahre 1927 der Evangelische Lehrerverein.⁸²⁾

Das mittlere Schulwesen.

Nur das bäuerliche Kernland Westungarns kam zu Oesterreich, die Städte Dedenburg, Preßburg, Güns, Raab und Steinamanger mit ihren vielen mittleren Bildungsstätten blieben bei Ungarn, selbst Dedenburg, der natürliche politische und kulturelle Mittelpunkt des neuen Bundeslandes. Was Oesterreich an mittleren Anstalten vorfand, war nicht viel: 5 vierklassige Staatsbürgerschulen in Eisenstadt, Rust, Mattersburg, Pinterfeld

⁷⁹⁾ L.G.Bl. 36, 1929.

⁸⁰⁾ E. Löger, Das burgenländische Schulwesen.

⁸¹⁾ Derselbe, Heimatkunde, S. 197.

⁸²⁾ Derselbe, Das burgenländische Schulwesen.

und Stegersbach; 2 Privatbürgerschulen (Klosterschulen) mit Öffentlichkeitsrecht der Kongregation der Töchter des göttlichen Erlösers in Rechnitz und Steinberg; ein evangelisches Gymnasium und eine evangelische Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen.⁸³⁾ Es galt nun, das vorgefundene Schulwesen weiter auszubauen. Schon 1922 wurde in Eisenstadt eine Bundesmittelschule mit Schülerheim errichtet,⁸⁴⁾ später die Bürgerschule in Mattersburg in ein Unterrealgymnasium umgewandelt. Bald ging man daran, vierklassige Bürgerschulen (später Hauptschulen genannt) zu errichten, und zwar Landeshauptschulen für Knaben mit Zulassung von Mädchen in Deutschkreuz, Güssing, Neufeld, Oberwart und Stoob, in Eisenstadt für Knaben und Mädchen und in Neusiedl a. S. nur für Knaben. Mädchenhauptschulen (Klosterschulen) entstanden in Neusiedl a. S. und in Eisenstadt. Allerdings war die Errichtung der Landeshauptschulen nur dadurch möglich, daß die Eltern der Schulbesuchenden Kinder durch Bezahlen eines Schulgeldes, wie es bei Mittelschulen üblich ist, zu den Lasten beitragen.⁸⁵⁾ Die vorhandenen Hauptschulen befriedigen noch lange nicht den Bedarf.

Die Evangelische Lehrerbildungsanstalt mit Schülerheim in Oberschützen besuchen auch katholische Schüler und ein Teil der Professoren ist katholisch. Sie hat ihren rein konfessionellen Charakter in Oesterreich nicht bewahren können. Für den Nachwuchs an Lehrerinnen sorgt die 1925 gegründete Privat-Lehrerinnenbildungsanstalt mit Öffentlichkeitsrecht der Kongregation der Töchter des göttlichen Erlösers in Steinberg.⁸⁶⁾ Obwohl beide Anstalten genügenden Nachwuchs heranbilden können, wurde 1932 in Eisenstadt eine katholische Privat-Lehrerbildungsanstalt errichtet, die jetzt in einem neuen Anstaltsgebäude in Mattersburg untergebracht ist.⁸⁷⁾ Es zeigt sich deutlich ein planmäßiger Ausbau des konfessionellen (katholischen) mittleren Schulwesens und bald wird es im Lande keinen Junglehrer mehr geben, der seine Ausbildung nicht in einer konfessionellen Anstalt genossen hat.

Eine wertvolle Ausgestaltung erfuhr das Fortbildungsschulwesen durch die Errichtung von 22 gewerblichen Fortbildungsschulen mit 1279 Schülern im Jahre 1932. Den Unterricht erteilen Volks- und Hauptschullehrer.⁸⁸⁾

⁸³⁾ W. Beza, Das mittlere Schulwesen im Burgenland seit dem Anschluß. Jn: 10 Jahre Burgenland, Wien 1931. S. 25.

⁸⁴⁾ Bundesgesetz vom 19. Dez. 1922.

⁸⁵⁾ W. Beza, a. a. D. S. 25.

⁸⁶⁾ A. Parr, a. a. D. S. 38.

⁸⁷⁾ R. Dechant, a. a. D. S. 728.

⁸⁸⁾ R. Dechant, a. a. D. S. 728.

Das mittlere Schulwesen in Zahlen.
(Bürger) Hauptschulen und Handelsschulen.⁸⁹⁾

Jahr	Bürger (in Ungarn) Hauptschulen (in Oesterreich)						Handelsschulen			
	Staatschulen (in Ungarn) Landeschulen (in Oesterreich)	Privatschulen mit Öffentlichkeitsrecht (Klosterschulen)	insgesamt				Anzahl	Klassenzahl	Schüler	Lehrkräfte
			Klassen- zahl	Schüler (innen)	Lehrkräfte	Durch- schnittl. Klassen- dichte				
1921	5	2	38	820	35 ^{89 a)}	24,8	—	—	—	—
1933	10	4	66	2199	94 ^{89 a)}	38	2	4	95	7

Lehrer(innen)bildungsanstalten.⁹⁰⁾

Jahr	Lehrer (innen) Bildungsanstalten											
	Evang. Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen			Röm.-kath. Lehrerinnenbildungs- anstalt in Steinberg			Röm.-kath. Lehrerbildungsanstalt in Eisenstadt ^{90 a)}			insgesamt		
	Klassen- zahl	Schüler	Lehrkräfte	Klassen- zahl	Schüler- innen	Lehrkräfte	Klassen- zahl	Schüler	Lehrkräfte	Klassen- zahl	Schüler	Lehrkräfte
1921	12 ^{90 b)}	180 ^{90 b)}	18 ^{90 b)}	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1933	4	107	11	4	95	11	2	55	10	10	257	32

Mittelschulen.⁹¹⁾

Jahr	Mittelschulen											
	Bundes- realgymnasium in Eisenstadt			Evang. Realgymnasium in Oberschützen			Unterrealgymnasium Mattersburg			insgesamt		
	Klassen- zahl	Schüler	Lehrkräfte	Klassen- zahl	Schüler	Lehrkräfte	Klassen- zahl	Schüler	Lehrkräfte	Klassen- zahl	Schüler	Lehrkräfte
1921	—	—	—	12 ^{91 a)}	180 ^{91 a)}	18 ^{91 a)}	—	—	—	—	—	—
1933	9	271	17	9	267	15	4	131	6	22	669	38

⁸⁹⁾ W. Beza, a. a. D. S. 25 und Bglb. L. Z. 3/4, 1934.

^{89a)} Ohne Religionslehre.

⁹⁰⁾ Bglb. L. Z. 3/4, 1934.

^{90a)} Jetzt in Mattersburg und ausgebaut.

^{90b)} Samt dem Evang. Gymnasium in Oberschützen.

⁹¹⁾ Bglb. L. Z. 3/4, 1934.

^{91a)} Samt der Evang. Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen.

3. Das Schulwesen nach den politischen Veränderungen.

Unterrichtliche und erziehliche Maßnahmen.

Die Veränderungen der Jahre 1933 und 1934 wirkten sich auch auf das Schulwesen aus. Sie bedeuten für das Burgenland in vieler Hinsicht mehr als für die übrigen Bundesländer. Schritt für Schritt begann man, wie im übrigen Oesterreich, die Erziehung der Schuljugend in Bahnen zu lenken, die den neuen politischen Gesichtspunkten entsprachen. Schon 1933 erfolgte das Verbot der Teilnahme der Schuljugend an parteipolitischen Veranstaltungen,⁹²⁾ dann die Weisung an die Lehrer, der vaterländischen und sittlich-religiösen Jugenderziehung volles Augenmerk zu schenken.⁹³⁾ Im Dezember wurde in jeder Schule die Schülerbücherei überprüft und alle Bücher ausgeschieden, die der vaterländischen und sittlich-religiösen Erziehung widerstreiten.⁹⁴⁾ Eine andere Weisung verpflichtete die Lehrkräfte, alle Lehrbücher der Geschichte und die Lesebücher zu überprüfen und Stellen, die den verlangten Erziehungsgrundsätzen widersprechen, nicht im Unterricht zu verwenden oder zu verbessern,⁹⁵⁾ ebenso den Schülerbriefwechsel mit dem Deutschen Reich einzustellen⁹⁶⁾ und die Verfassung des Deutschen Reiches in Haupt- und Mittelschulen überhaupt nicht zu behandeln, da sie sich im Zustande einer grundlegenden Umgestaltung befinde.⁹⁷⁾ Der vaterländischen Erziehung der Jugend dienten auch die Abhaltung des „Tages der Jugend“ im Mai jedes Jahres,⁹⁸⁾ das Tragen der Schülerabzeichen als Ausdruck der Verbundenheit mit dem Vaterland u. a. m.^{99—100)} Neuerdings wurde den Lehrern die sittlich-religiöse und vaterländische Erziehung zur Pflicht gemacht und hingewiesen, daß österreichisch und deutsch keine gegensätzlichen Begriffe seien. Ein solcher Unterricht erfordere den Beitritt aller Lehrkräfte zur Vaterländischen Front; denn die grundsätzliche Ablehnung des Beitrittes müsse als Weigerung, sich zum österreichischen Vaterlande zu bekennen, aufgefaßt werden.¹⁰¹⁾

Diesen Bestrebungen gemäß erfuhren die religiösen Uebungen eine einheitliche Neuordnung. Die Apostolische Administration ordnete folgende verbindliche religiöse Uebungen an: Schulgebet vor und nach dem Unter-

⁹²⁾ Landesamtsblatt für das Burgenland (L.N.B.), Stück 22, 1933.

⁹³⁾ L.N.B. 24, 1933.

⁹⁴⁾ L.N.B. 49, 1933.

⁹⁵⁾ L.N.B. 50, 1933.

⁹⁶⁾ L.N.B. 1, 1934.

⁹⁷⁾ L.N.B. 9, 1934.

⁹⁸⁾ L.N.B. 18, 1934.

⁹⁹⁾ L.N.B. 8, 1934.

¹⁰⁰⁾ L.N.B. 25, 1934.

¹⁰¹⁾ L.N.B. 8, 1934.

richt, Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen und einmal in der Woche in der schönen Jahreszeit, viermaliger Empfang der Sakramente, Teilnahme an den Prozessionen und eine öffentliche Religionsprüfung für alle Klassen in der Schule oder Kirche.¹⁰²⁾

1934 erschien ein eigener Lehrplan für zwei- und dreiklassige Zigeunerschulen im Burgenland.¹⁰³⁾ Er nimmt auf die Bedürfnisse der Zigeuner besonders Rücksicht und schreibt z. B. vor: Siedlungsverhältnisse der Zigeuner; die Zigeuner als Landplage; ihre Abstammung; die eingehenden Behandlung der im Orchester benützten Instrumente; das Anfertigen einfacher Gebrauchsgegenstände; Besenbinden; Sammeln und Trocknen von Heilpflanzen; verbindliches Violinspiel für alle Kinder mit musikalischem Talent u. a. Auch jetzt sind noch nicht alle Zigeunerkinder eingeschult, denn 580 besuchen keine Schule, das ist mehr als 1 Prozent der schulpflichtigen Kinder des Landes. Diese Kinder wachsen ohne jeden Unterricht auf, auch ohne Religionsunterricht, obwohl sie durchwegs römisch-katholisch sind.¹⁰⁴⁾

Das 36. Gesetz¹⁰⁵⁾ vom Jahre 1934 regelt neuerdings die Schulpflicht, ohne grundlegend vom alten Gesetze abzuweichen, und bestimmt u. a.: Beginn der Schulpflicht mit dem vollendeten 6. Lebensjahr; Aufsichtsverpflichtung der Gemeinde; gewisse Schulbesuchserleichterungen im 8. Schuljahr; Kontrolle des Schulbesuches durch die Schulstühle; die Dauer des Schuljahres mit 10 Monaten.

Umgestaltungen in der Schulverwaltung.

Das am 5. Juni 1933 abgeschlossene Konkordat zwischen Oesterreich und dem Vatikan bewirkt für das Burgenland das Ende der Staatsvolkschulen und für Ostösterreich die Umwandlung der Simultanschulen in konfessionelle, sobald die wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben sein werden.¹⁰⁶⁾ Mit dem 18. Gesetz¹⁰⁷⁾ vom Jahre 1935 beschloß der burgenländische Landtag die Auflassung der Staatsvolkschulen. Das Gesetz bestimmt folgendes: Es wird den Gemeinden oder Konfessionen freigestellt, die bisherigen Staatschulen samt ihrer Einrichtung zu übernehmen. Die Lehrpersonen sind in gleicher Dienst-eigenschaft zu übernehmen. Wenn in einer Gemeinde einer religiösen Minderheit mehr als 15 Prozent angehören, ist die Schule als Gemeindeschule weiterzuführen. Nur drei Schulen, die erst unter österreichischer Herrschaft gegründet wurden, verbleiben weiter in der

¹⁰²⁾ L.N.BI. 15, 1934.

¹⁰³⁾ Erlaß des B.M. f. U., 2. Okt. 1934, L.N.BI. 50, 1934.

¹⁰⁴⁾ Deutschösterreichische Lehrerzeitung (D.L.Z.) Nr. 3, 1935.

¹⁰⁵⁾ L.G.BI. 5, 1934.

¹⁰⁶⁾ D.L.Z. 5, 1935.

¹⁰⁷⁾ L.G.BI. 6, 1935.

Verwaltung des Landes: die Josef Handnschule in Oberpullendorf, die Schulen in Helenenschacht und Schallendorf;¹⁰⁸⁾ 40 Schulen, die höchstorganisierten des Landes, wurden römisch-katholisch, 1 evangelisch und 4 Gemeindeschulen.¹⁰⁹⁾

Das Schulwesen nach der Umwandlung.¹¹⁰⁾

Jahr	Zahl der		Staats- (Landes)- schulen	Gemeinde- schulen	konfessionelle Schulen		
	Schulen	Klassen			röm.-kath.	evang.	ifr.
1921	365	688	47	14	231	66	7
1931	366	788	48	21	225	66	6
1935	368	847	3	21	260	68	6

Fast gleichzeitig erfolgte die Neuregelung der Lastenverteilung für den Schulaufwand mit dem 26. Gesetz vom Jahre 1935 (Volkschulaufwandgesetz).¹¹¹⁾ Es bestimmt: Den Sachaufwand für die Schulen mit Ausnahme der drei Landesschulen bestreiten die Ortsgemeinden. Das Dienst-einkommen aller an öffentlichen Volksschulen des Landes wirkenden Lehrkräfte trägt das Land. Alle Naturalbezüge mit Ausnahme der Naturalwohnungen und Gemüsegärten werden abgeschafft. Zur Deckung des Personalaufwandes wird eine Schulumlage im Höchstausmaße von 80 Prozent der Landes- und Gebäudesteuer eingehoben. Ruhe- und Versorgungsgenüsse, Krankenversicherungsbeiträge usw. für die Lehrkräfte trägt das Land.

Dieses Gesetz sichert den Lehrern pünktliche Entlohnung und bereitet der ungleichen Lastenverteilung ein Ende. Früher hatten viele Gemeinden eine sehr billige Schule. Es gab Gemeinden, wo an Schullasten 50 Groschen auf den Kopf der Bevölkerung entfielen, in anderen Gemeinden dagegen 15, 20 und mehr Schilling. In vielen Gemeinden waren nach dem ungarischen Schulgesetz die Großgrundbesitzer von den Schulsteuern überhaupt befreit, weil sie nicht im Orte wohnten. Das hat sich nun grundlegend geändert, doch dürfte auch dieser Ausgleich nicht ohne Härten abgehen.¹¹²⁾ Den Sachaufwand trägt also nunmehr die Gemeinde, die Personallasten das Land, die Konfessionen leisten keinerlei Beiträge.

¹⁰⁸⁾ D.L.Z. 3, 1935.

¹⁰⁹⁾ Ebenda 5, 1935.

¹¹⁰⁾ H. Dechant, a. a. D. S. 729.

¹¹¹⁾ L.G.Bl. 8, 1935.

¹¹²⁾ D.L.Z. 3, 1935.

Die Schulaufsicht in doppelter Form ist geblieben, wie sie war, doch soll eine Neuregelung erfolgen. Es ist noch ungewiß, ob die staatliche in der kirchlichen oder die kirchliche in der staatlichen aufgehen wird. Im Jahre 1933 trat der Landeschulinspektor für die Volksschulen, Hofrat A. Parr, in den Ruhestand und der Landeschulinspektor für Haupt- und Mittelschulen, Hofrat W. Beza, übernahm auch die Volksschulen. Der neu gebildete Diözesansschulrat für die röm.-kath. Schulen besteht aus dem Apostolischen Administrator, 2 Schulinspektoren, 2 geistlichen Schulaufsichtsorganen, 3 Geistlichen als Vertreter der Kirche, 3 ernannten Lehrervertretern und 3 Vertretern der Elternschaft.

Früher durften, wie oben ausgeführt wurde, die Schulstühle der konfessionellen und Gemeindeschulen die Lehrkräfte wählen. Jetzt erfolgt ihre Anstellung bei Landes- und Gemeindeschulen durch das Land, bei röm.-kath. Schulen durch den Bischof (Apostolischen Administrator), nach Einholen der Bestätigung durch die burgenländische Landeshauptmannschaft. Bei allen Schulen hat der Schulstuhl das Recht auf einen Dreierorschlag, bei röm.-kath. Schulen der Diözesansschulrat auf einen Einzelerorschlag.¹¹⁴⁾

In nächster Zukunft soll noch die innere Organisation der röm.-kath. Schulen und deren Körperschaften zeitgemäß umgeformt und die Neufassung der Bischöflichen Statuten aus dem Jahre 1911 zu Ende geführt werden.¹¹⁵⁾

Standesvertretung und dienst- und besoldungsrechtliche Stellung der Lehrer.

Die Eingliederung der burgenländischen Lehrerschaft in den Ständeaufbau und die berufsständische Zusammenfassung ist nunmehr vollzogen. Nach Bildung der Hauptkörperschaft der öffentlichen Bediensteten, des Beamtenbunds, und der Bestellung der Kameradschaften, das sind die Fachkörperschaften für die einzelnen Dienstzweige, erfolgte die Bildung der Zentralarbeitsgemeinschaft der Pflichtschullehrer, die eigentliche Vertretung der Lehrer.¹¹⁶⁾ Der Aufbau der Kameradschaft der öffentlichen Lehrpersonen stellt sich folgend dar:

1. Obmann und Obmannstellvertreter der Kameradschaft
2. für das ganze Bundesgebiet
 - a) die Bundesfachleitung
 - b) die Zentralarbeitsgemeinschaft

¹¹³⁾ Ebenda, 8, 1935.

¹¹⁴⁾ R. Dechant, a. a. O. S. 729.

¹¹⁵⁾ Amtliche Mitteilungen der Apostolischen Administration für das Burgenland, 28. III. 1935.

¹¹⁶⁾ D. S. Z. 11, 1935.

3. in den Bundesländern und in Wien

- a) die Landesfachleitung
- b) die Landesarbeitsgemeinschaften.¹¹⁷⁾

Von der Bundesfachleitung, dem ausführenden Organ der Kameradschaft, wurden am 7. Juni 1935 die Landesfachleitungen und die Landesarbeitsgemeinschaften der Pflichtschullehrer gewählt. Ihre Bestätigung durch das Bundeskanzleramt geschah am 8. Oktober 1935.¹¹⁸⁾ Der Landesfachleitung für das Burgenland gehören 7 Lehrkräfte an, davon hat der Katholische Lehrerverein 5 Vertreter, der Evangelische Lehrerverein 1, der Burgenländische allgemeine Lehrerverein keinen. Die Landesarbeitsgemeinschaft umfaßt 8 Mitglieder, darunter 6 Mitglieder des Katholischen Lehrervereins, 1 des Evangelischen Lehrervereins und 1 des Burgenländischen allgemeinen Lehrerbundes (seither gestorben). In der Zentralarbeitsgemeinschaft wird die burgenländische Lehrerschaft mit 1 Mitglied, in der burgenländischen Landesbeamtenkammer mit 2 und im Landtag ebenfalls mit 2 vertreten sein.¹¹⁹⁾

Um der Not der vielen stellenlosen Junglehrer zu steuern, wurden seit 1. Februar 1934 Lehramtsanwärter und Lehramtsanwärterinnen zur probeweisen Unterrichtserteilung an Volksschulen zugelassen.¹²⁰⁾ Die Zuweisung an Landes- und Gemeindeschulen geschieht durch den Landeshauptmann, an anderen öffentlichen Schulen durch die zuständigen Kirchenbehörden. Die Probelehrer erhalten vom Schulhalter eine Mindestentschädigung von 30 S. monatlich.¹²¹⁾

Im Zuge der Ersparungsmaßnahmen wurden die Lehrer zu Opfern herangezogen. Vorerst erfolgte ein Abbau der verheirateten Lehrerinnen, deren Mann öffentlicher Angestellter ist und dessen Einkommen einen gewissen nicht zu hoch bemessenen Betrag übersteigt, gestaffelt nach der Vorbildung des Mannes und der Kinderzahl. Ferner enthält das Gesetz¹²²⁾ noch eine wichtige Bestimmung: Verheiratung kommt der Dienstentsagung gleich (Zölibat). Das Eingehen einer Lebensgemeinschaft ohne Eheschließung ist ein Dienstvergehen und wird mit Entlassung geahndet. Ferner wurde das Gehalt der ledigen weiblichen Lehrkräfte um 2—15 Prozent gekürzt, das der verheirateten je nach dem Einkommen des Mannes noch mehr, wobei

¹¹⁷⁾ Ebenda 7, 1935.

¹¹⁸⁾ Ebenda 11, 1935.

¹¹⁹⁾ Ebenda 9, 1935.

¹²⁰⁾ 18. Gesetz, Verordnung des Landeshauptmanns des Burgenlandes, betreffend die Art und den Umfang der Verwendung der Probelehrer. L.G.Bl. 2, 1935.

¹²¹⁾ L.G.Bl. 1, 1935.

¹²²⁾ 41. Gesetz, Abbau verheirateter weiblicher Lehrpersonen und andere dienstrechtliche Maßnahmen. L.G.Bl. 6, 1934.

sich die Kürzung bei vorhandenen Kindern entsprechend vermindert.¹²³⁾ Damit wurde zum erstenmal der Grundsatz der Gleichberechtigung bei gleicher Arbeitsleistung durchbrochen. Eine Kürzung von 25—30 Prozent erfuhren die Leitungszulagen der Schulleiter.¹²⁴⁾ Neue Ersparungsgesetze (Pensionsstillegung, Einführung einer Dienstgebühr und Beförderungssperre) belasten neuerlich die Lehrerschaft.^{124a)}

Jedenfalls ist der Umbau des Schulwesens gegenwärtig noch nicht abgeschlossen. Ein Bundesgesetz vom Jahre 1935 sieht die Einsetzung eines Landeschulrates sowie von Bezirks- und Ortschaftsräten vor.¹²⁵⁾ Die Frage der kirchlichen und staatlichen Schulaufsicht bedarf der Regelung, ebenso die dienstrechtliche Stellung der Lehrer an konfessionellen Schulen (Neufassung der Bischöflichen Statuten), und die Berufskörperschaften müssen sich einleben.

Dorfgemeinschaften und Volksliedpflege im Bakonyerwald.

Von Anna Loschdorfer.

Was das „Volksmäßige“ gewisser Lieder ausmacht, warum sie „Volkslieder“ genannt werden, ist die Frage, die sich seit Herder jeder Forscher immer wieder stellt und die dem jeweiligen Zeitgeist und dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft gemäß verschieden beantwortet wird. Seitdem die neuere, idealistisch eingestellte wissenschaftliche Forschungsmethode die Wichtigkeit des Ganzen, der Zusammenhänge betont, erscheinen nacheinander volkskundliche Arbeiten, die an das alte Problem von dieser neuen Seite heranzukommen versuchen. Neben dem „Was“ wird das „Wie“, neben dem Inhalt die Art der Erscheinungsform betont. Man beginnt auch andere, früher sehr scharf getrennte Gattungen des Ueberlieferungsgutes in den Forschungskreis einzubeziehen, man versucht den Liedschatz einer bestimmten Gruppe als zusammenhängendes Ganzes in dem Verhältnis zu seinen Trägern zu erfassen.¹⁾ Diese Anschauung findet ihre Berechtigung darin, daß die verschiedenen „Gattungen“ des volksmäßigen Ueberlieferungsgutes kein abgesondertes Eigenleben führen, sondern vielmehr als Glieder einer verwidelten Verhältnisreihe aufzufassen sind, die einander gegenseitig bedingen, ergänzen und beeinflussen.²⁾ Sie erscheinen innerhalb der Bauerngemein-

¹²³⁾ 44. Gesetz, 1935, Ersparungen im Personalaufwand.

¹²⁴⁾ 18. Gesetz. L.G.Bl. 6, 1935.

^{124a)} D. L. Z. 2, 1936.

¹²⁵⁾ R. Dechant, a. a. D. S. 730.

¹⁾ Bringemeier, Martha: Gemeinschaft und Volkslied, 1931. S. 3.

²⁾ Ortutay, J.: A magyar falukutatás új irányai (Neue Wege der ungarischen Dorfforschung) Vigilia II. 1935. S. 15.

schaft in einem durch dauernde Bedürfnisse und geschichtliche Vorgänge genau bestimmten Rahmen. Was einmal Aufnahme findet, beginnt sich an die bereits gegebenen Ueberlieferungen sofort anzupassen und gewinnt eine eigenartige Prägung, die wir gewöhnlich als „volkstümlich“ bezeichnen.

Selbstverständlich hängt die Bauerngemeinschaft als soziales Gebilde von den geistigen Gegebenheiten der Zeit stark ab und ist somit bestimmten Entwicklungsgesetzen unterworfen. Doch scheinen die Kräfte, die in ihr von früher her wirken, zäher zu sein, als man es im allgemeinen vermuten dürfte. Verborgen in anderen Gemeinschaftsformen und in diese übergegangen, arbeiten sie weiter.³⁾ Da sie ziemlich schwer zu erkennen sind und überdies in einer anderen Zeit, in gewandelter Umgebung erscheinen, kann man von ihnen aus auf die Verhältnisse der Vergangenheit nur allgemeine Folgerungen ziehen. Leider unterließ es früher die Forschung, mit den einzelnen Stücken auch die Art ihrer Pflege festzuhalten. So fehlen uns ältere Berichte über die Funktion der Gemeinschaftsformen in der Bewahrung, im Gebrauch und in der Weitergabe der Ueberlieferungen. Dadurch blieb der Wissenschaft ein Weg verschlossen, der zur weiteren Einsicht in das Wesen des Volksliedes hätte führen können.

An diesem Punkte kann die Sprachinselforschung einsetzen. Ihr stehen noch verhältnismäßig viele Gebiete zur Verfügung, die nicht nur alte Liedstoffe, sondern auch die frühere Art des Gebrauches oft überraschend treu bewahrt haben. In den Sprachinseln haben sich vielfach Lebensgewohnheiten und Gemeinschaftsformen erhalten können, die das Mutterland nicht mehr kennt.⁴⁾ Die Trennung von der andersvolklichen Umwelt verengt das Forschungsgebiet auf ein räumlich klar umgrenztes Blickfeld. Die Wechselbeziehungen zur Umgebung und weiteren Landschaften sind nicht verwirrend zahlreich, bald zu übersehen. Dadurch kann das Wesentliche viel leichter herausgearbeitet werden. Es sollen nun hier anknüpfend an die Forschungen Julius Schwietering⁵⁾ und seiner Schüler Martha Bringemeier⁶⁾ und Gustav Hagemann⁷⁾ einige Beobachtungen folgen, die ich über die Dorfgemeinschaft als Trägerin des Volksliedes in einigen deutschen Sprachinseldörfern des Bafonnerwaldes⁸⁾ machen konnte.

³⁾ Das deutsche Volkslied, Zschr. (DVL.): 32. 93 ff.

⁴⁾ Kuhn, W.: Deutsche Sprachinselforschung, 1935. S. 260 ff.

⁵⁾ Das Volkslied als Gemeinschaftslied, Euphorion, 1929.

⁶⁾ Gemeinschaft und Volkslied, 1931.

⁷⁾ Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Norddrabenberg. 1931.

⁸⁾ Beszprémfaisz (Bf.), Beszprémhidegkut (Bh.), Márkó (M.), Bánd (B.), Komitat Beszprim, Bezirk Beszprim; Kendel (K), Magharpolány (Mp.), Kislöd (Kl.), Komitat Beszprim, Bezirk Devecser; Nagyganna (Ng.), Farkasgyepü (Fgh.), Komitat Beszprim, Bezirk Pápa.

Der Batonyerwald ist ein volkshundliches Rückzugsgebiet der Deutschen in Ungarn. Das Gebiet wird weder nördlich von der Budapest—Wiener, noch südlich von der Budapest—Tapolcaer Hauptverkehrslinie berührt. Auch die Städte: Besprim, Pápa, Zirc sind nur locker an das Verkehrsnetz gefügt. Die Dörfer liegen von einander entfernt in den Tälern der hügeligen Landschaft. Sie zählen nur wenige Einwohner. Eine Ortschaft mit 500 Seelen gehört schon zu den großen Gemeinden. Volklich sind sie ziemlich zusammengewürfelt. Alte madjarische Kleinadelsiedlungen, die die Türkenkriege überdauert haben, erscheinen unter deutschen und slowakischen Neugründungen.⁹⁾

Die deutschen Dörfer sind katholisch. Der sprachliche Ausgleich zweiter Stufe¹⁰⁾ ist in ihnen meist noch nicht eingetreten. (z. B. Beszprémhidégút, Lótvázsony, Kislöd, Bároszlöd, Magyarpolány, Kolontár, Lófut). Das Lied und Märchengut weist aber trotzdem eine ziemlich große Uebereinstimmung auf. Der Dialekt der Lieder ist durchwegs die bairische ui-Mundart, die in der Mehrheit der Dörfer gesprochen wird. Teils durch die Vermittlung der Stadt, teils aus der bäuerlichen Umwelt ist mancherlei madjarisches Volksgut übernommen worden (Lehnwörter, äußere Form der Häuser, Männertracht, Lieder, Märchen, Sagen u. dergl. mehr).¹¹⁾ In der Bildung dörflicher Gemeinschaften bestehen aber zwischen Deutschen und Madjaren wesentliche Unterschiede. In den einzelnen Orten gibt es zwischen Deutschen und Madjaren nur selten Mischehen und Festgemeinschaft.¹²⁾ Daher sind Uebernahmen madjarischer Gemeinschaftsformen schwer möglich. Allerdings sind in dieser Beziehung noch weitere Forschungen nötig.

Viele der gemeinschaftsgebundenen Formen gleichen einander in den volklich verschiedenen Ortschaften (Spinnstube, Maisrebeln, Federschleifen, Tanzereien, Hochzeit, Wallfahrt, Kirchweih u. a.). Ihre Rolle in der Pflege des Ueberlieferungsgutes stimmt auch überein (z. B. Singen und Erzählen in der Spinnstube, beim Federschleifen oder Maisrebeln u. dgl.). Es handelt sich aber in der Mehrheit der Fälle um Erscheinungen, die entweder durch die Religion oder die bäuerliche Lebensführung bedingt sind, sowie um primitives Gemeinschaftsgut. All diese Formen können als beiden Völkern zugehörig betrachtet werden, ohne von einer Gruppe übernommen worden zu sein. An diese Gelegenheiten gebundene Sitten und Gepflogen-

⁹⁾ Zsbert, A.D.: Das südwestliche ungarische Mittelgebirge, Langensalza. — Berlin-Leipzig 1931. Behandelt das Gebiet eingehend.

¹⁰⁾ Kuhn, W.: Deutsche Sprachinselforschung 1935. S. 257 f.

¹¹⁾ Die Bewohner des Gebietes sind durchwegs zwei-, oft dreisprachig. Sprechen die Deutschen madjarisch, so bedienen sie sich der Ortsmundart ihrer madjarischen Nachbarn; ihre Aussprache weist weniger schwäbische Züge auf als die der Deutschen in anderen ungarischen deutschen Sprachinseln. Die Männer sprechen in der Regel besser madjarisch als die Frauen.

¹²⁾ Vgl. Kuhn: Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. 1930. S. 158 ff.

heiten dürften aber bisweilen Unterschiede aufweisen, in denen sich manchmal der volkliche Charakter widerspiegelt. So scheint, um nur ein bestimmtes Beispiel herauszuheben, die starke Altersklassengliederung in den deutschen Dörfern zur völligen Absonderung der Jugend geführt zu haben, während dies in den madjarischen Gemeinden in viel geringerem Grade zu beobachten ist. Der äußerst starke Drang zur Bildung geschlossener Gemeinschaftsformen scheint eben ein besonderer Charakterzug der Deutschen zu sein. — Umgekehrt kommt das Tanya-System, das die madjarischen Gemeinden auch im Batonnerwald charakterisiert, in der Feldwirtschaft der deutschen Dörfer nicht vor. Falls sich ein Knecht aus einer deutschen Ortschaft in eine Tanya verdingt, kehrt er bald zurück. Die Einsamkeit, Abgeschlossenheit ist für ihn unerträglich.

Hat die fremdvölkige Umgebung auf die Gemeinschaftsformen der Sprachinseldörfer aktiv nicht eingewirkt, so übt sie wenigstens einen passiven Einfluß aus. Die Sprachinsellage fördert den engsten Zusammenschluß der Sprachinselmenschen. Da der Zusammenhang mit der alten Heimat abgebrochen ist und die neuen Zuströme von seiten der Umgebung verhältnismäßig spät einsetzen, blieben Ueberlieferungsformen bewahrt, die im Mutterlande bereits untergegangen sind.¹³⁾ Dementsprechend ist das Volksgut der Batonner Schwaben reich an Altformen. In der Pflege ihrer Ueberlieferungen dürften sich auch Züge eines höheren Alters bemerkbar machen.

Der starke Gemeinschaftscharakter zeigt sich nicht nur bei der Ausübung von Sitte und Brauch im täglichen Leben und bei Unterhaltungen, sondern auch in der Pflege sprachlich gebundenen Erzählgutes. Besonders die Pflege des Gesanges innerhalb der verschiedenen Gruppen ist auch heute noch eine durchaus lebendige Erscheinung. Ihre Formen weisen in den verschiedenen Dörfern ziemlich große Uebereinstimmungen auf.

Das Singen — durch die Sitte getragen — geht von einer bestimmten Gemeinschaft, der Familie aus, um zu ihr zurückzukehren. In diesem Kreislauf berührt es aber alle Gemeinschaftsformen des Dorfes.

I. Erste Anfänge im Singen.

Die Entfaltung musikalischer Fähigkeiten ist in erster Linie von der Familiengemeinschaft bedingt; von ihrem Bereich strahlt die Wirkung des begabten Einzelnen aus. Die Kinder leben im vorschulpflichtigen Alter ziemlich abgesondert im Elternhause, falls es im Dorfe keinen Kindergarten gibt. Ihr Singenkönnen hängt lediglich von den Familienverhältnissen ab. Dies gibt auch für das spätere Verhalten den Ausschlag. Die Musikalität

¹³⁾ Ruhn: Deutsche Sprachinselforschung. S. 259.

ist eine Erbanlage, die aber durch die Sangesfreude der Umgebung gefördert werden kann. Der Jugendliche, der die ersten Anregungen zum Singen schon in der Familie erhalten hat, kann mit einer größeren Anzahl von Liedern und mit Interesse und Liebe zum Gesang in die Kameradschaft eintreten und die Führerrolle übernehmen.

Die Kinder hören in der Mehrheit der Fälle ihre ersten Lieder von der Großmutter oder von dem Großvater.¹⁴⁾ Das planvoll eingerichtete Hauswesen beruht nämlich auf der Teilung der Arbeit. Die älteren Frauen oder die arbeitsunfähigen älteren Männer betreuen die Kinder. — Die Heirat wird früh geschlossen. Das junge Paar zieht in der Regel in das Haus des Hoferber. Einstweilen sind sie völlig besitz- und rechtlos und nehmen die Stelle eines Knechtes oder einer Magd in der Arbeit der Hofgemeinschaft ein. Ihre Kleidungskosten trägt der Vater. Er gibt vor Unterhaltungen die kleineren Geldspenden dem jungen Ehemann. (Es ist eine große Sache, wenn die Frau ein Kalb geschenkt bekommt, das sie aufziehen darf. Dann ist der Milchertrag ihr eigener Erwerb, über den sie frei verfügen kann.) Die noch schwache und unerfahrene junge Frau wird besonders in den reicheren Ortschaften, überhaupt wenn sie bei der Mutter bleibt, ziemlich geschont. Sie pflegt ihre Kinder mit Hilfe der Mutter und besorgt die Hauswirtschaft nur ausnahmsweise. Die häusliche Arbeit erfreut sich besonders unter jüngeren Leuten keiner besonderen Beliebtheit. Man zieht die Feldarbeit vor; sie bietet nämlich mehr Abwechslung und Gesellschaft, fördert die Gesundheit und beansprucht weniger Sinn für die richtige Einteilung der Zeit.

Ist nun die Großmutter oder der Großvater für Lied und Gesang eingenommen, so können sie die musikalische Entwicklung einer ganzen Reihe von Enkelkindern günstig beeinflussen. Das Versorgen der Kleinen ist nämlich eine ziemlich harte Aufgabe, besonders wenn sie verdrießlich oder, was nicht selten, verwöhnt sind.¹⁵⁾ Zum Zerstreuen der Kleinen haben die Pfleger allerhand Versen und Liedchen zur Hand. Mitunter gibt es Gewandte, die sich durch eine auffallend große Zahl solcher Lieder auszeichnen.¹⁶⁾

Frau H. in B. erzählt, daß die Leute in Márkó sofort aufmerksam wurden, als eine Frau aus der Verwandtschaft ihrem Kinde ein bisher

¹⁴⁾ In Vf. Mp. R. G. Fgh. heißen sie „adl“, „ädl“; in Bb. „frela“, „herla“.

¹⁵⁾ Vgl. Schullerus: Siebenbürgische Volkskunde, S. 102.

¹⁶⁾ In Vf. z. B. Frau L. 50 J. a., in Mp. Herr Franz M. 72 J. a. — Nur eine muß dabei das Lied wirklich beherrschen. Die meisten können die Lieder nur „mitsingen“, d. h. sie könnten das Lied nicht selbständig vortragen.

nicht gehörtes Wiegenlied sang. Sie hat das Lied und das Bild der Situation mehr als 40 Jahre hindurch treu in ihrem Gedächtnis bewahrt.

Sonntags und an langen Winterabenden singt man den Kleinen besonders viel vor. Verschiedene Lieder geistlichen und weltlichen Inhalts wechseln in bunter Folge. Ist noch jemand anwesend, so wird zweistimmig gesungen, vielfach unbewußt. Man singt aber nur hinter dicht verschlossenen Türen und Fenstern, um nicht verspottet zu werden.¹⁷⁾

Sind die Voraussetzungen günstig, so vertauschen die heranwachsenden Kleinen ihre passive Rolle mit einer aktiven Betätigung am Singen. Sie beginnen nach und nach kleine Lieder mitzulallen. Es gibt Kinder, die mit drei, vier Jahren eine Anzahl solcher Bierzeiler ganz rein singen können. Ich kenne ein Mädchen aus Magyarpolány, das nicht einmal drei Jahre zählt und eine ganze Reihe kleiner Lieder getreu wiederzugeben versteht. Solche Kinder gelten dann bei Anlässen, wo sich die Verwandtschaft versammelt¹⁸⁾, als eine Art Wunderkinder, und tragen zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. Die Lieder der Kleinen sind nämlich nicht immer ausgesprochene Kinderlieder. Auf den Inhalt kommt es kaum an. Es hat gerade eine komische Wirkung, unpassendes aus Kindermund zu hören.

Frau S. in Bf. lehrte z. B. ihre 5jährige Enkelin das verb erotische Lied vom Pfannenflücker.¹⁹⁾ Wenn sie in Gesellschaft kamen, sang diese das Lied unter großem Gelächter der Zuhörer vor. So einmal in Márkó bei einem „Rhinztisch“ (Taufschmaus,²⁰⁾ wo es darauf ankommt, wie lang die Gäste beisammen blieben) hieß sie ihr, als die Heiterkeit schon nachzulassen begann, das Lied vorzusingen. — Ihre Tochter hat gleichfalls in diesem Alter mit dem Bierzeiler „Wenn mein Vater ein Stieglitz wär“²¹⁾ bei Erwachsenen viel Erfolg gehabt. — Bei Wallfahrten hatte die Enkelin der Frau S. auch ein eigenes Vortragsstück, das 23 Strophen lange Lorenzi-Liad²²⁾, das in der Umgebung sonst nicht bekannt war. Sie erntete damit immer Beifall.

¹⁷⁾ Dies dürfte dafür zeugen, daß es sich in diesen Fällen um eine persönliche Liebhaberei handelt, im Gegensatz zu der anders eingestellten Mehrheit. Vgl. Naumann: Primitiv-Gemeinschaftskultur. S. 13. „Strenge Gemeinschaftsordnung übt Kontrolle, die keine Ausnahmen duldet.“

¹⁸⁾ Sawataanz, oder Mehlsupm Bh. (Schweinschlachten). Verspreches (Verlobung), Mahlzeit (Hochzeit), Rhinztisch (Taufschmaus).

¹⁹⁾ Marriage: Volkslieder aus der badischen Pfalz, 1902. Nr. 174.

²⁰⁾ Sartori: Sitte und Brauch. I. 38 f.

²¹⁾ Ein sehr verbreiteter Bierzeiler auf süddeutschem Gebiet (vgl. zahlreiche N-Nummern im Deutschen Volksliedearchiv).

²²⁾ D. Bl. 37. 110.

II. Ständige Singgemeinschaften.

1. Kameradschaft der Schulpflichtigen.

Mit dem Eintritt in die Schule steht auch das Dorfkind an einem Wendepunkt seines Lebens. Besonders zwei Umstände sind es, die seinem Leben ein neues Gepräge verleihen: einerseits eine gewisse Loslösung von der Familie, andererseits der Anschluß an eine neue Gemeinschaftsform, die „Kameradschaft“.²³⁾

Bisher verkehrten die Kleinen nur mit Verwandten, höchstens mit Nachbarkindern. Soziale Unterschiede kamen häufig zur Geltung. Nun ist dies aufgehoben. Die Schulkinder knüpfen miteinander gemeinschaftliche Beziehungen an und halten als Kameraden und Kameradinnen zusammen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird außerhalb der Schule durch besondere Sitten gehoben.

Im Winter wird jeden Sonn- und Feiertagnachmittag die *Rei* (Vorsäß oder *Kear*)²⁴⁾ abgehalten. Die Schulkinder versammeln sich, in zwei Gruppen geteilt (6—9jährige, 10—14jährige), in je einem Haus der Mädchen. Die Erwachsenen müssen das Haus verlassen.

Eine gemeinschaftliche Feier der Kinder ist der *Kindertanz*²⁵⁾ an den drei letzten Faschingstagen. Jetzt kommen die Häuser der Knaben an die Reihe. Ältere Gäste sind immer anwesend.

Von Ostersonntag an streifen sie auf dem Felde herum. Im Frühling gehen sie gemeinsam Sträuße, Kräuter und Beeren sammeln.²⁶⁾

Wenn den Kindern im öffentlichen Leben noch keine bedeutende Rolle zuteil wird, beginnen sie doch allmählich als Gemeinschaft selbständig zu handeln (z. B. an den Heisch- und Bittagen). Im gemeinschaftlichen Singen ist dieser Zeitraum auch eine Periode des Ueberganges. Es gibt schon Gesänge, die zu wissen die Sitte vorschreibt: das Neujahrslied für die Knaben,²⁷⁾ das Weihnachtslied für die Mädchen.²⁸⁾ Sonst wird aber für ihren Gesang weiter noch keine Sorge getragen. Die Liedkundigen, die ihnen

²³⁾ Sartori: Sitte und Brauch, II. 188 f.

²⁴⁾ *Rei* (in *Al. R. Vgh. Mp. G. Fgh.*). Die Sitte ist auch in den schwäbischen Dörfern der *Tolnau* bekannt und wird gleichfalls *Reih'* genannt. (Mitgeteilt vom *Frl. J. Steinsch*). Im Siebengebirge heißen die heiratsfähigen Burschen *Reijungen*. Vgl. Sartori: Sitte und Brauch, III. 184. — In *Tótvázsony* heißt auch die Spinnstube *Vorsäß*. Ueber die *Kear* berichtet Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch*, folgendes: „mhd. *kere* neben dem *masc. kër*. die Wendung überhaupt, sowie besonders beim Tanzen und anderen Handlungen, die nach Absätzen vorgenommen werden.“

²⁵⁾ Sartori: Sitte und Brauch II. 94. Bonomi: Arbeiten zur deutschen Philologie (*ADPh.*) LIII. 104. (*Ofner Bergland*, Ungarn).

²⁶⁾ Sartori: Sitte und Brauch II. 122.

²⁷⁾ *Zf. f. Wf.* 4. 206. Nr. 15.

²⁸⁾ *Deutsch-ungarische Heimatsblätter (DUHbl.)* I. 102 ff. und I. 158 ff.

Lieder beibringen könnten, stehen der erwachsenen Jugend zur Verfügung. Nur wer aus einer sangesfrohen Familie stammt, lernt die Lieder der Erwachsenen. So sind die Kinder besonders im Sommer durchwegs aufeinander angewiesen. Sie lernen gegenseitig die einzelnen Kenntnisse und Fertigkeiten schätzen. Was der eine weiß, wird den anderen beigebracht. Dieser Umstand sorgt schon jetzt für die Einebnung des Liedschazes; die führenden Persönlichkeiten beginnen ihren Einfluß auszuüben.

Lieder der Kinder in B f. um 1932:

1. Kristkinderlied (in allen Dörfern der Umgebung bekannt).
2. Neujahrslied (die Kinder singen die ältere Form des Liedes).
3. Möcht ihr wissen, wie der Bauer (genau entsprechende madjarische Variante: Bartók, Béla: Das ungarische Volkslied, Nr. 529).
4. Dort drunt in den Raum, steht ein Birnbaum.
5. Hab ich mein Schimmerl verkauft. Hermann Egid, ADPh. XXXVIII. Budapest, 1929. S. 115.
7. Am Montag ham mer ein Frischkoch. Schmidt, G., ADPh. XXV. 1919. S. 68. Nr. 37.
8. Mein Vater sein Haus ist mit Lezööt'n deckt. Hummel, Dominik: Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich. (Hummel, Bibliographie) Nr. 409.
9. Drei Winter und drei Sommer, drei Aepfel auf den Baum. Hummel, Bibliographie, Nr. 139.
10. Unser Nachbar: szomszéd (madj. Nachbar). Höhr: Siebenbürgisch-sächsische Kinderlieder, Nr. 77—78. (S. 39—37).
11. In Rendel san fimsf Juden. Marriage: Volkslieder aus der badi-schen Pfalz. Nr. 209.

2. Kameradschaft der Jugendlichen.

Auch im Leben der Jugend wirken gemeinschaftsbildende Kräfte.²⁹⁾ Eine ganze Reihe wechselseitiger Beziehungen rufen ein stark empfundenenes Gefühl des Verbundenseins hervor.

Die Beziehungen zur Hausgenossenschaft vermögen auf den Zusammenschluß der Jugend nicht störend einzuwirken. Wohl führt die gleiche Art der Beschäftigung die erwachsenen Söhne und Töchter des Hauses in die Familie zurück (im Gegensatz zu den Kindern, die an der Arbeit in der Regel nicht teilnehmen), doch erfolgt das völlige Aufgehen in der Hofgemeinschaft erst nach der Heirat. Ueber ihre arbeitsfreie Zeit verfügt die Jugend durchaus selbständig. Im Gegensatz zu Frauen und Knechten fühlen sie sich auch durch soziale Rücksichten weniger gebunden.

²⁹⁾ Sartori: Sitte und Brauch II. 173. — E. Seemann: Das Volkslied (Deutsche Volkskunde, herausgegeben von John Meier) S. 263.

In der Schichtung der Dorfgemeinschaft nimmt die Gruppe der Jugend eine besondere Stellung ein.³⁰⁾ Die Kameradschaft ist die Trägerin eines durch überlieferte Sitten geregelten gesellschaftlichen Verkehrs. Die Beteiligung am Brauchtum,³¹⁾ die Veranstaltung geselliger Unterhaltungen und nicht zuletzt die Pflege des gemeinschaftlichen Gesanges sind die Aufgaben, die fast ausschließlich dieser Gruppe zukommen.

Die Neigung zur schärferen Absonderung der Altersklassen kommt schon rein äußerlich des öfteren zur Geltung (Tracht), desgleichen ist sie für die Bildung bestimmter Gemeinschaftskreise innerhalb der Dorfgemeinschaft von ausschlaggebender Bedeutung.

Der Eintritt in die Klasse der Erwachsenen, d. h. die Aufnahme in die Kameradschaft geht durch den Einkauf³²⁾ vor sich.

In Vf. erfolgt die Aufnahme nach einer Verabredung der Burschen, wenn die Zahl der Mitglieder schon stark abgenommen hat. Die Neulinge müssen einen Laib Brot, Bratwurst, Speck und je einen Liter Wein spenden. Die Gaben werden im Wirtshaus von den älteren Burschen verzehrt. Nachher sperrt einer der älteren Burschen die Wirtstür zu. An den Fenstern stehen schon Neugierige, die über die zu erfolgende Handlung bereits unterrichtet worden sind. Die Neulinge legt man der Reihe nach auf die Bank, man wirft ein Schipperl Stroh oder ein „Simperl“ auf sie, und dann werden sie tüchtig durchgeprügelt. Ist diese Handlung vollzogen, stellt man sie in einem Kreis auf. Der älteste Bursch stellt dem Kandidaten ein volles Weinglas auf den Kopf, erklärt ihn für aufgenommen und schüttet den Inhalt auf seinen Kopf.

In Bh. sind die Burschen in zwei Gruppen geteilt: kleine Burschen, große Burschen. Man kauft sich in die Kameradschaft der jüngeren Burschen ein (2 Liter Wein), vor dem Eintritt in die Gemeinschaft der größeren Burschen kauft man sich aus (2 Liter Wein); nachher kann erst die Aufnahme in die Kameradschaft der größeren Burschen erfolgen. Die Neulinge zahlen 4 Liter Wein. Sie werden von dem „Rowischbursch“³³⁾ aufgenom-

³⁰⁾ über die Burschenschaft vgl. Karasch, A.: Burschenbünde und Rechte in den Pfälzerfiedlungen Galiziens. Schaffen und Schauen Jg. 9, Heft 10 (Juni 1933). S. 34 ff.

³¹⁾ Sartori: Sitte und Brauch II. 188 f.

³²⁾ Ebda. S. 188. Anmerkung 4.

³³⁾ Burschenälteste. Der Name wurde von älteren Bauern in Bh. und R. folgendermaßen erklärt: der Name soll aus dem madjarischen „rovás“ „Kerbholz“ stammen. Auf ein Stück glatt geschnittenes Holz wurden Einschnitte je nach der Zahl der getrunkenen Liter Weine geschnitten. Eine Hälfte dieses Holzstückes gehörte dem Wirt, die andere war im Besitz des Burschenältesten. Gegenwärtig erinnern sich nur die 70—80-Jährigen an diesen Brauch. Zu dieser Erklärung ist aber zu bemerken, daß es „Roweschburschen“ auch in Niederösterreich, Südmähren und im Böhmerwald gibt. Es kann somit möglich sein, daß der Name schon mitgewandert ist und die Erklärung durch Volksetymologie entstand.

men. Der Rowischburscht wird durch Abstimmung gewählt („Wahlung ab-gewa“). Nach der Wahl zahlt der Gewählte vier, die übrigen je einen Liter Wein.

In K., wo heute der Brauch schon verschwunden ist, kostete der Einkauf einen Gulden. In die Kameradschaft wurden die 14—15jährigen Burschen (nach Beendigung der Donnerstagschule) aufgenommen. Absagen durfte keiner, sonst wäre er als Feigling geschimpft worden. Oft wollten die jüngeren noch nicht in die Kameradschaft der großen Burschen eintreten. So mußten diese die Neulinge fangen. Sie nahmen sie auf die Schulter und trugen sie in das Wirtshaus. Die Jüngeren weinten oft, sie wollten ihre kleine Kameradschaft noch nicht verlassen, es mußte aber sein. — Der Neuling wählte sich einen Keet (Taufpate). Er zahlte ihm beim Einkauf einen Liter Wein. Nachher mußte er ihn einen ganzen Monat lang, wenn er mit ihm zusammentam, Keet nennen. Hatte er das vergessen, so wurde er mit einem Liter Wein bestraft. Die Neulinge durften im Wirtshaus mit den großen Mädchen tanzen. Den Mädchen war es nicht erlaubt, ihnen den Tanz abzusagen.

In Ng. zahlten die Neulinge ebenfalls Wein, außerdem war es ihre Pflicht, das „Krišt“ (Gerüst-Podium für die Musikanten vor den Tanzunterhaltungen) aufzustellen.

Die Mitglieder dieser Kameradschaft heißen im Gegensatz zu den Kindern „Wirtshauspuima“, „Wirtshausmäintscha“ (Wirtshausbuben, Wirtshausmädchen), weil sie schon im Wirtshaus tanzen dürfen. Genau genommen zerfällt die Kameradschaft der Jugendlichen in zwei Gruppen, in die Gruppen der „Großen“ und „Kleinen“. Die Gruppen begehen die Kei' für sich, auf dem Tanzboden erscheinen sie aber gewöhnlich gemeinsam. Die Führer sind immer die Älteren, die Jüngeren passen sich an das Leben der Kameradschaft erst allmählich an. Sie erwerben den gehörigen Liedschatz auch erst mit der Zeit.

Zu den besonderen Rechten der Burschengemeinschaft gehören die Veranstaltung geselliger Unterhaltungen, die Pflege gemeinschaftlich begangener Bräuche, sowohl im Laufe des Jahres, als auch bei besonderen Gelegenheiten (z. B. Neujahrswünschen, Faschings- und Frühlingsbräuche, Heischgänge, eine Anzahl der Verlobungs- und Hochzeitsbräuche u. dgl. Sie üben in manchen Gemeinden das Stehlrecht³⁴⁾ noch heute aus, besonders in Wp. und Fgn.). Sie bewachen auch das sittliche Verhalten der Dorfgenoßen.³⁵⁾ In Wf. singen sie z. B. die betreffenden Personen aus. Früher

³⁴⁾ Karasek, A.: Burschenbünde und Rechte. Schaffen und Schauen. Jg. 9, Heft 10 (Juni 1933). S. 35 f.

³⁵⁾ Ebda.

diente dazu ein deutsches Lied: „Einmal eins ist eins“³⁶⁾, heute ein magyarisches: „Azt mondják, hogy“.

Die Mädchenschaften sind durch ihre Sitten und Rechte nicht so scharf ausgeprägt, wie die Burschenschaft. Sie halten wohl stark zusammen, erscheinen überall gemeinschaftlich und bewahren in ihrer Kleidung die Gleichförmigkeit. Ihre Rolle ist aber eher passiv. Nur aus Vf. ist mir der folgende Brauch bekannt: Die Mädchen backen zu Aschermittwoch eine grillageartige Torte. Zucker und Mandeln spenden die Jüngern, die eben in die Kameradschaft aufgenommen worden sind. Die Burschen versuchen die Torte, oft schon den Zucker und die Mandeln zu stehlen. Gelingt ihnen das nicht, so wird die Torte von den Mädchen gemeinsam verzehrt. — Früher war es auch Sitte, daß in der Spinnstube nur die Mädchen zu schaffen hatten. Wen sie nicht gerufen hatten, der durfte nicht erscheinen.

Gelegenheiten zum Gesang bieten die geselligen Zusammenkünfte. Entweder kommen die Burschen im Wirtshaus zusammen oder sie verbringen gemeinsam mit den Mädchen ihre freie Zeit. Die Art und die Bedeutung dieser Zusammenkünfte in der Pflege des gemeinschaftlichen Gesanges ist verschieden.

Eine regelmäßig wiederkehrende Veranlassung zu geselligen Zusammenkünften bietet der freie Sonntagsnachmittag. Die Burschen verbringen diese Zeit teilweise im Wirtshaus. Im Sommer wird mit Kegeln gespielt, im Winter getrunken und gesungen. Bei dieser Gelegenheit kommen die ausgesprochenen Burschenlieder (Zechlieder und erotische Lieder) zum Vorschein. Abgesehen von einigen wenigen altüberlieferten Stücken ist eben diese Liedgruppe sehr wandelbar. Des Inhaltes wegen werden diese Lieder der nächsten Generation gewöhnlich nicht weitergegeben, sodaß fast jede Altersklasse ihre besonderen Burschenlieder hat.

In Vf. wurden folgende Burschenlieder gesungen:

Kameradschaft der gegenwärtig 60-Jährigen.

Adamslied (Als der Herrgott die Welt hat erschaffen), Fruhwirt, E.:

Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Oberösterreich (Handschrift. Fruhwirt: Bibliographie) 1931 Nr. 38 d.

Es war einmal ein junger Knab, Jungbauer: Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. 1913. (Jungbauer: Bibliographie) 544 g.

Ich bin ein frisch jungs Weibchen, ebenda. 546 a.

In Bámis, da is Kiritach, Hummel: Bibl. Niederöst. 422 c.

³⁶⁾ DBA. A 110/173.

Kameradschaft der gegenwärtig 50-Jährigen.

Auf der Aschicht, da is gut lem.

Der Lehrbui von Naglschmied, Hummel: Bibl. 309.

Madl ho=ho.

Schöns Mariandl, wo gehst denn du hin? Jungbauer, Bibl. 406 b.

Schwarzbraunes Mättichen, hu hast ein schönen Mund.

DBA-A 121/282.

Wasser und Wein, Js. d. B. f. Bk. 26. 91.

Wir sind junge Burschen, wir sind noch nicht alt. Hummel: Bibl. 778.

Kameradschaft der gegenwärtig 40-Jährigen.

Adamslied (Als halt Gott Vater die Welt hat erschafft). Fruhwirt:

Bibl. Nr. 38 a.

Bald gras ich am Ader.

Berg auf bin ich gangen.

Kleiner Mann große Frau, Hummel: Bibliographie, 395 a.

Ich muß mir blaue Hosn machn lassn a. Hummel: Bibl. 406.

In Rendel san fims Juden, Marriage: Pfälzische L. Nr. 209.

Lustig, lustig ihr deutschen Brüder, Hummel: Bibl. 495.

Hansl sticht a Rüsserl auf, Gundlach: Tausend Schnadahüpfln, 989.

Unser Knecht heißt Fri=Fra=Franz, Hummel, Bibl. 302 b.

Welcher ist mein bester Freund? Erk-Böhme (E.=B.) III, 119.

Wie komm ich bei der Tür herein? E.=B. II. 460.

Kameradschaft der gegenwärtig 30-Jährigen.

Der Himmel ist so trübe. Kontaminiert mit: Ich bin ein frisch jungs Weibichen.

Hab ich mein Schimmerl verkauft, Jungbauer: Bibl. 2080.

Haididlum mein Weib ist krumb.

Ich hab a Heena a gshederti.

Mein Mutter hat gsagt, Hummel: Bibl. 510.

Schönstes Lischchen, schwarzbrauns Mättichen.

Wann i amal stiarb, stiarb, Hummel: Bibl. 1144.

Burschenlieder um 1933.

Schwarzbraunes Michелеin, Mautner: Alte Lieder aus dem steiermärkischen Salzkammergut, S. 75—76.

Der Bauer in Schwaberland, Hummel: Bibl. 267.

Der Bauer wollt um Landholz fahrn (Pfaffen-Lied), Flugblatt DBA. Bl. a. 256.

Da rein bin ich glausa. D. VI. 32. 113.

Da drom am Berg, da steht ein hochs Haus, D. VI. 33. 93.

Nr. 46—7.

Ei geh und leg dich nieder, E.=B. II. 633.

Einst es kommt zu mir ein Schuster daher, Hummel: Bibl. 289.

Er hat ein

Ich hab ein kleins Haiserl am Khan, Kunstlieder im Volksmund
(KiB.) 147.

In Hamburg da bin ich gewesen.

In Pulein steht ein Haus, Höhr: Siebenb. VI. Nr. 155.

Martin Luther wollt mit seiner Frau Kadi die Vesper singen, Hummel:
Bibl. 281.

Sechs Madl san ins Kloster ganga. (Aehnlich Hummel: Bibl. 281.)

Oh Susanna, Hermann, E.: ADP. XXXVIII. Nr. 86.

Mir san von puri=puriwutt.

Was werden die Soldaten trinken. (Parodie des Liedes E.=B. III. 208.)

Ei Polian wo ist dein Bruder. (Napoleonslied.)

Ist denn das schon wirklich war? (Napoleonslied) Fruhwirt: Bibl. 808.

Ehestandslied. (Von Musikanten aus Kislöd gelernt.)

Leiblieder des Sekundanten Fr. S. und des Vorsängers J. Cz.

Die Rose riecht, der Dorner sticht. Jungbauer, Bibl. 1066.

Die wahre Freundschaft soll nicht „wandern“, Almania, 39. 105.

Ein Schatz hab ich ghabt und den soll ich meiden?

Frühmorgens zu jeder Zeit. DBA—A 108, 978.

Verlassen, verlassen, Jungbauer: Bibl. 1907.

Schatz merk dirs den Baum, Hummel: Bibl. 131.

Zu den Burschenliedern gehören einige Soldatenlieder, andere werden von der ganzen Kameradschaft gesungen. Während des Weltkrieges sind viele Soldatenlieder im Dorf gesungen worden. Früher, als die Rekruten nach Wesprim zur Assentierung gingen, wanderten sie singend, die Hüte mit bunten Bändern geschmückt, durch das Dorf³⁷). Sie sangen dabei bestimmte Lieder. So z. B. in Vf. und Vh. beim Fortgehen:

Jetzt reisen wir beim Tor hinaus, Audje! Hummel: Bibl. 133.

Nach Wesprim werden wir gefihrt. Hummel: Bibl. 739 a.

Wie regieret die Falschheit. Hummel: Bibl. 739 i.

Auf dem Heimweg kam folgendes Lied an die Reihe:

Soldat lehrt vom Krieg zurück, hurra! E.=B. I. 191.

Die dann einrücken mußten, haben folgendes Lied gesungen:

Ich bin ein junger Knab, mich tuns zitiern nach Raab.

³⁷) Vgl. Seemann, E.: Das Volkslied (Deutsche Volkskunde, hrsg. von John Meier) S. 265.

Burschen und Mädchen kommen Sonntags auch regelmäßig zusammen. Im Winter bietet dazu die Kei (Borsäk, Rear)³⁸⁾ Gelegenheit. Im Sommer und im Frühling gehen sie auf der Dorfstraße auf und ab.³⁹⁾ Manchmal streifen sie auf dem Felde herum. Während bei der Kei, besonders unter den Kindern, viel erzählt wird, aber nie gesungen, so singt man im Sommer fast während des ganzen Sonntagsnachmittags. Die Dorfgemeinschaften hören gern den Gesang der Jugend. Am besten ist der Brauch noch in Mp. erhalten geblieben, die Mädchen voran, die Burschen hinterher, spazieren sie singend auf der Hauptstraße des Dorfes auf und ab. In Vf. ist nur noch ein letzter Ausläufer dieser Sitte bewahrt. Die Mädchen versammeln sich am Ende der einzigen Dorfstraße und lassen sich auf die Bank des letzten Hauses nieder. Bald erscheinen die Burschen, es entfaltet sich eine lebhaftere Unterhaltung. Die Mädchen stimmen oft Lieder an. 1931 fast jedesmal die in Ungarn stark verbreitete Kontaminationsform der Nonnenballade.⁴⁰⁾ Die Burschen übernehmen entweder die Begleitung, oder machen sich über Text und Melodie lustig. Dieses Schicksal widerfuhr dem Lied: „Du, du liegst mir im Herzen“⁴¹⁾ das nachher nie wieder zu hören war.

Die Jugend singt in Vf. gegenwärtig vorwiegend madjarisch. 1931 waren noch verhältnismäßig viele deutsche Lieder bekannt.

1931 zählte die Kameradschaft der „midla Maintscha“ (jüngere Mitglieder der Kameradschaft) vier Mitglieder. Naani E. 15 J. a., Lisi Cz. 16 J. a. Miädi St. 14 J. a. Vorsängerin war: Käsi H. 15 J. a. Nach ihrer Heirat wurde Miädi St. die Vorsängerin.

Anna E. hielt sich eine Zeit lang wegen Trauer von den Zusammenkünften fern. Lisi Cz. ist nicht musikalisch. Käsi H. und Miädi St. waren aber sehr sangesfroh. Neben den madjarischen Liedern beherrschten sie eine

³⁸⁾ Die bereits erwähnte Kei ist eine eigenartige Erscheinung im Leben der Bakonyerdörfer. Schon die sechsjährigen Kinder nehmen daran innerhalb ihrer Kameradschaft teil und das wird so bis zu der Heirat fortgesetzt. Nur in Ganna gehen die jüngeren Knaben nicht mit den Mädchen in die Kei. Sie haben einen „Mitlasser“, der die Teilnehmer zusammenruft und einen „Wegjauker“, der jeden beliebigen hinausweisen kann. Die Sitte fordert es ausdrücklich, daß im Haus (die Häuser der Mädchen kommen abwechselnd an die Reihe) außer den Teilnehmern niemand anwesend sein darf. Das Volk hält an diesem Brauch äußerst zäh fest, obwohl dieser von Seiten der Kirche und der Schule ununterbrochen angegriffen wird. Die Kei nimmt nämlich oft sehr bedenkliche Formen an, namentlich, wenn das Licht abgelöscht wird. Das ist auch einer der Gründe, warum die Sittlichkeit der Schwabendörfer im Bakonyerwald so stark verrufen ist.

³⁹⁾ Vgl. Seemann: Das Volkslied. S. 263.

⁴⁰⁾ D.W. 37. 134 f.

⁴¹⁾ RiW. 384.

Anzahl deutscher Lieder, die teils Erbschaft der vorangehenden Kameradschaften, teils neue d. H. in der Kameradschaft aufgebrachte Stücke waren.

Käsi H. bevorzugte die sentimentalen Lieder, die sie von ihrer Schwester lernte. Miädi St. erlauschte mehrere wenig erbauliche Lieder von den Burschen.

Der Liedschatz dieser Gruppe gestaltete sich folgendermaßen:

1. Ueberlieferte Stücke.

1. Maria spinnt den Faden, D. Bl., 37, 116.
2. Liebe=Streiten=Lied, E.=B. III. 1094.
(Die 25—30 Jährigen sangen das Lied auf eine andere Melodie, die neue Weise verursachte Textveränderungen.)
3. Die Nonne, D. Bl. 37. 134.
4. Ich bin schon längst in Schtüll geschwiegen, E.—B. II. 657—9.
5. Graferin und Reiter('s Ritter=Viat) E.—B. I. 815.
6. Die neuere Fassung der Ballade (in Ungarn stark verbreitet), vgl. D. Bl. 32, 32.
7. Der Jäger in den grünen Wald, E.=B. III. 1450.
8. Samstag auf die Nacht, da geh ich zu mein Schatz.
9. Drei rote Röslein auf der Wache, Tschida 35.
10. Der eifersüchtige Knabe, E.=B. I.
11. Das Jugend=Lied, E.=B. II. 543.
12. Hilf oh Himmel, ich muß sterben, E.=B. II. 792.
13. Ist das nicht die edle Straßen? Hermann, 21.

2. Neue Stücke.

1. Das Hirtlein=Lied, Erf=Böhme, I. 212.
(Von Frau Czigler=Ziegler — 53 J. a. gelernt.)
2. Es ging einmal ein verliebtes Paar, John Meier, Volksliedstudien 12.
(Von Frau Czigler).
3. Geh hinauf auf hohe Berge, E.=B. III. 115.
4. Auf den Berg, da rauscht das Wasser, Köhler=Meier, 73.
5. Das Mutterherz, (Ein Wiener Chanson).
6. Mädchen, wenn ich dich erblicke, E.=B. II. 566.
7. Nur noch einmal in meinem ganzen Leben, RiB. 505.⁴³⁾
8. Uebermorgen muß ich weg von hier. E.=B. III. 1993—97.
9. Du, du liegst mir im Herzen, RiB. 384.⁴⁴⁾

⁴²⁾ Die Lieder 3—6 haben sie von den Burschen gelernt, die sie aus fremden Ortschaften gebracht haben.

⁴³⁾ Von den Musikanten gelernt.

⁴⁴⁾ Von den Dorfmusikanten gelernt, es wurde wenig gesungen.

3. Lieder der Käsi Heinbach.

1. Es leucht der Mond so wunderschön, Jungbauer, Bibl. 375.
2. Es hat einmal geregnet, E.=B. II. 1008. 1011.
3. Soll ich euch das Mädchen nennen, KiB. 527.
4. Mariechen saß weinend im Garten, KiB. 210.
5. Wir sitzen so fröhlich beisammen, KiB. 89.

4. Lieder der Miädi Steinbach.

1. Da rein bin ichs glaufa, Jungbauer, 195.
2. Ich hab ein kläins Häiserl am Khan, KiB. 147.
3. Ei geh und leg dich nieder, E.=B. II. 633.
4. Straßburg auf der Brud, das reine Bier ist gut.
5. Was werden die Soldaten trinken, (Parodie des Liedes, E.=B. III. 208.)

Miädi A. 20 J. a., Lisi B. 18 J. a., Käsi Cz. 17 J. a., Miädi E. 18 J. a., Katharina F. 18 J. a., Miädi K. 19 J. a., Käsi St. 19 J. a., Lisi St. 17 J. a., bildeten die Gruppe der „Großmäintscha“ (ältere Mitglieder der Kameradschaft). Die Vorsängerin war Käsi St., die Sekundantin Lisi St. Sie suchten oft Frau Maria St., geb. Cz., die Enkelin der Frau H. auf. Sie konnte ihnen eine Anzahl neuer Lieder beibringen.

Folgende Lieder konnten nur die älteren Mitglieder der Kameradschaft vorsingen, die Jüngeren kannten diese nur passiv:

1. Die Linde, E.=B. I. 50. (Von Frau St. gelernt.)
2. Des Soldaten Heimkehr, (Von Frau St.) E.=B. I. 191.
3. Die heiligen 12 Zahlen, J. d. B. f. Bl. 11. 387. ff.
4. Von der Wanderschaft kehrt zurück der Bua, KiB. 291.
5. Ich liebte einst ein Mättchen, wies jeder Jüngling tut, Hermann, E. ADPh. XXXVIII. Nr. 16.⁴⁵⁾
6. Im tiefen Böhmerwald, da ist mein Heimatsort, Jungbauer, Bibl. 189).⁴⁶⁾
7. Zehni bis auf zwanzig, Jungbauer: Bibl. 918.⁴⁷⁾

Für das Singen spielen auch die Tanzunterhaltungen eine bedeutende Rolle. Besonders große Feste feierte man auch mit Tanz. (In Bf. Kirchtag, Lechfasching, Pfingsten. In Bh. außerdem auch Neujahr. In Rendek außer den gesagten auch das Erntefest.) Heute wird ohne besondere Anlässe viel getanzt.

⁴⁵⁾ 1—5 von Frau St. gelernt.

⁴⁶⁾ Von dem Dorfmusikanten Herrn K. gelernt.

⁴⁷⁾ von Frau St. gelernt.

Vor dem Fest gehen die redogewandtesten Burschen Musikanten dingen. Im Gegensatz zu den madjarischen Dörfern, wo die Zigeuner das Amt der Musikanten bekleiden, bilden sich in den fortgeschritteneren deutschen Ortshaften Musikkapellen, deren Mitglieder deutsche Bauern sind. Sie werden auch in die Dörfer der nächsten Umgebung gerufen. Sie haben im Gegensatz zu den Zigeunerkapellen Blechinstrumente.⁴⁸⁾ Für den südlichen Bakonyerwald stellen hauptsächlich Kislöd und Bároszlöd (Kom. und Bezirk Wesprim) die Musikkapellen. Eine Musikkapelle ist auch in Kendef tätig. (Kom. Wesprim, Bezirk Devecser), die einmal sogar in Bh. erschienen.⁴⁹⁾ Rühriger scheinen die Musikanten aus Csehánnya (Böhmischhütten, Kom. Wesprim, Bezirk Pápa) zu sein, die schon in einem größeren Umkreis (südlich bis Vf.) spielen.

Die Musikanten heißen im Bakonyerwald überall „Spülleit“ (Madj. trottyosok, auch ein mundartlicher Ausdruck). Von der Wahl der Musikkapelle hängt viel ab. Die Dorfleute haben nämlich ihre besonderen Ansprüche. Die Musikanten müssen vor allem über eine Reihe „neuer“ Lieder, d. h. bisher nicht gehörter Stücke verfügen. In den Pausen des Tanzes und bei ihrem vormittäglichen Besuch bei den „Bürgern“ (madj. polgárok) erwartet man von ihnen möglichst viele „Neuigkeiten“, die sich in der Umgebung zugetragen haben. Es läßt sich denken, daß sie mit Schwänken und Sprüchen die Unterhaltung aufs beste zu würzen verstehen.

Ist man mit den Musikanten übereingekommen, wird für die nötigen Räume gesorgt. Zu diesem Zweck dient gewöhnlich das Wirtshaus (In den Bakonyerdörfern gibt es selten mehr als ein Wirtshaus). Für die Gäste stellt man der Wand entlang Bänke auf, in der Ecke errichtet man das Podium für die Musikanten. In der Wohnstube des Wirtes werden die Tische für die Kartenspieler aufgestellt. Die Küche dient als Borraum, wo sich die Knechte aufhalten, da sie gewöhnlich nicht zum Tanz zugelassen werden.

Vormittags spielen die Musikanten in der Kirche. Nach der Nachmittagsandacht (Rosentranz) gegen 3 Uhr beginnt die Unterhaltung. Die Mädchen stellen sich in die Mitte. Die Arme über den Schultern gelegt, bilden sie einen Kreis, der sich langsam dreht, dabei wiegen sie im Takt den Oberkörper.⁵⁰⁾ Bald mischen sich einige Burschen in den Kreis, die Schritte werden schneller. Schließlich bilden sich Paare. Auch die ringsum

⁴⁸⁾ Vgl. E. Kramer, *ADPh.* LVIII. 24.

⁴⁹⁾ Wegen der abgeschlossenen Lage dieser Dörfer kommen die Dorfleute nicht weit in der Umgebung herum. In Mp. und N. kennt man die Plattenseebörfer Vf. Bh. nicht.

⁵⁰⁾ Schmid, S.: Sprachinsel und Volkstumsentwicklung. S. 63. In den madjarischen Dörfern der Palócság (Nordungarn) ist dieser Brau auch bekannt.

sitzenden jungen Frauen werden auf einige Kunden gebeten. Kommt eine Ruhepause, so stellen sich die Mädchen so wie vorher auf, und singen. Sie tragen mit Vorliebe ihre „neuesten“ Stücke vor. Oft läßt die Zuhörerschaft ihren besonderen Wunsch laut werden, dem dann zumeist nachgekommen wird. Auch die Musikanten werden gebeten, der Jugend einige frische Lieder beizubringen.

Das Abendessen unterbricht den Tanz. Jeder geht nach Hause, nachher setzt man die Unterhaltung gewöhnlich bis 8, manchmal bis 11 Uhr früh fort. Nur Faschingsdienstag verlassen die Gäste Punkt Mitternacht das Wirtshaus. Nach dem Abendessen erscheinen auch die verheirateten Männer auf dem Tanzboden, sie halten sich dort höchstens bis Mitternacht auf, nachher wird die Jugend wieder sich selber überlassen. Am Nachmittag des nächsten Tages beginnt die Unterhaltung aufs neue. (An den genannten großen Festtagen wurde nämlich früher drei Tage durchgetanzt. Gegenwärtig erlauben das die Behörden nur in vereinzelter Ortschaften z. B. in Vf., wo infolge des großen Ansehens, das der Richter besitzt, Kaufereien ausgeschlossen sind.) In der Zwischenzeit statten die Musikanten ihren vorher erwähnten Besuch bei den Bürgern ab.

Eine der wichtigsten Pflögestätten des gemeinschaftlichen Gesanges war die Spinnstube.⁵¹⁾ Nach den Kriegsjahren ist aber dieser Brauch verschwunden.

Früher baute man viel Hanf (Honif) und etwas Flachs. Die Bereitung des Garnes war eine Aufgabe der Frauen, besonders aber die der Mädchen. Sie wurde neben der gewöhnlichen Arbeit besorgt. Während aber die Herrichtung keine leichte Aufgabe war, brachte das Spinnen schon mehr Freude.

In Vf. traf die Kameradschaft im Spätherbst nach der Einstellung der Feldarbeit in der Spinnstube ein. Für den geeigneten Raum sorgte man früher. Zu diesem Zweck wurde eine „fedri Stum“ (vordere Stube, die nur bei besonderen Gelegenheiten benützt wird) gemietet. Die Auslagen bestritten die Mädchen, die Beträge waren ziemlich hoch, deshalb blieben ärmere Mädchen nicht selten fern. Der ganze Tag wurde mit Spinnen verbracht, nur mittags und abends trat eine Pause ein. Samstag wurde nicht gesponnen.⁵²⁾ Vormittag und Nachmittag ging die Arbeit rasch vor sich. Dabei wurde auch viel gesungen.⁵³⁾ Geistliche Lieder, längere Balladen ernsten Inhalts, vorwiegend Legendenlieder u. ä. (z. B. das Vorzeni-Lied in Márkó, das Maria spinnt den Faden-Lied⁵⁴⁾ in Vf., das

⁵¹⁾ Sartori: Sitte und Brauch, II. 190 ff.

⁵²⁾ Vgl. Sartori: Sitte und Brauch, II. 192.

⁵³⁾ D.W. 37. 110.

⁵⁴⁾ D.W. 37. 116.

Lazarenus-Lied in Mp., das Lied vom hl. Alexius⁵⁵⁾ in Bh.) In der Kameradschaft der gegenwärtig 50-Jährigen zu Vf. waren besonders die Ballade von der wackeren Schwester⁵⁶⁾ und das Zeitungslied von den Brüdern Maier sehr beliebt. Es konnte kein Tag vergehen, ohne daß diese immer nacheinander in der Spinnstube gesungen wurden.

Abends kamen die Burschen. Dann ging es lustig zu. Sie nahmen am Eßtisch Platz, spielten mit Karten, erzählten verschiedene Geschichten, ließen Rätsel lösen. Wenn es ans Singen ankam, bevorzugte man die lustigen Bierzeiler (Raazl) und andere „Wißstüdl“, „Juxer“. In einer schönen Mondscheinnacht haben sie sogar die Spinnräder in den Hof hinausgetragen und haben dort weitergesungen, und zwar die Lieder: Hansl stich a Nusslerl auf!⁵⁷⁾ Unser Knecht heißt Frie-Fra-Franz.⁵⁸⁾

Der letzte Tag in der Spinnstube wurde mancherorts feierlich begangen:

In Tótvázsony wurde der Vorsäß von Kirchtag bis Lechfasching abgehalten. Der Vorsäßfrau (so hieß die Frau, die ihre Stube vermietet hatte⁵⁹⁾) arbeitete jedes Mädchen einen Tag lang. Geld hat man nur für das Lampenöl ausgegeben. Abends kamen sie auch zusammen, und blieben so oft bis zum Morgen. Dabei wurde nicht viel gearbeitet, um so mehr erzählt, gesungen, gespielt. Die Burschen trieben viel Schabernack. Was von dem Hans heruntergefallen ist („Werik“), zündeten sie an und warfen es in die Höhe („des is dr Liwin Gschmeiß gwest“). Oft ist das aber auf den Boden gefallen, daß er lichterloh gebrannt hat. Am dem letzten Tag brachten dann die Mädchen Nüsse und Äpfel, Bratwürste; Strudel und Kuchen wurden zubereitet, wie bei einer Hochzeit. Man ließ auch oft Musikanten rufen.⁶⁰⁾ Aus Buchsbaumblättern haben die Mädchen einen großen Kranz geflochten, der an der Zimmerdecke befestigt wurde. Eine Flasche Wein hing aus der Mitte herunter. Auf dem Tisch stand unter dem Kranz der große Kuchen. In der Spinnstube hatten nur die Mädchen zu schaffen gehabt. Wen sie nicht gerufen haben, der durfte nicht erscheinen.

In Bh. gingen die Mädchen in die „Spinnstüwa“. Die war so, wie in Vf. Von einem feierlichen Abschluß weiß man nichts. Dagegen wurde in Márkó und Mp. der letzte Tag, den man in der Spinnstube verbrachte, mit ausgiebigem Essen und Tanz begangen. Man hat einige Frauen mit dem Kochen beauftragt, die solche Gerichte zubereiteten, die bei der Hochzeit ge-

⁵⁵⁾ D.Wl. 37. 112.

⁵⁶⁾ D.Wl. 37. 117.

⁵⁷⁾ Zf. f. d. Myth. und Sittenkunde: B. 96, Schwalm.

⁵⁸⁾ Hummel: Bibl. 302 b.

⁵⁹⁾ Vgl. Sartori: Sitte und Brauch. II. 191. Anm. 5.

⁶⁰⁾ Vgl. Sartori: Sitte und Brauch II. 192. Anm. 17.

bräuchlich sind. Man erzählte, daß besonders viele Nüsse zusammengetragen wurden.

Um am Leben und Treiben der Kameradschaft teilnehmen zu können, bedarf es verschiedener Kenntnisse. Um sich richtig zu benehmen, ist es erforderlich, in den Sitten des Dorfes bewandert zu sein. Als besondere gesellschaftliche Pflicht wird die Gewandtheit im Tanzen betrachtet. Eine der höchsten Aufgaben der Jugend sehen aber die Dorfsleute in der Pflege des Gesanges.

Die Mitglieder einer Kameradschaft sind nicht alle gleich begabt. Der Erfolg des Singens hängt aber nicht von der Gruppe, sondern vielmehr vom tüchtigen Vorsänger ab. Oft beherrscht nur er vollkommen die Lieder, die anderen singen bloß mit.

Jede Gruppe hat zwei Mitglieder (zumeist Freunde oder Geschwister), die sich sowohl durch ihre Stimme, als auch durch ihre Musikalität auszeichnen. Wer von beiden die höhere Stimme besitzt, ist der Vorsänger (Vorsängerin). Er intoniert bei dem gemeinschaftlichen Gesang. Der *Sekundant* (Sekundantin) singt die Begleitstimme (growi Stimm). War der frühere Partner, oder die frühere Partnerin noch aufzutreiben, so erwiesen sich die Angaben der ersteren nicht nur in der Wiedergabe der Melodie, sondern auch in der Mitteilung des Textes für richtig.

Erst in der Kameradschaft der Jugendlichen wird das rege Interesse für Lied und Gesang wach. Die jüngeren Mitglieder lauschen vorläufig noch auf die Älteren; sie bestreben sich aber durch neue, den älteren Kameraden und Kameradinnen unbekannte Lieder, den Liederschatz ihrer Gruppe zu bereichern. Die verschiedenen Jahrgänge verfügen deshalb nicht über die gleichen Lieder. Einige altüberlieferte Stücke, besonders Balladen, bilden den Grundstoß, dazu treten immer noch andere Lieder.

In der Gruppe der gegenwärtig 60—70 Jährigen wurden z. B. folgende Lieder zuletzt gemeinschaftlich gesungen:⁶¹⁾

1. Die ungeratenen Kinder, Jb. f. Blf. III. 109.
2. Der heilige Alexius, Pint B.W. II. Nr. 14.
3. Die heilige Ottilia, E.=B. 2113—14.
4. Maria Schutzberg-Lied, Jb. f. Blf. III. 111. Anm.
5. Es spielt ein junger Marktgrafssohn, Abart von Graf und Magd, ähnlicher Anfang bei Hummel, Bibl. 53 c. e.
6. Ronne (die nicht kontaminierte Form), E.=B. I. 89.
7. Der Jäger im Tannenholz, E.=B. III. 1437.

⁶¹⁾ Siehe die Zusammenstellung der Gewährsleute aus den verschiedenen Gruppen. D.W. 37. 109 f.

8. Bauernlob (Ihr Herren schweig ein wenig still), J. d. B. f. Bl. 28
S. 65. ff. Nr. 51.

In der Gruppe der gegenwärtig 50—60 Jährigen wurden folgende Lieder zuletzt gemeinschaftlich gesungen:

1. Der Bettelmann aus Ungarn, E.=B. I. 139 d.
2. Der untreue Knabe, J. Meier, Blst. 12.
3. Der untreue Fähnrich, Jb. f. Blf. II. 1—73.
4. Die Hinrichtung der Brüder Maier (Zeitungslied).
5. Die wackere Schwester, Jb. f. Blf. I. 56—57. Nr. 78.
6. Es gingen drei Goldschmied, D. Bl. 37. 131.
7. Der arme Haase, E.=B. I. 169.
8. Die Rabenmutter, E.=B. I. 212.
9. Es war einmal ein junger Knab, Jungbauer, Bibl. 545.
10. Ach Himmel was hab ich getan.
11. Alle meine Kleider sind schön weiß. E.=B. 1794.
12. Die wahre Freundschaft soll nicht „wandern“, RiB. 635⁶²)
13. Heut in dieser Nacht, da steht die Wacht bei mir.
14. Heut ist die Samstagnacht, Hummel, Bibl. 214 a.
15. Nachtigall ich hör dich singen, E.=B. II. 529.
16. Wenn die Uhr sieben schlägt, das Herz im Leib mir lacht.
17. Ach Gott wie gehts im Kriege zu, Jungbauer, Bibl. 1531.
18. Der helle Tag bricht an, Jungbauer, Bibl. 1340.
19. Es kommt die längst gewünschte Stunde, Hoffmann=Prahl 393.
20. Kamerad ich bin geschossen, Jf. öst. Bl. 14. 125. Nr. 36.
21. Die Sonne sank im Westen, Jungbauer, Bibl. 1438.
22. Wenn wir auf den Schanzen stehen.
23. Weint mit mir ihr nächtllich stillen Haine, Hoffmann=Prahl 1210.

In der Jugend der gegenwärtigen 40—50 Jährigen wurden folgende Lieder zuletzt gemeinschaftlich gesungen:

1. Die Kommandantstochter zu Großwardein, E.=B. III. 813. f.
2. Die hl. Katharina, E.=B. III. 2116—19.
3. Maria, der Schiffknecht und die arme Seele, D. Bl. 33. 57.
4. Brombeerpflückerin, E.=B. I. 121.
5. Müllertüde. D. Bl. 37, 132.
6. Schloß in Oesterreich, (neu) E.=B. I. 61.
7. Drunt im Tale bei Tagesgrau.
8. Es kehrt ein Wandersmann zurück, RiB. 227.

⁶²) Die Burschen singen das Lied in einer abweichenden Form.

9. Mein schönster Schatz verzeihe mir, Jungbauer 265 a.
10. Der Feind marschirt ins Feld.
11. Der Mensch soll nicht stolz sein, RiB. 48.
12. Kronprinz Herrn sind tapfre Brüder, Jungbauer, Bibl. 1333.
13. Schatz reise nicht so weit von hier, Jungbauer, Bibl. 253 a.
14. Schönster Schatz wann wirst du wandern, Hummel, Bibl. 126.
15. Was bekümmert dich und wenn ich wandere, Jungbauer, 254 a
16. Auf den Wildfang bin ich gegangen, Köhler-Meier 182.
17. Dort drunt in den Schwaberland, RiB. 63.

In den Gruppen der gegenwärtig 30—40 Jährigen hat man zuletzt folgende Lieder gemeinschaftlich gesungen:

1. Die drei armen Seelen, D. Bl. 37. 114 f.
2. Maria geht in Garten, D. Bl. 37. 116.
3. Mädchen und Hasel, E.=B. I. 569.
4. Es kehrte ein Soldat vom Krieg zurück, E.=B. I. 191.
5. Das heiratslustige Mädchen, Ditsfurth II. 55—56.
6. Burschen seids lustig wohl an, Fruhwirt, Bibl. 780.
7. Ein junges Bürschlein bin ich.
8. Ein Reherut bin ichs gewesen, Hummel, Bibl. 789.
9. Ei Madl gehst du tanzen, Fruhwirt, Bibl. 760.
10. Frisch auf ihre Brüder, die Hornisten blasen.
11. Ich hab ein Lust zum Ziehen ins Föld.
12. Im Sommer ist die schönste Zeit.
13. Jetzt fangt sich schon das Frühjahr an, Hummel, Bibl. 549.
14. Oh, Herr Hauptmann ich bitt gar schon, Fl. Bl. Wien, Fruhwirt, Bibl. 1045.
15. So leb denn wohl wir müssen Abschied nehmen, Hummel, Bibl. 794.
16. Amerikalied, Jungbauer, Bibl. 1972.

In der Kameradschaft der 25—30 Jährigen wurden folgende Lieder zuletzt gemeinschaftlich gesungen:

1. Die schöne Müllerin, E.=B. I. 156.
2. Schuhmachersgesell und Marktgräfin, E.=B. I. 129.
3. Sechshundert Mann die reisen ins Manöver, Fruhwirt, Bibl. 765.
4. Bersoffene Kleider, vgl. Euphorion VIII. 519.
5. Ich bin ein Bursch mit 21 Jahren (neu), Hummel, Bibl. 30.
6. Rinaldo=Rinaldini (neu).
7. Einst es träumet mir es ist schon aus mit meinem Schatz Tschida: Günser d. Bl. Handschr. Nr. 49.
8. Ei Schatz warum bist du so traurig? Fruhwirt, Bibl. 760.

9. Ich hab mein feines, feines Lieblichen, Jungbauer, Bibl. 422.
10. Oh Straßburg, oh Straßburg, Hummel, Bibl. 810.
11. Straßburg auf den Bruden schreibt mir mein Schatz einen Brief, Hummel, Bibl.
12. Dort drom auf diesen Bergen, D. Bl. 37. 136.
13. Ich bin ein Fischerjunge, A.

Lieder, die zuletzt gemeinschaftlich in der Kameradschaft der 20—25 Jährigen gesungen worden sind:

1. Die dienende Schwester, E.=B. I. 539.
2. Die Jüdin, E.=B. I. 98.
3. Der plappernde Junggesell, E.=B. III. 1303—6.
4. Luziferslied (Teufelroß. In der vorangehenden Gruppe neu) E.=B. I. 219.
5. Das faule Mädchen, E.=B. III. 1556.
6. An einem schönen Sommerstag, RiB. 348 (neu).
7. Ich weiß nicht was mir fehlet, Jungbauer, Bibl. 232 a.
8. Dort drom auf diesem Berge, D. Bl. 37.
9. Das Liebe=Streiten Lied, Bolte=Polivka II. Nr. 61.
10. Es ziehen die Ungarn vom Stillen aus (neu).
11. Frisch auf Soldatenblut, Jungbauer, Bibl. 1353 (neu).
12. Hamburg ist ein schönes Städtchen, Fruhwirt, Bibl. 94.
13. Ich bin ein lustiger Infantrist, Fruhwirt, Bibl. 781 (neu).
14. Leise tönt die Abendglocke, RiB. 534 (neu).
15. Sonn und Mond kann fröhlich sein, Jf. öst. Bl. 13. 147. Nr. 1 (neu).
16. Wie regieret die Falschheit, Hummel, Bibl. 739 j. (neu).
17. Ich bin ein Fischerjunge, E.=B. II. 419 (weicht von der Fassung der vorangehenden Kameradschaft ab).
18. Der Zigeuner in dem grünen Wald (Faria=Lied).

Doch nicht nur die verschiedenen Gruppen, sondern auch die meisten Einzelpersonen besitzen ihnen allein eigene Lieder. Es unterscheidet sich vor allem der Liederschatz der Mädchen auffällig von dem der Burschen. Dieser Unterschied ist entweder, wie schon oben erwähnt, durch die Liedgattung oder die verschiedene zeitliche Uebernahme gegeben. Die Burschen kennen die „neuen“ Lieder des Dorfes. Sie trachten danach, immer neue Stücke zu erwerben, und besuchen oft die Tanzereien ziemlich weit entfernter Ortschaften, um neue Lieder zu erlernen.⁶³⁾ Von den Liedern der

⁶³⁾ Vgl. Pink: Verklingende Weisen. II.

Burschen wird manches den Mädchen beigebracht, anderes erlauschen sie von selbst; einiges bleibt aber der Gruppe oder dem Vorsänger vorbehalten.

Der Liederschatz der Mädchen umfaßt zumeist solche Stücke, die im Dorf länger bekannt sind. Der Jüngeren nimmt sich zumeist eine ältere Frau aus der Verwandtschaft der Vorsängerin oder die Vorsängerin einer früheren Kameradschaft an und bringt ihnen die Lieder ihrer Gruppe bei (vgl. S. 260 ff.) Dementsprechend gestaltet sich der Liederschatz der Mädchen mehr oder minder konservativ; sie beherrschen aber immer ältere Lieder als die Burschen. Auf diese Art werden alte, fast vergessene Lieder neu belebt (vgl. die Balladen Rabenmutter und untreuer Knabe auf S. 243).

Ueberhaupt ist es in den Batonyerdörfern zu beobachten, daß der Sinn für alte Balladen noch immer sehr rege ist. Vor ungefähr zehn Jahren brachte ein Knecht die Ballade vom Teufelsroß⁶⁴⁾ nach Bf. Sie wurde sofort aufgegriffen und nicht nur von der Jugend, sondern auch von älteren Personen gern gesungen und gehört. — In Bh. habe ich einmal die Ballade von der wackeren Schwester vorgesungen. Sie gefiel sehr gut und wurde auf der Stelle gelernt. Dann machte ich die Probe mit demselben Lied in Budajenö im Ofner Bergland, sie gefiel nicht, umsomehr aber einige neuere Lieder.

Die Winternachmittage sind für die Erweiterung des Liederschatzes besonders dienlich. In Bf. besuchten die Burschen z. B. jeden Abend einen liedkundigen Mann, der aus Eshbánya (Böhmischhütten, Kom. Wesprim, Bezirk Pápa) stammte. Er lehrte ihnen z. B. das Lied: Frühmorgens zu jeder Zeit⁶⁵⁾ und Es ging ein Madl in die Stadt.⁶⁶⁾ Er hat ihnen auch die schöne Ballade vom Graf Friedrich (Jhb. f. Blf.) III.) und das Wächterlied (Erf-Böhme III) vorgesungen, sogar sehr oft. Obwohl sie gefielen, konnten sie die Burschen — bezeichnend genug — wegen der eigenartig altertümlichen Melodie nicht erlernen. Die Mädchen der Kameradschaft um 1923 suchten eine Frau, die aus Bh. stammte, auf. Sie lernten von ihr die Lieder: Ich bin ein Bursch mit 21 Jahren,⁶⁷⁾ und Soldat kehrt vom Krieg zurück Hurra!⁶⁸⁾ Die Kameradinnen von 1933 erschienen bei der Entlein der Frau H. regelmäßig, da sie die Lieder einer fremden Ortschaft kannte (Márkó). Sie hat auch in ihrer Kameradschaft als Vorsängerin sehr viele neue Lieder aufgebracht (vgl. S. 263).

⁶⁴⁾ E—B. I. 219.

⁶⁵⁾ DM. — A 108/978.

⁶⁶⁾ RiB. 406.

⁶⁷⁾ Summel: Bibl. 30.

⁶⁸⁾ E—B. I. 191.

III. Gelegentliche Singgemeinschaften.

1. Gesellige Zusammenkünfte der Verheirateten.

Erst die Heirat kettet die Dorfsleute gänzlich an die Erwerbsgemeinschaft des Hofes. Das Leben gilt nunmehr einem Ziel: der Erhaltung und Vermehrung des Besitzes. Anlaß zum gemeinschaftlichen Singen bieten nur noch besondere Gelegenheiten. Die Sitte erheischt nicht mehr die Liedkenntnis, sie verpönt bei verheirateten Leuten sogar das viele Singen. Sangesfrohe Familien können auf Klatsch und Spott gefaßt sein.

Einseitig gesteigerte Wirtschaftstüchtigkeit und Landhunger sind vor allem die Züge, die unsere Kolonisten, wie den Sprachinselmenschen überhaupt, auszeichnen.⁶⁹⁾ Das streng durchgeführte Anerbenrecht⁷⁰⁾ trägt vieles zur Erhaltung und Förderung dieser Lebenseinstellung bei. In den deutschen Dörfern des Batoryerwaldes kommt die Aufteilung der Session unter den Kindern kaum vor. Nur eines der Kinder erbt den Hof, mit den anderen wird eine Abfindung getroffen. Sie müssen aber in vielen der Fälle (besonders in Bf.) das Dorf verlassen. Da die Familien ziemlich kinderreich sind, ist die Expansion in diesen Dörfern stark. Bis in die letzten Jahre wanderte der Menschenüberfluß nach Amerika aus.

Der Abschied ging mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich. Die Dorfgenossen versammelten sich um den mit Blumen und Bändern beschmückten Wagen und stimmten das Amerika-Lied an.⁷¹⁾

Unter den Ausgewanderten, die zumeist aus derselben Gegend stammen und sich zumeist in denselben Ortschaften niederlassen, entwickelt sich ein starkes Gemeinschaftsgefühl.⁷²⁾ Sie bewahren auch die Liebe zum Gesang. Aus Bh. hat man Liederhefte nach Amerika geschickt.⁷³⁾ Vor einigen Jahren besuchte eine Deutschamerikanerin ihren Geburtsort Magyarpolány. Sie brachte dort den Mädchen deutsche Volkslieder bei (unter anderem: Es ging ein Jäger jagen, dreiviertel Stund vor Tagen.⁷⁴⁾ Ebenso bringen die Rückwanderer häufig Schallplatten mit. Manchmal überraschen die Hinausgezogenen ihre zurückgebliebenen Verwandten mit einem Grammophon. Unter den Ausgewanderten scheint es nämlich ein sehr verbreiteter Brauch zu sein, Platten von ihren Lieblingsliedern verfertigen zu lassen. Außerdem

⁶⁹⁾ Ruhn: Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. S. 53.

⁷⁰⁾ Ebenda 82 f.

⁷¹⁾ Jungbauer: Bibl. 1792.

⁷²⁾ Vgl. Ruhn: Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. 114 f.

⁷³⁾ In einem Liedheft in Bh. ließ sich folgende Einschrift finden: „Schneider Wendel Cleveland Ohio Lakewood Newmán áve“. Die Eigentümer des Heftes behaupteten, sie haben das Heft nach Amerika geschickt und nach einer längeren Zeit wieder zurückerhalten.

⁷⁴⁾ E—B. III. 1438.

werden Schallplatten mit deutschen Volksliedern, Vortragsstücken Banater Musikkapellen für die Deutschen bäuerlicher Herkunft in Amerika erzeugt. Solche Schallplatten üben dann einen denkbar großen Einfluß auf die Dorfsleute aus. Man erscheint im Winter regelmäßig in dem Hause des Grammophonbesizers, um sich die Platten anzuhören. Die Jugend erlernt sogar diese Stücke (z. B. in *Mp.* und *Fgg.*) In Kendeß besitzt einer der Musikanten solch ein Grammophon mit dreißig Platten. Er und seine Kameraden studieren diese Lieder ein und verbreiten sie in der ganzen Umgebung.

Da gegenwärtig wenig Möglichkeit zur Auswanderung vorliegt, vermehren sich die Einwanderungen in den deutschen und madjarischen Dörfern der Umgebung. Die Fühlung mit den Nachbardörfern wird dadurch allmählich stärker. Dieser Umstand fördert auch den Liedaustausch. Die Zuwanderung in die Städte ist im Verhältnis zu den madjarischen Dörfern geringer.

Der begreifliche Wunsch eines jeden Vaters ist, seine Kinder im Dorf zu behalten. Das Bleiben bedingt aber den Besitz eines Hofes mit der Session. Dieser kann durch den Erbgang, durch die Ehe mit einem Hofeserben oder durch den Ankauf des Besitzes einer heruntergekommenen Familie erworben werden. Das junge Paar zieht zu der Familie des Hofeserben.

Der Uebergang in den Stand der Verheirateten ist ebenfalls mit verschiedenen Bräuchen verbunden.⁷⁵⁾

Vor allem muß sich der junge Mann aus der Kameradschaft der Burschen austreten. In *Bh.* zahlten sie früher 2—3 Gulden. In *Wf.* beträgt die Gebühr nach dem Reichtum der betreffenden Person 20 bis 30 *Pengö.* Nimmt er eine Frau aus einer fremden Ortschaft, so zahlt er den dortigen Burschen. Seine Kameraden verlangen auch eine Ablöse von ihm.

Bei der Verlobung lauschen die Kameradinnen am Fenster der Braut, um den feierlichen Akt des Handreichens zu sehen. Die Burschen feuern in diesem Augenblick einige Salven in die Luft. Nachher erscheint in *Wf.* die Braut mit einem Korb voll Kuchen und Bäckerei und bietet sie den Kameradinnen an. In *Ganna* gehen die Burschen gegen Abend vor das Haus, wo die Verlobung stattfindet, und singen das Ehestandslied (s. S. 251). Braut und Bräutigam erscheinen am Fenster und hören ihnen zu. Schon während des Gesanges reicht der Bräutigam den Burschen mehrere Flaschen Wein. Dieser Akt wiederholt sich am Tage der Hochzeit, doch werden nach dem Gesang die Burschen in das Zimmer eingeladen. Jetzt beginnt der Bur-

⁷⁵⁾ Vgl. Sartori: *Sitte und Brauch* I. 48 f.; ferner Karasék: *Burschenbünde und Rechte in den pfälzischen Siedlungen Galiziens.* (Schaffen und Schauen Jg. 9 S. 10).

schentanz. Dabei tanzen diejenigen Burschen, die zur Hochzeit nicht eingeladen sind, mit den Kranzjungfrauen. Die „Junggesellen“ (die Partner der Kranzelmädchen) stehen im Kreis und warten den Tänzern mit Wein auf. Man trachtet, mit der Braut tanzen zu können. In der Regel darf mit ihr nur der beste Kamerad des Bräutigams oder ihr früherer Verehrer tanzen. Die Braut tanzt wenig. Nachher führt sie ihren Tänzer in die Kammer oder in den Keller, wo das Essen aufbewahrt wird, und bewirtet ihn. Indessen wird die „Abfindung“ zwischen dem Bräutigam und seinen Kameraden vereinbart. Er zahlt ihnen gewöhnlich 20—25 Liter Wein. Ist die Braut reich oder stammt er aus einer fremden Ortschaft, so muß er manchmal den Burschen 30—40 Liter Wein zahlen. In Bf. zahlt der Bräutigam den Burschen nach dem Schuhraub.⁷⁶⁾

Abends werden der Braut im Hause des Bräutigams Frauenkleider angezogen. Ihr besonderes Zeichen ist in jeder Ortschaft das „hochrote Schopftüchl“. Die Hochzeitgesellschaft holt sie ab. Die Burschen nehmen in verschiedenen Masken an dem Umzug teil. Es wird auf der Gasse gesungen und getanzt.⁷⁷⁾ Den Umstehenden wird Kuchen und Wein angeboten. Das nennt man das Vorstellen des jungen Weibes.

Die Aufnahme in die Gruppe der Verheirateten erfolgt bei der Tanzerei zu Leckfasching. Der junge Mann zahlt den Männern Wein.

In K. wird dem jungen Mann der Hut weggenommen. Er muß ihn mit mehreren Litern Wein auslösen. Die Frauen nehmen der jungen Standesgenossin das rote Schopftüchel. Nachdem sie den Frauen der Reihe nach süßen Schnaps angeboten hat, kann sie es zurückerhalten. In Ganna reicht sie den Frauen Wein. Bei dieser Handlung werden die Ledigen hinausgeschickt. Man heißt sie „das junge Weib áldomás“. Nachher erfolgt in Ganna der Männertanz, bei welchem die Jungverheirateten miteinander tanzen. In Bf. erscheinen die jungen Frauen und Männer im Fasching das lektmal gleichzeitig mit den Burschen und Mädchen auf dem Tanzboden. Die Frauen stellen sich auch in den Kreis der Mädchen, sie tragen aber ein „geschedertes Schopftüchl“. Sie haben keinen besonderen Tanz, aber die Eheleute dürfen nur miteinander tanzen.

Zum Singen gibt hauptsächlich das gesellige Zusammensein Anlaß, ansonsten singen durchschnittlich Begabte außerhalb der Kirche nicht. Zuviel Singer: Verheirateter wird gern als Leichtsinns- und liederliches Wirtschafteu ausgedeutet. Außerdem werden aber einstimmig gesungene Lieder als unvollkommen empfunden und bieten nur geringen Anreiz. Wesentlicher

⁷⁶⁾ Ebenda.

⁷⁷⁾ Dabei können auch gelegentlich ganze Szenen aufgeführt werden. — Vgl. Karafek: Das deutsche Volksschauspiel in Mittelpolen. Sonderheft der Deutschen Monatshefte in Polen (DMF) 1935.

aber ist, daß die Sitte den Verheirateten wenig Ansporn und Gelegenheit zum ordentlichen Singen bietet. Für die Volksliedpflege sind daher jene Anlässe von Bedeutung, die Männer und Frauen des Dorfes bei reichlichem Essen und Trinken zusammenführen und sie gleichzeitig zum Singen bewegen.

Während die Kameradschaft der Jugendlichen im Dienst des geselligen Verkehrs und in dem des gemeinschaftlichen Vergnügens steht, vereinigt die Männer die Sorge für das Fortkommen der Gemeinde. Aber auch die Zeit der Ruhe führt letztere zusammen. Sie treffen jeden Nachmittag im Wirtshaus ein. Obwohl im Wirtshaus gewöhnlich nur die Burschen singen, stimmen manchmal auch die Männer einige Lieder an.

In Vf. sang man vor ungefähr 17 Jahren das Lied vom tüchtigen Müller⁷⁸⁾ mit Vorliebe, wegen der oft wiederkehrenden Zeilen: „Mein Weibchen ist mirs lieber“. Später haben ebenfalls die Männer das „Kaazl“ von den drei Juden⁷⁹⁾ bevorzugt. Man foppte damit einige Dorfgenossen. Der eigenartige Schluß des Judenliedes⁸⁰⁾ dürfte auch auf den Gebrauch im Wirtshaus hinweisen. Beliebt sind auch die Gesellschaftslieder, die die Anwesenden zum Vortrag ihres Leibstückes anregen sollen⁸¹⁾. Wer sich nicht zu singen traut, muß den übrigen Wein zahlen. In Bh. war es ein beliebter Spaß, die Anwesenden aufzufordern, sie sollen auf der eigenen Hand singen. Wer das nicht konnte, mußte einen Liter Wein zahlen (Die Lösung: man setzt sich auf die Hand und singt).

Die schwere Arbeit der Wochentage nimmt während der längsten Zeit im Jahr alle Gedanken und Kräfte in Anspruch. Erst im Herbst und im Winter, wenn Zeit zur Ausspannung vorliegt und Vorräte zum reichlichen Essen und Trinken zur Verfügung stehen, folgen einander Feste, die gesellige Zusammenkünfte und Schmausereien veranlassen.

Den Abschluß des wirtschaftlichen Jahres bildet vielerorts (in Vf. Bh. Lótvázsony, R. Fgn.) der Kirchtag. Vormittag wird die kirchliche Feier begangen. Nachmittag versammelt sich die Jugend im Wirtshaus. Abends nach dem Abendessen erscheinen die Männer auch auf dem Tanzboden. Von dieser Zeit an führen die älteren Personen die Stimme. Alte Lieder und Tänze kommen an die Reihe. Die Verheirateten halten sich gewöhnlich bis zu Mitternacht im Wirtshaus auf, dann wird die Jugend wieder sich selbst überlassen.

Nach Allerheiligen erfolgt in Vf. die Treibjagd. Unter dem Namen eines Dorfbewohners wird das Jagdrecht der zum Dorf gehörigen Waldungen eingetragen. An den Auslagen beteiligt sich der wohlhabende Teil

⁷⁸⁾ D.Wl. 37. 132.

⁷⁹⁾ Vgl. Marriage: Pfälzische Volkslieder, Nr. 206.

⁸⁰⁾ D.Wl. 37. 134.

⁸¹⁾ S. 251 f.

des Dorfes. Abends versammelt sich die Gesellschaft im Wirtshaus. Dieser Gelegenheit eigen ist das Lied: Guten Morgen, Jungfrau (schöne.⁸²⁾ Eine madjarische Lesart des Liedes ist auch im Umlauf,⁸³⁾ man singt sie gewöhnlich den Gästen, die sich aus der Stadt einfinden, vor.

Spätherbst und Winter sind auch für die Feier der Verlobung und Hochzeit geeignet. Während aber jene für den gemeinschaftlichen Gesang unbedeutend ist, spielt die Hochzeit in der Pflege des Liedes auf dem Dorfe eine ziemlich große Rolle.

Früher fand die Trauung anschließend an die Brautmesse statt. Wenn die Brautleute mit den Trauzeugen kommunizieren gingen, stimmten die Musikanten das Lied: Auf, auf macht euch zur Reisan. Gegenwärtig wird in Bf. bei der Trauung nur noch das Ehestandslied⁸⁴⁾ gesungen.

Die Mahlzeit wird während ihres ganzen Vorganges mit Sprüchen, die von einem Kundigen in Prosa hergesagt werden, begleitet. Nach jedem Abschnitt spielen die Musikanten auf. Wenn aber das Kraut auf den Tisch kommt, pflegt man in jedem der Dörfer das Lied: Kraut und Fleisch das ist mein Leben⁸⁵⁾ zu singen.

Das Hochzeitfest dauert 1—2 manchmal 3—4 Tage lang. Früher nahm es eine volle Woche in Anspruch. Am zweiten Tag verlassen die Musikanten gewöhnlich das Dorf. Die Gäste verbringen die Vormittage mit allerhand Schabernack und Foppereien. Nach dem ausgiebigen Essen beginnt aber das Singen. In Bf. ziehen sich die Älteren in die hintere Stube zurück, die Jugend unterhält sich in der vorderen Stube. Die Männer nehmen am Eckisch Platz, die Frauen am Herd. Sie unterhalten sich mit Gesang, wobei die älteren Lieder bevorzugt werden. In anderen Ortschaften bleibt man am Mittagstisch sitzen und so wird gesungen. Beliebte sind die Gesellschaftslieder, die den Teilnehmer zum Vorsingen seines Leibstückes veranlassen. Die Freude ist besonders groß, wenn die Reihe einen solchen trifft, der nicht singen kann. Es gibt aber manche, die sich dann mit Sprüchen, wie:

„Jetzt werd i a Lied singen,
Das hat ka Mensch net ghert;
Werd a net hern.“

helfen (Márkó). — Frau S. erinnert sich, wie ein Mädchen in Márkó,

⁸²⁾ Bf. d. B. f. Bl. 28. 65 ff.

⁸³⁾ Jó reggelt te szép vadász (Guten Morgen, du schöner Jäger). Vgl. Ethnographia, Zeitschrift, Budapest, Jhg. 1921. S. 109—113. (Aus Rom. Weissenburg.)

⁸⁴⁾ G. Schmidt: A. D. B. XXV. Nr. 17. S. 51.

⁸⁵⁾ Ein im ganzen deutschen Sprachgebiet stark verbreiteter Bierzeiler. — (D. B. A. — A 62/669 — 119/442 — 113/380 — 97/179 — 106/218 — DBA — E 660 — 6772).

das wegen seiner Armut selten in Gesellschaft kam und folglich wenig singen konnte, mit einer bewußten Aenderung des Liedes: „Bauer häng dein Pummerl⁸⁶⁾ an“ (Siebenschritt) großen Beifall hervorrief. Die ganze Gesellschaft wartete schon gespannt darauf, wie sie sich benehmen werde, da man vermutet hatte, daß sie sich nicht zu helfen wissen werde.

Wer sich irgendwie darauf versteht, ist bemüht zur allgemeinen Fröhlichkeit möglichst viel beizutragen. In Vf. werden bei dieser Gelegenheit Lieder oder Sprüche mit mimischer Begleitung vorgetragen. Der Sänger des Rauchfangkehrerliedes⁸⁷⁾, kommt als Rauchfangkehrer verkleidet und fegt mit seinem Besen in der Stube herum. Eine ältere Frau zog sich in Vf. alte Lumpen an, beruhte sich das Gesicht und trug mit einem Partner eine derbe Parodie der Kirchenpredigt vor.⁸⁸⁾

Die Lieder, die bei der „Mahlzeit“ gesungen werden, sind eigentlich in drei Gruppen einzuordnen. In die erste Gruppe gehören Einzellieder, Leibelieder, beliebte Vortragsstücke früherer Kameradschaften. Kommen nämlich einige gute Sänger zusammen, dann stimmen sie ihre alten Lieder an. Die Gesellschaft hört ihnen zu, einige singen mit. Oft schlagen sie den Sängern vor, was sie gern hören wollten. Dadurch werden einige Leibelieder im Dorf bekannt, z. B. das Lied in Vf.: Es spielt ein Graf mit seiner Magd.⁸⁹⁾ Ein anderesmal sang eine alte Frau das Hasenlied,⁹⁰⁾ das früher oft bei Hochzeiten zu hören war. Sie wurde aber verspottet. Damit war der Untergang des alten Liedes besiegelt.

Die Gesellschaft der Hochzeitsgäste bevorzugt aber hauptsächlich Bierzeiler (Raazl).⁹¹⁾ Wer sich durch die Kenntnis mehrerer Raazl auszeichnet, wird belobt. Einige Stücke sind selbstverständlich allbekannt, aber die meisten gehören nur einem bestimmten Sänger.

Bei dieser Gelegenheit tauchen auch die Spottlieder häufiger auf. In Márkó stimmt z. B. die Gruppe der Männer ein Lied auf die Weiber an. Diese antworten mit ihrem „Stidl“. Auf solche Art setzen sie das gegenseitige Foppen so lange, als der Vorrat reicht, fort. Es kommen auch die verschiedenen Stände an die Reihe. Mit großem Behagen greift man namentlich den „Schulmaster“ an. Auch die anwesenden Kinder gehen

⁸⁶⁾ Jungbauer: Bibliographie 2113.

⁸⁷⁾ Fruhwirt: Bibl. 230.

⁸⁸⁾ Solche „Zwiegespräche“ kommen bei Hochzeiten häufig vor. Im Inhalt weisen sie auf das 18. und 19. Jh., vielfach sogar auf die Zeit der Reformation zurück. S. Karasik, A.: Das deutsche Volksschauspiel in Mittelpolen. Sonderheft der D.M.F. 1935.

⁸⁹⁾ G—B. I. 110.

⁹⁰⁾ G—B. I. 169.

⁹¹⁾ D.B. 37. 92.

nicht leer aus. Besonders beim Essen haben sie Neckreime zu hören, z. B.:

Mein Muider bacht Krapfo
 Sie bacht sie so braun,
 Sie gitt mer o Brocko
 Soll Pipihendi locko;
 „Pipperl, pipii,
 Den Brockn schlied i!“ (Márkó)⁹²⁾

oder:

I bin der Hans von Ferschnern,
 Fressn und saufa tu=r=i gern,
 Von Zahln wüll i nichts hern.

Als Beispiel bringe ich eine Uebersicht der bei dieser Gelegenheit in Beszprémfaisz als Mahlzeitslieder gesungenen Stücke:

Pfandlieder:

Es geht ein Rundgesang. Hummel: Bibl. 1012.
 Jetzt fahrn mer übern See. Hummel: Bibl. 465.
 Wenn einer, einer will zu seinem Mädchen gehn.
 Der Jäger trägt ein grünes Kleid. Zf. f. öst. Bl. 21,165. Nr. 57.

Gesellschaftslieder:

Es trachen die Karnonen (Refr. im Chor).
 Es reiten drei Reiter (Die Heiratslustige). Ditsfurth: Fränkische
 Volkslieder II. 55—56.

Verschiedenes:

Es spielt ein junger Markgrafssohn. Hummel: Bibl. 53 c, e.
 Wein und Wasser (früher). Zf. d. B. f. Bl. 26, 91.
 Federgans (in Vf. allein sind 5 Varianten des Liedes bekannt).
 Hummel: Bibliographie 931.
 Als halt Gott Vater die Welt hat erschafft. Fruhwirt: Bibl. 38 d.
 Ein madjarisches Lied von der Arche Noah.
 Wie komm ich bei der Tür herein. E.=B. II 46.
 Ich bin ein jungs frisch Weibichen (früher) Jungbauer: Bibliographie
 546 a.
 Der Himmel ist so trübe. (Kontaminiert mit: Ich bin ein jung frisch
 Weibichen.)
 Das Schleiferlied.
 Das Rauchfangkehrerlied. Fruhwirt: Bibl. 230.
 Das Lied vom Pfannenflider. Berliner Staatsbibl. Bd. 7903, 130, 1.
 Ferner Marriage: Pfälz. Bl. Nr. 174.

⁹²⁾ Böhme, Fr. M.: Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. 1879. Nr. 625.

Raazl.

Wer ein Apfel hat (allbekannt).

Die Weiberl san siäb. (allbekannt).

Der Apfel ist schön. (allbekannt).

Ich muß mar, a i muß mar a blai Hosn machn lassn a.

Drum sa ma lustig, weil mir keine Weiber ham.

Bald gras ich am Ader (Frau St. alt). Marriage: Pfälzische
Bl. 65—6.

Drei Röslein im Garten (dasselbe Lied, Frau B.).

Zu dir bin i ganga (allbekannt). Hummel: Bibl. 104.

Berig auf bin i glausa (Frau St. alt). Jungbauer: Bibl. 195.

In Böhmen ist ein Unglid gschögn. (Frau St.).

Wann i amal stiarb. (Frau St.). Hummel: Bibl. 1144.

Heiratn tat i a scheni (R. R.).

Aus ist das Liedl. (R. R.).

Mein Vater hat Antn. (R. R.).

Schwarzbraunendes Haselein (Frau B.): Memannia 8, 62.

I hab a Heena a gshededi. (Frau B.).

Du bist mer hald a Birschl. (Frau B.).

Mir san jungi Burschn. (Frau B.).

Drunt auf grüner Wiesn. (Frau B.).

Hullawwi, hullawwi du blumadi Kwi. (Frau B.).

Auf der Aschicht, dort ist ja guit lem. (Frau B.).

Jässas, Jässas was is das? (Frau B.).

Madl hohoo. (Frau B.).

Haididlum mein Weib ist krumb. (Frau B.). DBA.-A. 13/723.

Ein altes Weib das bucllich ist. (Frau B.). DBA.-E. 6356.

Unser Nachbar szomszéd. (Frau B.). Stöhr: Siebenb. Kl. 77—8.

1—7 (Bauer hind dein Pummerl um). (Frau B.). Fruhwirt: Bibl. 230.

Schens Buiwerl im Stall (Frau H. und Tochter).

Drei schneeweisse Gäns. (Frau H. und Tochter).

Bauer hind dein Pummerl an. (Frau H. und Tochter).

Auf der grinen Wisn. (Jud). (Frau H. und Tochter).

Mein Schatz is a Jager. (Frau H. und Tochter).

Wer seim Weib die Haut owi schint. (Frau H. und Tochter).

Sagt er. (Frau H. und Tochter). (Hummel: Bibl. 467).

Haft gsgagt du kannst tanzen (Frau H.).

Am Haiabodn, liegt ein Mensch drom. (Frau H.). DBA.-A. 123/402.

Steiermark.

Mein Vater ist ein Kupferschmied. (Frau H.).

Mein Vater ist ein Tischler. (Frau H.).

Madl, wix, wix. (Frau H.).

Wanns du wiffest wer i bin (Frau R.). Jungbauer: Bibl. 448.

Wer sein Weib die Hau owi schint. (Frau R.).

Mli meine Ripn Baana (Frau Cz.).

Mein Mutter hodt am Ladn. (Frau Cz.).

Spruch von Mosis. (Frau Cz.).

Wer der Mensch nur einmal lebt. (Herr Cz.).

Keserl trogs Beserl. (Frau L.).

Sprüche:

Drom am Berg, da sitzt der Krowot.

Hext e Peter, draußt da steht er. DVA.-A. 123/150 Steiermark.

Pader Lisi a pincében.

Da drunt und da drom am blauen Papier.

Madl mit den Puttn. Hummel: Bibl. 883.

Sauer Kraut is gut, gut gut.

Nußkerner und weißes Brot.

Is der Bui noch so klein.

Hinter Ofn auf der Erd.

In der Nacht.

Spottlieder:

Die Weiberl san siäß.

Drum sa ma lustig weil ma keine Weiber ham.

Der Apfel ist schön.

Jetzt werden wir ein Liedlein singen. (in Márktó üblich).

Frau du sollst nach Hause kommen. Hummel: Bibl. 402.

Sechs Madl san ins Kloster ganga. Hummel: Bibl. 281.

Wer ein faules Mädchen hat.

Wie machens denn die Lehrer. Hummel: Bibl. 432.

Wenn im Dorf die Uhre steht. Hummel: Bibl. 439.

Madl wüllst ein Edelknab? Hummel: Bibl. 363.

Die Leinenweber. Hummel: Bibl. 726.

Die Tabakraucher (früher). Hummel: Bibl. 422.

Die Schneider. Hummel: Bibl. 437.

Kleiner Mann große Frau. Hummel: Bibl. 395 a.

Welcher ist mein bester Freund? Hummel: Bibl. 484.

Findet das Lied eines Sängers Gefallen, so wird er auch ein andermal zum Vortrag seines Leibstückes aufgefordert. Man beginnt das Lied mit seiner Person in Verbindung zu bringen. Allmählich heißt es „den N. N. sein Lied“. Viele lernen es kennen, aber nur passiv. Man erinnert sich des Inhalts, einige könnten es mitsingen. Begabte eignen es sich selbstverständ-

lich geschwind an. Ist aber der Sänger des Liedes Dorfgenosse, so singt man sein Leibstück ungern. Es bildet eine Art Privateigentum.

Die Gegenwart auswärtiger Verwandten oder die Beteiligung an einer Hochzeit in fremden Ortschaften fördert die Aufnahme von neuen Liedern. Fremden hört man mit besonderer Aufmerksamkeit zu.

Diese Einstellung nützen die fahrenden Leute (Bettler, Zigeuner, Hausierer), die vom Stattfinden einer Hochzeit gewöhnlich gut unterrichtet sind, aus und treten mit einem Lied vor die Gesellschaft. Gefällt ihr Vortrag, so erhalten sie reichlich Gaben. In Vf. lernte man z. B. folgende Lieder von fahrenden Leuten:

Madl wüllst ein Edelstnab? (Frau R.) Hummel: Bibl. 363.

Rauchfangkehrerlied (Herr Czv.). Fruhwirt: Bibl. 230.

Schleiferlied. (Frau St.).

Wie leuchtet der Mond so hell, wenn ich zu der Luiserl geh. (Frau R.).

Wollt ihr wissen wer ich bin, ich bin eine fesche Wienerin. Jungbauer: Bibl. 280 a. (Frau R.).

Bietet sich auch bei der Hochzeit manche Gelegenheit zum Erlernen unbekannter Lieder, so bereichern diese nur selten oder gar nicht den Liedschatz der Dorfgemeinschaft. Sie fristen ihr Leben höchstens im Kreis einer Familie. Wenn sie durch die jüngeren Mitglieder der Familie der Kameradschaft nicht vermittelt werden, überleben sie ihren Sänger nicht.

Diese Behauptung läßt sich durch eine Reihe von Einzelliedern in Vf. beweisen:

Das Bauernlied. Das Lied war früher im Dorf bekannt. Auch bei Hochzeiten wurde es oft gesungen, man hörte es gern (in Bh. wird es von den 50—60 Jährigen noch gesungen). Der Sänger des Liedes ist gestorben. Der gegenwärtige Sänger ist aber im Dorf nicht ansässig. Obwohl er das Lied während seines Besuches des öfteren gesungen hatte, gibt es doch keine einzige Person im Dorf, die es richtig vorsingen könnte.

Das Lied vom Pfannenflieger. Ein ziemlich derbes Stück, das eben deshalb in der Gesellschaft der Hochzeitsgäste sehr beliebt ist. Es rührt von Márkó her und ist das Vortragsstück der Enkelin der Frau H. Eines der bekanntesten Lieder im Dorf, das die Sängerin fast bei jeder Hochzeit vortragen muß. Trotzdem kann es niemand außer ihr richtig wiedergeben.

Das Rauchfangkehrerlied. Ebenfalls ein Stück, das der städtischen Auffassung über Schönheit nicht sehr entspricht, aber im Dorf stets großen Beifall erntet. Es wurde zuerst von fahrenden Leuten vor einer Hochzeitsgesellschaft gesungen. Herr Czvizler lernte es auf der Stelle und trug es nachher oft vor. Man erzählte im Dorf des öfteren, was für eine

Heiterkeit er mit dem Lied hervorrufen konnte. Aber singen kann es eigentlich niemand im Dorf, bloß einige Strophen sind geläufig geworden.

Das Schleiferlied. Ein Stück ähnlichen Schlags erfuhr fast genau dasselbe Schicksal. Desgleichen auch der Bauernlob: *Madl wüllst ein Edelknab?*

Kommt eine Gesellschaft älterer Dorfsleute zusammen und singt dabei, so fällt uns eine gewisse Unsicherheit im Gemeinschaftsingen, das Fehlen eines gemeinsamen Liedschatzes auf. Bei den Jugendgemeinschaften herrscht eine viel stärkere Gleichförmigkeit, trotzdem der Liedschatz des Einzelnen mancherlei Abweichungen zeigen mag. Wir sehen, daß die älteren Dorfsleute an und für sich wohl gute Ueberlieferungsträger sein können, infolge des Herauswachsens aus den Jugendkreisen aber mehr Persönlichkeitsgepräge aufzeigen. Dieser zweifellos wesentliche Unterschied zwischen den Generationen ist der Ausdruck einer sich dauernd wiederholenden Entwicklung. Es ergibt sich daraus die Tatsache, daß im Dorfe Gemeinschaftsformen neben Individualformen stehen und älteres Liedgut nicht immer Gemeinschaftsgut sein muß. Wohl erstreckt sich das Teilnehmen an der Hochzeit auf das ganze Leben, während in der Kameradschaft höchstens 6—7 Jahre verbracht werden. Aber die Kameradschaft vereinigt die Altersgenossen und vermittelt ihnen den gleichen Liedschatz. Dagegen gehören die Hochzeitsgäste verschiedenen Altersklassen an, und bringen verschiedene Lieder aus ihrer Jugendzeit mit. Die geselligen Zusammenkünfte gehen außerdem alle Mädchen und Burschen des Ortes, die Hochzeit aber bloß die Familien der Verwandtschaft an. Obwohl immer ein großer Teil der Dorfsossen eingeladen wird, sind doch nicht alle und vor allem nicht immer dieselben Familien anwesend. Dazu kommt noch, daß bei den Hochzeiten die tonangebenden Leute oft wechseln und die einheitliche Pflege der Jugendgemeinschaften durch sie nicht ersetzt werden kann. Infolge des einmaligen Charakters der Hochzeitsgesellschaft kann sie die Gleichhaltung des Liedbestandes älterer Personen höchstens passiv, kaum aber aktiv fördern. Das Zuhören spielt eine größere Rolle, besonders weil man die selten gehörten Stücke vorzieht.

2. Die Familie.

„Der Bauernhof war eine Welt für sich. Er war selbständig, ruhte in sich, konnte allen, die seinem Bereich angehörten, alles geben, dessen sie zum Leben benötigten. So war der Hof mehr als Schauplatz des Lebens, so wirkte er zentrierend, gemeinschaftsbildend und wurde zum Schicksalsraum.“⁹³⁾ Diese Charakterisierung des westfälischen Bauernhofes der Ver-

⁹³⁾ Bringemeier: Gemeinschaft und Volkslied S. 61.

gangenheit trifft für die wirtschaftliche Einrichtung unserer Kolonistengemeinden im Batonyerwald in vieler Beziehung heute noch zu. In das Netz des Handels und Verkehrs kaum einbezogen, führt jeder Hof, jede Familie ihr eng umgrenztes abgeschlossenes Leben.

Die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau, Weinbau, reichere Gemeinden vorwiegend mit Viehzucht, die ärmeren mit Holzarbeit. Die Erzeugnisse der Frauenarbeit helfen mit, den täglichen Bedarf zu decken. In der Wirtschaft des Hofes herrscht besonders gegenwärtig das Prinzip der Selbsterzeugung vor.

Die Arbeit in der Wirtschaft ist zwischen Männern und Frauen genau verteilt. Der Mann bebaut die Felder, fällt Holz, besorgt die Gemeindearbeiten, pflegt die Pferde und Mastochsen. Er verkauft seine Erzeugnisse gewöhnlich auf dem Jahrmarkt. Aus dem Gewinn bestreitet er die Auslagen der Wirtschaft, zahlt die Steuer, kauft sich als auch den Knechten die nötigen Kleidungsstücke. Die Frau führt den Haushalt, pflegt den Gemüsegarten, versorgt die Kühe und Schweine, züchtet das Geflügel und hilft bei außerordentlichen Arbeiten auf dem Feld mit. Die Bäuerinnen stadtnaher Dörfer (Vf. Bh. Márkó, Bánd) beliefern den Wochenmarkt mit Milchprodukten, Eiern, Geflügel und Obst. Von dem Erlös bestreiten sie die Auslagen des Haushaltes, schaffen sich und den Kindern die nötige Kleidung an.

Jeden Freitag geht wenigstens eine Frau des Hauses nach Wesprim. Sie fährt entweder mit dem Wagen oder tritt den Weg zu Fuß an. Die Fußgänger werden gewöhnlich zum Mitfahren eingeladen; allerdings rechnet man auf Gegenleistung. Auf dem Marktplatz kommen nicht nur die Dorfgenosinnen, sondern auch alle Frauen der Umgebung zusammen. Man holt sich bei den Verwandten Nachrichten aus den Nachbardörfern. Es werden Botschaften in andere Dörfer gesendet. Durch all dies wird selbstverständlich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorgerufen. Nach dem Verkauf der Waren kommen die Frauen — besonders im Winter — in einem bestimmten Wirtshaus zusammen, um den Heimweg gemeinsam anzutreten. Sie hören hier oft Lieder. So hörte Frau H. bei dieser Gelegenheit das Ortsniedlied: In Lókut is a scheni Stadt. Gegenwärtig eignet man sich freilich hiebei sehr viele madjarische Lieder und Schlager an.

Im gewöhnlichen Betrieb der Wochentage bringen nicht nur die bereits erwähnten Feste, sondern auch die außergewöhnlichen Arbeiten eine mehr oder minder erwünschte Abwechslung. Die Zeiten gedrängter Arbeit beschäftigen nämlich nicht nur die Mitglieder der Familie, sondern auch eine Anzahl fremder Arbeitskräfte und rufen anschließend an die Arbeit ein geselliges Zusammensein bei reichem Essen und Trinken hervor.

Die Ernte begeht man um den 29. Juni herum. In reiche Ortschaften kommen fremde Schnitter. Sie können auch gelegentlich Lieder verbreiten. So hörte R. Kottenbücher von ihnen das Schnitterlied (vgl. *ADBl.* LX, 223.)

In bestimmten Zeitabschnitten, wenn die Felder keine Pflege beanspruchen, verrichtet die Familie die Arbeit in dem Weingarten. Mit großer Freude wird die Weinlese begangen. Bloß die Alten bleiben daheim. Die jüngeren Mitglieder der Familie sammeln mit den fremden Weinleserinnen die Trauben. Die Männer sind bei der Presse beschäftigt, für ein ausgiebiges Essen sorgt die Hausfrau. Spät nachmittags, wenn es schon zu dämmern beginnt, setzt sich die Gesellschaft zusammen. Bald ertönen Lieder, deutsche und madjarische je nachdem, woher die Arbeiterinnen stammen. In Bf. kam z. B. die Ballade *Graf und Magd*,⁹⁴⁾ die in Márkó üblich ist, aber in den südlichen Plattenseedörfern gegenwärtig nicht mehr bekannt ist, durch die Weinlese in die Familie der Frau Reider.

Eine beliebte Zusammenkunft der Verwandten und der Nachbarschaft ist das „Kufuruzschalen“. Der Mais wird zumeist in der Scheune, manchmal auch im Hof aufgetürmt. Die Verwandtschaft und die Nachbarschaft hilft bei der Arbeit mit. Gute Sänger oder gute Erzähler werden dazu besonders erbeten. Die Gesellschaft — hauptsächlich junge Leute — singt bei dieser Gelegenheit sehr viel, aber auch dem Erzähler hört man gerne zu.

Für die Liedpflege haben die Zeiten der außergewöhnlichen Arbeit keine allzu große Bedeutung. Umsomehr Anlaß zum Gesang bieten die Wochentage im Winter.

Die Tagesordnung richtet sich nach den drei Hauptmahlzeiten. Vor dem Frühstück, das im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr eingenommen wird, versorgt man schon das Vieh, verrichtet auswärtige Arbeiten. Nach dem Frühstück geht jeder an seine Arbeit. Punkt 12 Uhr erfolgt das Mittagessen, nachher eine kurze Ruhepause. Im Sommer beginnt um 5—6 Uhr, im Winter um 4 Uhr das Füttern und Tränken des Viehs. Das Abendläuten ruft wieder zu Tisch, im Sommer um 8 Uhr, im Winter um 7 Uhr. In den Zeiten gedrängter Arbeit geht man erst um 11 oder 12 Uhr zur Ruhe. Im Winter bleibt die Familie bis 8 oder 9 Uhr beisammen.

Auch im Winter finden die Männer tagsüber auswärtige Arbeit (Holzhaden, Schneeschaufeln, Eisbrechen, Robot u. dgl.), die Frauen suchen sich daheim eine Beschäftigung. Sie verbringen die Zeit vormittags bis zum Kochen mit Nähen, Spinnen, Flicken. Der Nachmittag ist in der Regel dem Bügeln der zahlreichen Faltenröde gewidmet. Sie und da

⁹⁴⁾ *G—B*: I. 89.

schleißt eine Frau Federn, aber nur selten, da man zum eigenen Bedarf, wie auch zum Verkauf rohe Federn braucht. Abends sind auch die Männer zugegen; um nicht müßig zu sitzen, rebeln sie Mais oder flechten Körbe.

An den ruhigen Vormittagen des Winters unterhalten sich die sangesfrohen Frauen mit Liedern, besonders wo eine sangesfrohe Mutter und Tochter beisammen leben. Die jüngere Frau stimmt das Lied an, die ältere sekundiert. Manchmal führt sie die Melodie, die Jüngere begleitet sie in der oberen Terz. An die Reihe kommen hauptsächlich geistliche Lieder oder ernstere weltliche Lieder, Legendenlieder, die sonst kaum mehr zu hören sind. Die Lieder religiösen Inhalts, die aber aus der Kirche verbannt worden sind, erfreuen sich in diesem Fall einer besonderen Beliebtheit. Sie verdanken ihre Bevorzugung oft irgend einer Begünstigung, die dem fleißigen Sänger des Liedes zu teil werden soll. (z. B. Dort drunten in der Garten ging der Morgenstern auf,⁹⁵⁾ verspricht die ewige Seligkeit, das hl. Lorenzi Lied⁹⁶⁾ schützt vor Feuergesfahr).

Während die Lieder der Männer bloß im Wirtshaus oder auf Hochzeiten zu hören sind, bietet den Frauen der Wochentag im Winter Anlaß zum Gesang. Im Gegensatz zu den Männern, die ihre Sangesfreude hauptsächlich in Gesellschaft an den Tag legen und Raazl, Zechlieder und andere Scherzstücke bevorzugen, singen die Frauen daheim in der Familie, gewöhnlich nur zu zweit.⁹⁷⁾ Indem sie auch ihres Seelenheils gedenken, ziehen sie die geistlichen Lieder vor. Singen die Männer sowohl rhythmisch, als auch melodisch gewöhnlich genauer, so verfügen die Frauen dafür über eine größere Anzahl an alten Stücken. So sind sie Bewahrerinnen des alten Weberlieferungsgutes.

Am meisten wird natürlich in Familien gesungen, in denen eine begabte Mutter und Tochter beisammen leben. Solche Familien gibt es in den Dörfern zwei, drei, kaum mehr. Die Kinder, die aus einer solchen Familie stammen, werden gewöhnlich die Vorsänger ihrer Kameradschaft. In der Familie, wo die Großmutter ihrerzeit Vorsängerin war, bekleidete die Mutter bestimmt auch dieses Amt, die Tochter wird ebenfalls Vorsängerin. Ich kenne eine Familie, bei der sich dieser Fall bis zu der Urgroßmutter hinauf verfolgen läßt und der Urenkel ebenfalls sehr musikalisch ist. Solche Familien verfügen manchmal über eine verhältnismäßig große Anzahl von Einzelliedern.⁹⁸⁾ In Bf. gibt es drei solche sangesfreudige

⁹⁵⁾ Karpathenland 5. 62.

⁹⁶⁾ D.W. 37. 110.

⁹⁷⁾ Vgl. Karasik: Stand und Aufgaben der Märchenforschung in den deutschen Sprachinseln Mittelpolens. Sonderheft der DMF. 1935.

⁹⁸⁾ Einzellieder sind Lieder, welche gegenwärtig nicht gemeinschaftlich gesungen werden, weil sie entweder bereits aufgegeben wurden oder aus einer fremden Ortschaft herrühren.

Familien. Während in der Familie der Frau K. und der Frau B. eher die Lieder älterer Generationen als Einzellieder bewahrt worden sind, konnte ich in der Familie der Frau H. 43 Lieder aufschreiben, die in der Gemeinde sonst nicht üblich waren.

Familie Eigner = Weisz.

Sie gehört dem Besitz nach in die mittlere Schicht der Dorfgemeinschaft. Die Mitglieder der Hofgemeinschaft sind: Herr Joseph E. 37 J. a., Frau Elisabeth B., geb. B., 59 J. a., Frau Theresia E., 33 J. a. Michael E., 8 J. a., und ein Knecht. Sowohl die Familie E. als auch die Familie B. sind im Dorf seit der ersten Volkszählung (1773) nachzuweisen. (Um 1820 war Michael Weisz, der Urgroßvater der Frau Weisz, der wohlhabendste unter den Kolonisten. Später zersplitterte sich seine Erbschaft, seine männlichen Nachkommen wanderten aus der Gemeinde aus). Herr E. stammt aus einer musikalisch begabten Familie und singt in Gesellschaft gern. Zu Haus pflegen aber die Frauen den Gesang. — Frau B. war Vorsängerin in ihrer Kameradschaft, die 7 Mitglieder zählte. Sie lernte ihre Lieder vorwiegend von der damals 80jährigen Großmutter. Sie und ihre zwei Schwestern, Katharina und Theresia, machten sich durch ihren überaus reichen Liederchatz im Dorf berühmt. Sie sangen gewöhnlich zu dritt auf der Gasse und trugen mit Vorliebe ihre „neuen“ Lieder vor, sie schrieben angeblich ein ganzes Heft solcher Lieder zusammen, das sich aber gegenwärtig nicht mehr auffinden ließ.

Die einzige Tochter der Frau B., Frau E., war ebenfalls Vorsängerin in ihrer Kameradschaft, die 8 Mitglieder zählte. Sie lernte ihre Lieder hauptsächlich im Alter von 13 Jahren, teils von der damals 80jährigen Großmutter, teils aber von der Mutter.

Als Frau Eigner eine Zeit lang kränklich war, kam eine Frau aus Beszprémhidégút zur Aushilfe in den Hof. Sie kannte auch sehr viele Lieder. Die Mädchen der damaligen Kameradschaft suchten sie des öfteren auf, um von ihr Lieder zu lernen. Sie brachte ihnen das Lied: Ich bin ein Bursch mit 21 Jahren bei.

Familie Reider.

Dem Besitz nach gehört diese Familie der mittleren Schicht der Dorfbevölkerung an. Die Mitglieder ihrer Hofgemeinschaft sind: Herr Franz R., 36 J. a., seine Mutter, Frau Rosalia R., geb. Hartmann, 56 J. a., seine Frau: Frau Theresia R., geb. Czvizler (Zwiesler), 33 J. alt, ihre Kinder Naani 12 J. a., †, Mischa (Michael), 7 J. a., Kässi 3 J. a. und ein Knecht.

Herr R. ist der Partner des Kirchensängers. Er ist sehr musikalisch, singt gern und versteht sich außerdem auf das Harmonikaspiel. Im Winter

spielt er den Kindern oft Tanzweisen vor, zu denen ihnen dann die Frauen die Schritte beibringen. Zu Haus wird jedoch der Gesang nur von den Frauen gepflegt. Da aber ihr Liederschatz voneinander ziemlich abweicht, und die ältere Frau allmählich Stimme und Gehör verliert, können sie nicht soviel singen, wie dies in den oben erwähnten Familien der Fall ist.

Der Liederschatz der Großmutter besteht hauptsächlich aus ihren früheren Kameradschaftsliedern, die sie als Vorsängerin von der Großmutter lernte.

Die jüngere Frau K. war Mitglied der Kameradschaft der Frau Weiß. Außer ihren Kameradschaftsliedern kennt sie noch einige Einzellieder.

Familie der Frau Hamann.

Die Familie besitzt mit zwei Häusern die doppelte Session, der Hof gehört zu den wohlhabendsten im Dorf. Folgende Mitglieder gehören ihm an: Frau Johanna C., geb. H., Witwe, 39 J. a., Herr Johann H., 56 J. a., Frau Maria H., 65 J. a., Herr Michael Stumpfhauser, 23 J. a., Frau Maria St., jung, geb. C., 22 J. a., ihre Kinder: Maria, 5 J. a., Michael, 3 J. a., Johann, 1 J. a., und ein Knecht.

Herr Hamann versteht mit seinen Liedern eine Gesellschaft aufs beste zu unterhalten. Herr Stumpfhauser stammt aus einer sehr musikalischen Familie, als Bursche sang er viel. Der Knecht, der seit längerer Zeit auf dem Hofe lebt, ist seiner Abstammung nach ein Madjare. Als guter Sänger beherrscht er eine Anzahl madjarischer und deutscher Volkslieder. Innerhalb des Familientreises singen aber gewöhnlich nur die Frauen.

Frau Hamann stammt aus Márkó. Sie lebte dort mit ihrer früh verwitweten Mutter und zwei Schwestern in recht dürftigen Verhältnissen. Sie war aber ein sangesfrohes Mädchen und durfte trotz ihrer Armut in der Kameradschaft die Rolle einer „Sekundantin“ bekleiden. Sie begleitete nicht nur den Gesang der Vorsängerin, sondern half ihr oft über die Schwierigkeiten der Intonation hinweg. Doch nahm sie an den Zusammenkünften der Spinnstube nicht teil, die damit verbundenen Auslagen konnte sie nämlich nicht bestreiten. Sie arbeitete daheim mit ihren Schwestern. Mutter und Töchter fanden gleich viel Freude an dem Gesang und begleiteten die Arbeit mit ihren zahlreichen Liedern. Die Mutter stimmte oft ältere Lieder an, so daß sich der Liederschatz ihrer Töchter auch mit solchen Stücken bereichern konnte, die im Dorf sonst nicht mehr üblich waren (sie sangen z. B. fast jeden Tag das Lied vom hl. Lorenz, um das Haus vor Feuersgefahr zu schützen). Sie heiratete später einen Dorfgenossen, Herrn Johann H., der ebenfalls ein guter Sänger, aber mittellos wie sie war. In ihrem Leben trat erst mit der Erkrankung eines reichen Verwandten zu Bezprémfajsz eine Aenderung ein. Dieser war Witwer und verlor durch eine epidemische Krankheit plötzlich seine 7 Kinder. Ohne Hilfe, auch selber

leidend, konnte er die Wirtschaft des Hofes nicht besorgen und rief seine armen Verwandten aus Márkó zu sich. Er ließ das Gut auf ihre Tochter (Haani) schreiben, die seinen Neffen heiraten sollte.

In dem Liederschatz der Frau Hamann lassen sich die Spuren der Uebersiedlung nicht erkennen. Sie bewahrte die Lieder ihres Heimatdorfes. Teils, weil sie schon als verheiratete Frau auf den Hof kam, teils, weil sie im Dorf wenig verwandtschaftliche Beziehungen hatte und deshalb eher die Hochzeiten ihres Heimatdorfes besuchte. Sie blieb auch zeitlebens von den neuen Dorfgossen etwas abseitsstehend, man konnte ihr das Glück, dessen sie teilhaftig geworden war, nicht verzeihen. Auf den Liederschatz des Dorfes übte sie dann später durch ihre Enkelin einen, allerdings nicht allzu starken Einfluß aus.

Ihre Tochter (Haani) sang schon als ganz kleines Mädchen hübsch. Sie unterhielt die Erwachsenen mit ihren, oft eben nicht sehr erbaulichen Liedchen. Mit 13 Jahren wurde sie Vorsängerin in ihrer Kameradschaft. Zu dieser Zeit sang sie eher die Lieder, die im Dorf üblich waren, kein einziges in der Gemeinde einmal aufgebrachtes Lied entging ihr. Auch während des Krieges erlauschte sie fast alle Soldatenlieder, die in der Umgebung nur üblich waren. Außerdem zeichnet sie sich durch die Kenntnis vieler Märchen und Sagen aus. Intelligent, spitzfindig, schlau, durchaus selbstständig, in schwierigen Fällen sofort Bescheid wissend, ist sie keine unwürdige Vertreterin ihrer Standesgenossinnen.

Die Enkelin (Miädi) erbte auch die Sangesfreude. Sie trat ebenfalls schon als kleines Mädchen mit Liedern, die ihr die Großmutter beibrachte, vor die Erwachsenen. Mit 13 Jahren wurde sie Vorsängerin ihrer Kameradschaft. Sie brachte manche Einzellieder ihrer Familie den Kameradinnen bei. Nach ihrer baldigen Heirat suchten sie die Mädchen der nächstfolgenden Kameradschaft auf, um von ihr Lieder zu lernen.

Die Einzellieder bilden einen großen Teil des Liederschazes der Frau H. Schon als junges Mädchen sang sie ältere Stücke, die in den verschiedenen Gesellschaften ihres Geburtsortes nicht mehr vorkamen. In ihrem neuen Dorf waren aber ihre Lieder — abgesehen von einigen in der ganzen Umgegend verbreiteten Balladen — erst recht unbekannt. Der Dorfgemeinschaft eigentlich nie angehörend, konnte sie weder ihre Lieder verbreiten, noch sich die des Dorfes aneignen, sie brachte aber fast jedes der ihr bekannten Stücke der Tochter und der Enkelin bei. Diese nahmen dann ihrerseits auch die Lieder des Dorfes auf; letztere begann einige ihrer Familienlieder im Dorf zu verbreiten (S. 238).

Die Lieder, die bloß in der Familie der Frau H. bekannt sind (die in Klammern gesetzten Stücke sind im Dorf durch Miädi Cvizler, Frau Stumpfhauser bereits verbreitet), sind folgende:

Lieder der Familie Hamann.

Die verunglückte Müllerstochter, E.=B. I.

Sl. Lorenz, D.=Bl. 37. 110 f.

Regina ging in Garten, Jf. d. B. f. Bl. 11. 299 ff.—20. 18 ff.

Bettellied, D.Bl. 37. 110.

Berner-Lied (Zeitungslied).

In Jesu Namen wach ich auf, Jungbauer Bibl. 571.

Die unglückliche Nachtfahrt, Jb. f. Bl. II. 139. E.=B. I. 157.

Erlauschte Abrede, Meier: Schwäbische Bl. Nr. 227.

Frau, du sollst nach Hause kommen, Jungbauer Bibl. 540 d.

Edelmann im Habersack, E.=B. I. 146.

Ich will euch was neues singen (Spottlied).

Nonne (nicht kontaminierte Form), E.=B. I. 89.

Nonne (kontaminierte Form), D.Bl. 37. 137 f.

Vogelhochzeit, E.=B. I. 163.

Wächterlied Bruchstück, E.=B. III.

Blaue Fensterbald Schallugater, Hummel Bibl. 606 a.

Der Diamantenstein, das macht die Herzen rein.

Ein Schäfersmädchen geht ins Grüne, Böhme: Fr. M.: Volkstümliche Lieder, 146.

Ein Sträußchen am Hut; Ki B. 81.

Es krachen die Kanonen.

Feedri Gans, Hummel: Bibliographie, 931.

Ich hab einmal ein Ringl kriegt, Hummel: Bibliographie: 1051.

Lina, mein, Flugblatt: DBA.

Mondscheinsbrüder, Wiener Lieder-Album S. 348 f.

Nachtwächterruf.

Auf der grünen Wief'n (Jud).

Bei meinem Dirndl bleib ich nicht, Hummel: Bibl. 609.

Die Alm, die Alm, die hohe Alm.

Die Faule, Fruhwirt, Bibl. 289.

Drei Schneeweiße Gäns.

Es geht ein Liedl noch so schön.

Es hängt der Apfel so rund und so rot, DBA. A. 118/626. Banat.

Hörts Leidli was was is zwar net vül.

In das Kapazinerwaldl, Mautner: Alte L. und W. aus Salzammergut, S. 149 f.

In den Werferwald, da geht der Wind so kalt.

In Lokut is a scheni Stadt (Ortsnedlied).

In Bámis to is Kiritoch, Hummel: Bibl. 422 c. (weicht von der ortsüblichen Form ab).

Sauerkraut und Rüben, Jungbauer Bibl. 1047.

Leineweber, haben ein Haus gebaut. Hummel: Bibl.

Mein Schatz ist ein Jager.

Mein Vater ist ein Kupferschmied.

Mein Vater ist ein Tischler.

Pfannenliderlied, Marriage: Pfälzische Bl. 174.

Wenn in der heidchen Zeit, sich einer nimmt ein Weib.

Wenns alle Leid sagen, sag ichs bald auch.

Wer in den Himmel will kommen, Hummel: Bibl.

Zu dir bin ich ganga, Hummel: Bibliographie 104.

Einzellieder der Familie Weiß.

Der Tag und die Stunden.

Dort drunt in jenem Tale, dort wächst ein Apfelbaum (Wanderstrophen). (Hidegfut).

Feedri Gans. Hummel Bibl. 931. (Hidegfut).

Geh ich das Gählein auf und ab (Hidegfut), Hummel: Bibl. 114.

Du bist mir halt ein Bürschl a so und a so (Hidegfut).

Ich bin ein junger Knab (Hidegfut).

Risela tree (angeblich italienisch).

Kuffaljenka (angeblich polnisch).

Melodie des Brombeerliedes aus Herend.

Weint mit mir ihr nächtlich stillen „Feinde“, Hoffmann-Pratl 1217.

Einzellieder der Familie Reider.

Graf und Magd, E.-B. I. 89.

Der sein Weib die Haut owi schint.

Dirndl möcht ein Edelstnab, Hummel: Bibl. 363.

Drum sama lustig weil ma keine Weiber ham.

Wanns du wissest wer ich bin, Jungbauer: Bibl. 448.

Wie machens denn die Lehrer, Hummel: Bibl. 432.

Wie scheint denn der Mond so schön, Jungbauer: Bibl. 280 a.

3. Knechte.

Die reicheren Höfe beschäftigen außer den Mitgliedern der Familie gewöhnlich auch einen Knecht. Mägde werden nur selten gedungen. Es gibt aber auch Ortschaften, wo es überhaupt keinen Knecht gibt. Es sind dies die armen Dörfer im inneren Bakony um Farkasgnepü und Böhmischhütten (Csehánnya) herum.

In der Pflege des Gesanges, namentlich in der Verbreitung der Lieder der Umgebung spielen die Knechte eine bedeutende Rolle.

Das Gesinde stammt, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, aus fremden Ortschaften. Aus den ärmeren Dörfern der Umgegend (Fgy., Böh-

mischhütten, Herend, Bárosöd, Kislöd) treten die Burschen bald nach Verlassen der Schule in fremde Dienste. Sie sind teils Schwaben, teils Madjaren. — Auf ein und demselben Hof bleiben die Knechte selten länger als ein Jahr; das Dorf verlassen sie aber ungern. In Bf. beginnt man die neue Stelle Anfang Dezember zu suchen, findet sich eine, so bleibt das Dienstbuch des Knechtes bei seinem künftigen Herrn und er bekommt 1 bis 5 P. Aufgeld. Der neue Knecht erscheint am 1. Januar auf dem Hof. Sein Vorgänger erwartet ihn und teilt ihm seine Pflichten und die Gewohnheiten des Hauses mit. Die regelmäßige Frage des Knechtes ist, ob das Vieh keine schlechten Gewohnheiten habe.

Knechte, die das erstemal im Dorf dienen, werden durch Einkauf in die Gruppe ihrer Standesgenossen aufgenommen. Am ersten Sonntag nach ihrem Dienstantritt versammeln sich die Knechte des Dorfes bei einem ihrer Arbeitgeber in der Küche und die Neulinge bringen Wein, je 1 bis 2 Liter, mit.

Die Knechte bilden eine besondere Gruppe innerhalb der Dorfgemeinschaft. Ihre soziale Stellung kommt in ihrer täglichen Lebensweise nicht zum Ausdruck. Zwischen Herr und Knecht besteht ein enges, fast familienhaftes Band. Arbeits- und Tischgemeinschaft verbindet sie mit den übrigen Mitgliedern der Familie. Gesellschaftlich stehen die Knechte aber abseits von der Dorfgemeinschaft, da ihnen jeder Anschluß an die Gruppen ihrer Altersgenossen verwehrt bleibt. Sie haben keinen geselligen Verkehr mit den Burschen und keinen Umgang mit den Mädchen des Dorfes, dürfen weder an der Rei noch an den Tanzfesten teilnehmen. Sie besuchen deshalb gemeinsam den Tanzboden eines Nachbardorfes, in Bf. z. B. das Wirtshaus in der madjarischen Ortschaft Nemesvámos.

Die Knechte singen gewöhnlich auf der Gasse, besonders an den Sommerabenden, während die übrige Jugend des Dorfes schändernd umherstreift. Die Knechte, die seit längerer Zeit im Dorf leben, üben sich gemeinsam im Gesang. Ihr Liederschatz und ihre Vortragsweise werden selbstverständlich stark durch die Gewohnheiten ihres Heimatdorfes bestimmt. Die Kislöder singen auffallend schön, auch an ihren Liedern läßt es sich erkennen, daß sie aus der Heimat der „Spülleit“ stammen. Der Gesang der Knechte aus Farkasgyepü, einem sehr zurückgebliebenen und armen Dorf, weist sowohl inhaltlich, als auch in dem Vortrag derbere Züge auf. Im Vergleich zur Singweise in der Kameradschaft fällt beim Gesang der Knechte die Art der Intonation auf. Die Kameradschaft läßt sich den ersten Ton von dem Vorsänger geben, erst mit der zweiten und dritten Silbe fallen die übrigen ein. Die Knechte beginnen alle auf den Wink des Vorsängers gleichzeitig und sehr genau das Lied. In Bf. und auch in den anderen Ortschaften singen die Knechte abwechselnd deutsche und madjarische

Lieder. Die Zahl der ersteren nimmt aber stark ab, obwohl madjarische Knechte auch deutsche Lieder kennen.

Es sollen hier Proben aus dem Liedschatz der Knechte in Vf. folgen:
Hörcht was rauscht am Schlosse vor, DVN. — A 104/676.

Eine Schwalbe bringt kein Sommer, E.-B. II. 782.

Zich hinaus bei Morgensgraun, DVN — A 50/542 (aus Kislöd).

Nachtigall sitzt auf den Tannenbaum, Hummel: Bibl. 1120.

Die Zigarri die san ja nimmer teuer.

Und der Bauer hat drei schöne Töchter (Farkasgnepü).

Csáki Vilma kiment az erdöbe.

Endre báró (madj. Balladen aus Szentkirályszabadja).

IV. Von der Dorfgemeinschaft abseitsstehende Sänger.

Der Volkstundler ist in seiner Sammelarbeit auf die begabtesten Leute des Dorfes angewiesen. Diese gehören jedoch oft nicht zu den typischen Vertretern der Klasse,⁹⁹⁾ sie sind zumeist Außenseiter, die oft genug belächelt werden. Gewöhnlich erregen sie die Aufmerksamkeit durch ihre Liebhabereien oder durch ihre außergewöhnliche Stellung im Dorf. Der eine singt zu viel, der andere versteht sich auf das „Absprechen“, der dritte kennt viele Sagen und Märchen und läßt seine bewegte Phantasie von abergläubischen Vorstellungen stark beeinflussen.. Ihre Singfreude und ihre fröhliche Natur erscheinen den Dorfleuten ungewöhnlich, ja sogar sündhaft, sie müssen deshalb Spott und Klatsch reichlich über sich ergehen lassen. Andere sind stärkere Individualitäten und weichen in ihrer Lebensweise von der genau geregelten Lebensart der Dorfgemeinschaft ab.

Manche von diesen Leuten leben in der Familiengemeinschaft, die ihre gänzliche Isolierung verhütet (wie z. B. Frau Hamann, Frau Weiß). Die Alleinstehenden entfernen sich aber entweder durch ihre besonderen Neigungen oder durch ihre zufälligen Lebensumstände. Konservativ eingestellte ältere Leute müssen auch vielerorts erleben, daß sie nicht mehr verstanden, verspottet und gefoppt, nicht als vollwertige Mitglieder der Gemeinschaft angesehen werden.

Die außergewöhnliche Lage dieser Menschen kommt auch in ihrem Liedschatz zur Geltung. Dies beweisen auch folgende Beobachtungen, die ich in Vf. gemacht habe:

Frau Maria Cziegler, geb. Eigner, 53 J. a., lebt mit ihrem Mann allein, da ihre Kinder bereits erwachsen sind und eigene Höfe besitzen. Sie haben die Verwaltung ihrer Wirtschaft aufgegeben und leben in beneidenswerter Ruhe innerhalb des von der schweren Arbeit bewegten Lebens der

⁹⁹⁾ Vgl. Bringemeier: Gemeinschaft und Volkslied, S. 7.

Gemeinde. Sie verstehen auch diese Lage zu genießen und lassen sich nicht stören. Gäste empfangen sie ungern und verkehren mit den Dorfgenoſſen außer bei besonderen Gelegenheiten kaum. Da Frau Cz's Enkelin noch zu jung ist, um von ihr Lieder lernen zu können, findet sie zu Hause wenig Anlaß zum Gesang. Bei Hochzeitsgesellschaften ist sie als Spaßmacherin und Sängerin umso beliebter.

Als junges Mädchen war sie auch eine äußerst lebhaft und lustige Person, überall, wo es sich um ein lustiges Ereignis handelte, war sie die Rädelführerin. Natürlich war sie auch Vorsängerin in der Kameradschaft. Gegenwärtig legt sie aber auf ihre Kameradschaftslieder wenig Gewicht, sie singt nur ihre besonderen, im Dorfe wenig bekannten Stücke. Außerdem ist sie eine ausgezeichnete Märchenerzählerin, die ihre Geschichten mit viel Lebendigkeit und Witz vorzutragen weiß.

Sie zieht das Schauerliche vor. Ihre Kästen sind mit alten Volksbüchern solchen Inhalts voll, auch ihre Lieder entsprechen durchaus diesem Geschmack.

Die Lieder der Frau Cziegler (Ziegler) sind:

1. Es reiten drei Goldschmied, DBl. 37. 131.
2. Die untreue Braut, E.-B. I. 211.
3. Kindesmörderin, E.-B. I. 212.
4. Es ging einmal ein verliebtes Paar, John Meier, Volksliedstudien, 12.
5. Federgans, Hummel Bibl. 931.

Frau Theresia Bauer, geb. Hainbach, 40 J. alt. Sie hat ihren Mann und ihren einzigen Sohn frühzeitig verloren und lebt mit ihrem alten Vater und der Schwiegermutter allein in ihrem Haus. Sie ist eine sehr fromme Frau, allein etwas übertrieben, und steht dadurch etwas abseits von den Dorfgenoſſen. Sie nimmt weder an geselligen Zusammenkünften teil, noch verkehrt sie mit den übrigen Frauen. Als junges Mädchen gehörte sie der Kameradschaft der Frau Stumpfhäuser an. Obwohl sie eine gute Sängerin ist, verlernte sie ihre Kameradschaftslieder bald. Ihrer Einstellung gemäß singt sie nur die Legendenlieder; z. B.:

1. Die heilige Tatilia, DBl. 37.
2. Drei arme Seelen, DBl. 37.
3. Maria und der Schiffnecht, DBl. 33. 57.
4. Die ungarische Braut, E.-B. III. 813.
5. Ich hab schon lange still geschwiegen. E.-B. II. 657—59.

Katharina Rotenbücher, 50 J. alt. Durch ein Unglück wurde sie im Kindesalter an der rechten Hand verkrüppelt. Deshalb durfte sie der Übung des Dorfes gemäß nicht heiraten. Demzufolge nahm sie an den

Zusammenkünften der Kameradschaft länger als sonst üblich teil und sang daher viel und oft. Zu Hause singt sie gegenwärtig kaum, da sie allein mit ihrem Stiefvater lebt. Früher suchten sie aber die Mädchen der Kameradschaft auf, um von ihr Lieder zu lernen. Sie hat außerdem zu Hiedegüt ihre nächsten Verwandten, die ebenfalls singefreudig sind und bei denen sie dann oft mitzingen kann. Sie bewahrte teils ihre Kameradschaftslieder, teils rühren ihre Stücke aus Hiedegüt her.

Ihre Hiedegüter Lieder sind:

1. Eine Variante der Nonne, DBl. 37. 134.
2. Ich bin schon längst in Schtüll geschwiegen, E.=B. II. 657—9.
3. Wasser und Wein, Zf. d. B. f. Bl. 26. 91.
4. Federgans, Hummel Bibl. 931.

Herr Michael Kislinger, 35 J. alt. Bekleidet das Amt des Hüters (Schik) im Dorf. Als Angestellter ist er selbstverständlich nicht aus der Gemeinde gebürtig, er stammt aus Böhmischtütten (Čejbánya, Kom. und Bezirk Besprim). Als guter Sänger singt er oft in Gesellschaft. Außerdem suchen ihn die Burschen im Winter auf, um von ihm Lieder erlauschen zu können.

Lieder des Herrn K.:

- Wie der Wächter auf dem Turme steht, E.=B. III.
 In einem kühlen Grunde, KiB. 181.
 Es geht ein Madl in die Stadt, KiB. 406.
 Drunt in jenem Tale treibt das Wasser ein Rad.

Lieder der Frau K. (aus Bánd gebürtig.)

- Graf Friedrich, E.=B. I. 107.
 Hl. Katharina, E.=B. III. 2116—19. (Die Fassung aus Bánd).
 Ich weiß nicht was mir fehlet, E.=B. II. 617.
 Gute Nacht, gute Nacht (das Lied wurde auf der 1 Kilometer langen einzigen Dorfstraße gesungen, als man bei Tanzereien vom Wirtshaus nach Hause zum Abendessen ging).

V. Liedpflege und Kirchengemeinschaft.

Ortsfremde Sänger. Zur Zeit der gedrängten Arbeit erscheinen die Lohnarbeiter im Dorf. Unsere Gemeinde erfreut sich in diesen Kreisen einer allgemeinen Beliebtheit, teils wegen des guten Essens, teils weil hier die Sonntagsruhe strenger gehalten wird. Die Leute aus sangesfrohen Ortschaften tragen in der freien Zeit auf allgemeinen Wunsch ihre Lieder vor. Das Schnitterlied, Graf und Magd sind in der letzten Zeit nachweislich von ihnen in das Dorf gebracht worden. Als vor 20 Jahren die Wasser-

leitung des Dorfes gelegt wurde, lernte man die Lieder der fremden Arbeiter, obwohl niemand den Wortlaut verstehen konnte. Frau Beiß sang ein Lied solchen Ursprunges vor, es soll italienisch lauten.

Erst in der Pflege des geistlichen Liedes äußert sich das ganze Dorf als eine große Gemeinschaft. Wir können über die religiöse Bindung der Dorfgemeinschaft nur die Worte M. Bringemeiers wiederholen: „Vom Gotteshaus war der Raum bestimmt, der hier Menschengruppen zusammenschloß zu gleicher Lebensführung, zu gleichen Anschauungen, zu gleichem Schicksal. Der Strahlungsbereich des Gotteshauses war der Schicksalraum des Dorfes, der deshalb nach außen hin abschloß, weil er die Menschen auf ein gemeinsames Ziel hinordnete.“¹⁰⁰⁾

Diese Bedeutung des Religiösen kommt in der Pflege des Gesanges sehr auffällig zum Ausdruck. Während beim weltlichen Singen die verschiedenen Gemeinschaften eine größere oder kleinere Rolle spielen, und ihr Liederschatz ziemlich wesentliche Unterschiede aufweist, vereinigen sich Junge und Alte, in der Gemeinschaft Verwurzelte und von ihr Abseits-Stehende im gemeinsamen Singen derselben Kirchenlieder.

In den Bafonerdörfern, wie in den Sprachinseldörfern überhaupt, nimmt das Religiöse eine zentrale Stellung ein. Die äußerst starke Religiosität ist ein Erbe der Vorfahren, äußere Umstände vermögen daran nichts zu ändern. Wird aber das Ueberlieferungsgut vom neuen Zeitgeist angegriffen, zeigen sich sofort auch Wirkungen in der religiösen Haltung. Beginnt sich das Dorf als Gemeinschaft aufzulösen, das Erbgut der Vorfahren allmählich aufzugeben, so werden auch die Bänke in der Kirche sichtlich leerer. (Dieser Auflösungsprozeß geht gegenwärtig z. B. in der Gemeinde Wf. vor sich. Nach und nach werden damit auch religiöse Bräuche aufgegeben, die z. B. in Wp. noch sorgfältig begangen werden. Vor allem zeigt sich in dem Besuch der Kirche der Unterschied).

Im gewöhnlichen, mit äußerst harter Mühe und Not verbrachten Leben bringen nur die Feiertage eine Erfrischung für Leib und Seele. Es läßt sich gerade auf diesem Gebiet gut beobachten, wie stark die menschliche Sehnsucht nach dem Metaphysischen ist, obwohl die materialistische Einstellung der Bauern ziemlich oft hervorgehoben wird.

Für die Einwohner der Bafonerdörfer bedeutet der Gottesdienst die Erfüllung ihrer religiösen, philosophischen, kulturellen und künstlerischen Ansprüche.

Dieser Umstand läßt sich auch von seiten des Musikalischen ergründen. Da die Sprachinseldeutschen im allgemeinen sehr musikalisch sind, hören sie Musik mit ersichtlich großer Freude an. Für das Musikalische, das das

¹⁰⁰⁾ a. a. O. 15.

Hochamt bietet, sind sie daher sehr empfänglich. Einer stillen Messe wird nur ungern beigewohnt. So z. B. in Tgg., wo kein Pfarramt ist, und sich erholungsbedürftige Geistliche nur eine kürzere Zeit aufhalten. Da sie gewöhnlich nur stille Messe lesen, ist es einer der größten Schmerzen der Einwohner, daß sie nie einem Hochamt beiwohnen können. Besondere festliche Gelegenheiten werden schon deshalb sehr erwartet, weil dann die Musikanten während des Hochamtes in der Kirche spielen. Freilich kommt dem städtischen Ohr der Klang der zu hoch gestimmten Klarinetten und Pistonen, die Neigung zu möglichst vielen und oft sehr unbegründeten Verzierungen etwas wunderbar vor, doch bedeutet dies für die Dorfsleute eben den höheren musikalischen Genuß.

An dem Gesang während des Gottesdienstes nehmen die Anwesenden mit oft rührender Hingabe teil. Nach der Messe oder nach der Nachmittagsandacht bleiben in jedem Dorf ältere Frauen noch in der Kirche und halten ihre besondere Andacht, die zumeist aus dem Singen einer Reihe von Kirchenliedern besteht. Die Führerinnen dieses Gesanges sind aber immer die Vorsängerinnen der früheren Kameradschaften.

Nach dem Gesagten wird es klar, daß die Kirchenlieder, oft „scheni Lieder“ genannt, eine ganz besondere Bedeutung haben und sehr beliebt sind. In jedem Dorf gibt es eine Anzahl oft überraschend schön geschriebener Liederbücher, deren Inhalt nur aus geistlichen Liedern besteht. Freilich gehört ein großer Teil dieser Stücke zu den nicht approbierten Kirchengesängen, die früher durch Flugblätter verbreitet worden sind. Man singt sie wenigstens zu Hause. In fast jedem Dorf gibt es eine Person, bei der einige frommen Leute (Männer und Frauen) zusammenkommen, um miteinander diese Lieder zu singen. Weltliche Lieder werden dabei nie gesungen.

Frau B. in Bf. benützte bei dieser Gelegenheit ein Liederheft, das um 1884 zusammengeschrieben worden ist und ihrem Vater gehörte. (Ihr Vater erbt es von einem gewissen Peter St.) Das Oktavheft mit 68 Blättern enthält folgende Stücke:

Ach liebster Jesu mein, wenn ich gedenke dein (Fastenlied).

Auf der Welt hab ich keine Freud (Maria-Lied).

Christus der Herr am Delberg ging (Fasten-Lied).

Christi Mutter stund voll Schmerzen (Fasten-Lied).

Der goldene Rosenkranz.

Du, o Jungfrau, der Jungfrauen.

Der schmerzhafteste Rosenkranz (Der für uns Blut geschwizet hat).

Erhöre uns, erhöre uns (Bittlied um Regen).

Erstens wir dich grüßen, oh Maria hilf! (Maria-Lied).

Glorwürdige Königin, himmlische Braut (Maria-Lied).

Gnadenquelle sei gegrüßt (Maria-Vied).

Heiliges Kreuz sei hoch verehret, harter Ruhplatz unsers Herrn (Beim Kreuz).

Herr erbarm dich unser, Christ erhöre uns.

Herr erbarme dich unser (Litanei zu dem hochwürdigen Sakrament).

Herr erbarme, Gott erbarme.

Hochgelobt sei für und für o Königin (Maria-Vied).

Hochgelobt sei für und für, dir zu Ehren singen wir.

Ihr Kräften der Seelen Maria zur Freud.

Ihr Sünder kommt gegangen (Fasten-Vied).

Im Himmel und auf Erden, an allen Ort und End (Lobpreis auf das heiligste Herz Jesu).

Jesus du mein Trost und Leben.

Jesus hab ich mir auserwählt, er ist mein best Freund (Vied zu Jesu).

Komm mein Sünder, komm gegangen (Vied von Jesu).

Kommet lobet ohne End, das heiligste Sakrament (Zum Altars-Sakrament).

Kommt her all sammentlich (Maria-Vied).

Königin, du gnädigste Frau (Maria-Vied).

Laß mich deine Leiden singen (Fasten-Vied).

Lasset uns in Jesus Namen.

Maria, du Himmelkönigin.

Maria, die schönste Schäferin.

Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn.

Maria, du schönste Zier, mein Herz das schenk ich dir (Maria-Vied).

Maria, wir fallen dir alle zu Füßen (Maria-Vied).

O du heilige, du Jungfräuliche (Maria-Vied).

O Maria, du mein Leben, o Maria, du mein Freud (Maria-Vied).

O schöne Morgenröt, die niemals untergeht.

O Not, o Pein, o Schmerzen (Fasten-Vied).

O Sünder mach dich auf, und geh mit mir spazieren (Fasten-Vied).

O Jungfrau Maria, du himmlische Zier (Maria-Vied).

O großer Gott, du Schöpfer aller Dingen (Bitt um Regen).

O Maria jetzt ist's Zeit (Abschiedslied bei Maria Hilf).

Stimmt ihr Christen all zusamm (Vied zum hl. Sakrament).

Strenger Richter aller Sünder, treuer Vater deiner Kinder (Bußlied).

Sei gegrüßt allezeit Jesus mein Trost.

Sion lobet deinen Heiland (Vied auf Fronleichnam).

So bleibe Mutter mein bei mir, verlasse nie mich Armen.

Pange lingua gloriosi Corporis misterium

Vater ewig ungeboren (Lauretaniſche Litanei).

Vater unser in den Himmel.

Wach ich früh morgen auf (Frommer Gruß-Lied).

Weil wir jetzt kommen schon (Maria-Lied).

Wir demütig dich anbeten, o du heiligs Sacrament (Tantum ergo).

Wo ist Jesus mein Verlangen, mein Geliebter und mein Freund
(Fasten-Lied).

Zweiunddreißig Jahre war eben (Lied von Jesus Leiden).

Auch in dem kirchlichen Gesang hat sich der Brauch entwickelt im Gesang Führer zu haben. Man nennt sie Kirchensänger. Von den Vorfahren haben die Siedler eine Anzahl alter Kirchenlieder geerbt, die aber in den herkömmlichen Gesangbüchern nicht zu finden sind. Sie werden entweder mündlich weitergegeben, oder in handschriftlichen Gesangbüchern bewahrt. Da der Lehrer, der offizielle Pfleger des Kirchenliedes, über diese Stücke nicht Bescheid wissen kann, sorgen die Kirchensänger dafür, daß er diese Lieder erlernt. So sind sie die Träger des volkhaften Kirchenliedgutes.

In jeder Ortschaft gibt es mehrere Kirchensänger. Sie sind immer verheiratete Männer, nehmen in der Kirche auf dem Chor unter den Burschen Platz und führen den Gesang. Es ist unter ihnen zumeist einer, der sich sowohl durch starke Musikalität, als auch durch gute Liedkenntnis auszeichnet. (In Vf. z. B. Herr Cz. 40 J. a. der Sohn des früheren Kirchensängers; in Bh. war früher Herr Sch. 70 J. a. und in Wp. Herr M. 72 J. a. Kirchensänger, alle behaupten sie hätten die zweite Stimme gesungen). In Ausnahmefällen, wenn gute Sänger fehlen, bekleiden Frauen diesen Posten (gegenwärtig z. B. in Bänd und Rendel.) Ein guter Kirchensänger ist in der ganzen Umgebung berühmt und seine Gemeinde ist auf ihn äußerst stolz. Der Kirchensänger singt auch bei den Begräbnissen und während der Wallfahrten vor. Zumeist ist er auch Vorbeter. Falls sich eine Gelegenheit bietet, trachtet er neue Lieder zu erlernen. Man trägt ihm auch deshalb Lieder aus fremden Ortschaften zu.

Die Kirchenfeste vereinigen aber nicht nur die Gemeinde. Findet in einer Gemeinde ein besonderes Kirchenfest statt, so beteiligen sich auch die Nachbardörfer daran. Man ist vor allem auf den Besuch der Verwandten (Fräintschoft) gefaßt. Selbst die Burschen fehlen nur selten. Von den Mädchen gehen aber nur einige mit ihren Verwandten hin.

Früh morgens beleben sich die Straßen. Ein Wagen folgt dem anderen. Die Einwohner reicherer Ortschaften fallen sofort mit ihrem Zweigespann und wohlgenährten Pferden auf. Die Fußgänger scharen sich in Gruppen zusammen. Sie singen oft geistliche Lieder. Sofort gibt es auch einen Vorsänger oder eine Vorsängerin, die den Gesang führen. Freundlich ruft man ihnen von den Wagen zu. Läßt sich noch Platz verschaffen, so werden sie

zum Mitfahren eingeladen. Besonders den Jüngeren entgeht die Unterhaltung, die der Nachmittag verspricht, nicht. Davon zeugen die sorgfältig bewachten Körbe mit den Tanzgewändern.

Vormittags während des Gottesdienstes lernen die Gäste neue Kirchenlieder kennen. Gefällt ein Lied besonders, so wird bei den Verwandten um die Abschrift des Textes gebeten, die Melodie wissen sie bereits. (Die Wfer lernten so das Lied: „Maria wollet wandern“¹⁰¹) in Márkó. Der Text wurde später dem Kirchensänger zugeschickt. Ebenso kam das Lied: Regina geht in Garten¹⁰²) von Bánd nach Wf.)

Nachmittag bei der Tanzunterhaltung (derartige Feiern werden genau so, wie der Kirchtag begangen) hört man wiederum neue weltliche Lieder.

Überall singt man in den deutschen Gemeinden des Bakonyerwaldes deutsch und madjarisch. In den fortgeschritteneren Ortschaften bekommt man schon häufig Bierzeiler und Schlagerlieder in madjarischer Sprache zu hören. In den rückständigen Ortschaften, wo der Forscher mit großer Freude alte Balladen entdeckt, braucht deshalb nicht unbedingt eine gesicherte Liedpflege daheim zu sein. Findet er nur ältere Liedschichten, so kann er ziemlich sicher sein, daß das deutsche Volkslied im Absterben begriffen ist. Findet er aber neben Altformen auch zahlreiche, vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet weniger wertvolle Stücke (Bánd, Rendek), so darf er auf einen sangeslustigen Ort schließen. Während sich so das Liedgut allmählich wandelt, bleiben die Triebkräfte des Singens und seine Pflege innerhalb der einzelnen Dorfgemeinschaften erhalten.

*

*

*

Die vorangehenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie sollten nur das innige Verbundensein der Lieder mit dem Leben ihrer Träger innerhalb einer Volksgruppe aufzeigen, die, in ihrer Lebensführung ziemlich rückständig, den allgemeinen Gebrauch früherer Zeiten bewahrt hat. Sie möchten außerdem die Sprachinselforschung darauf aufmerksam machen, daß sie gerade in der Aufdeckung dieser inneren Zusammenhänge noch viele und wichtige Aufgaben zu lösen hat.

¹⁰¹) G. B. III.

¹⁰²) Bf. d. B. f. Bf. 11. 299 ff. 20. 18 ff.

Die Sage vom wilden Jäger und von der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen (Ungarn).

Von Eugen von Bonomi.

Aus dem Sagenschatz des Deutschtums in der Umgebung von Ofen wollen wir diesmal eine Sagengattung herausgreifen, die Sagen vom wilden Jäger und von der wilden Jagd.¹⁾ Diese Sagen sind manchenorts noch ziemlich lebendig. In Pesthídegkút, Solymár²⁾ und Piliszentiván machen sie einen großen Teil des Sagenbestandes aus. In Weindorf (Pilisborosjenő) und Csobánka ist ihre Zahl geringer. Fast völlig verschwunden sind sie in Klein-Turwal (Torbágy), Budaörs und Budafeszti. Einige Belege haben wir allerdings auch aus Üröm und Pomáz, von denen aber festzustellen ist, daß sie aus anderen Gemeinden stammen. Am besten ausgeprägt und über das ganze Gebiet verbreitet ist die Gestalt des Einzeldämons. Die wilde Jagd ist bisher nur in Budaörs (wilde Jagd), Pesthídegkút (wilde Jagd) und Solymár (wildes Heer) belegt.

Wir haben es hier mit einer Sprachinsellandschaft zu tun, wo der sog. Ausgleich erster Stufe (Ausgleich innerhalb der einzelnen Gemeinden) bereits abgeschlossen ist.³⁾ Der Ausgleich zweiter Stufe (Ausgleich unter den verschiedenen Ortschaften einer Landschaft) ist noch nicht beendet, schreitet aber rasch vorwärts. Mundart (bairisch-österreichisch; die Hauptmasse der Siedler kam vermutlich aus Süddeutschland), Sitten und Bräuche (die Deutschen sind alle katholisch) und Tracht unseres Gebietes stimmen im großen und ganzen überein. Auch im Sagengut gibt es starke Gemeinsamkeiten, daneben — von Gemeindegruppe zu Gemeindegruppe — auch Unterschiede. Wenn wir nun unsere Sagengattung betrachten, können wir feststellen, daß es bisher nur in der Gemeindegruppe Pesthídegkút—Solymár—Piliszentiván zu einem gewissen Ausgleich gekommen ist (reger Bevölkerungsaustausch!). Während man in diesen Gemeinden den alten Sagenstoff noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neu erlebte, handelt es sich anderswo nur um überlieferte Sagen, um Reste, die mit dem Tode der alten Erzähler verschwinden.

¹⁾ Ueber diese Sagenform wurde bisher schon sehr viel geschrieben. Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle darauf näher eingehen. Lethin erschien die gründliche Arbeit Alfred Endters (Die Sage vom wilden Jäger und von der wilden Jagd, Studien über den deutsch. Dämonenglauben. 1933. Diss. Frankfurt a. M.), die u. a. die Ergebnisse der bisherigen Forschung zusammenfaßt.

²⁾ Auf den Solymárer wilden Jäger hat zuerst Ludwig Mátyás aufmerksam gemacht: Aus dem Volksglauben der Schwaben von Solymár, Szent Iván und Hídegkút, Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn 3 (1893—94), S. 245.

³⁾ Vgl. Walther Ruhn: Deutsche Sprachinselforschung, Plauen, 1934. S. 257.

Gibt es in diesem Sagenbereich Entlehnungen aus dem Sagengut des Umvolkes? Im Ofner Bergland sitzen Madjaren, Deutsche und Slawen. Die Gemeinden in der Umgebung von Ofen haben nicht alle rein deutsche Bevölkerung. Zur Zeit der Einwanderung der Deutschen (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) saßen hier schon Madjaren in Pomáz, Slawen in Csobánta, Pomáz, Budafalás und Groß-Turwal (Törökbálint)⁴). Die Groß-Turwaler Serben (sie waren katholisch) gingen im Deutschtum auf. Die griechisch-orientalischen Serben in Csobánta, Pomáz und Budafalás erhielten sich zum Teil bis auf den heutigen Tag. Die Madjaren⁵) und meines Wissens auch die Slawen — besitzen keine dem wilden Jäger ähnliche Sagen-gestalt. Von direkten Entlehnungen kann also nicht die Rede sein. Mehrere Sagen wurden von Leuten erzählt, die einen madjarischen oder slawischen Namen führen. Dies besagt wenig. Es handelt sich hier um Nachkommen eingedeutschter Familien.

Die Sagen spielen in der neuen Heimat. Den meisten liegen eigene Erlebnisse zugrunde; viele gehen auch auf die „Alten“ und „Uralten“ (Groß- und Urgroßväter) zurück.

Im folgenden sollen die Erscheinungsformen des wilden Jägers und der wilden Jagd — soweit dies auf Grund meiner Sammlung (über 100 Sagen) möglich ist — zusammengefaßt werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß später noch manche Ergänzungen hinzukommen. Anschließend folgt eine Auswahl aus meinem Sagenmaterial (aufgezeichnet 1934—35). Sprachlich weichen die Sagen voneinander kaum ab, da es auf diesem Gebiet schon eine Gemeinsprache gibt.⁶)

Ortsnamenkürzungen: Bte = Budafézi, Bö = Budaörs, Cs = Csobánta, Bht = Besthidégtűt, Bzi = Biliszentiván, S = Solymár, Ű = Űrm, W = Weindorf. — Die dahinter stehenden Zahlen bedeuten die Nummern der hier abgedruckten Sagen, worauf Bezug genommen wird.

Erscheinungsformen des wilden Jägers.

Namen: Tə wüldi Jaagə (allg.), Windischkreez (Substitution! Bö 4) und Hansl präinns Hoowəschtroo au(n)! = Hans, brenn' das Haferstroh an! (S 21).

⁴) Vgl. die Konfessionen aus den Jahren 1715 und 1720 im Landesarchiv zu Budapest.

⁵) Mitteilung des Herrn Univ.-Prof. Dr. Alexander Solymosy, Budapest.

⁶) Zur Lautschrift vgl. Elmar v. Schwarz, Lautschrift für deutsche Mundarttexte in Ungarn, Deutschungarische Heimatblätter 2 (1930), S. 243 ff. Einiges wollen wir hier anführen. Für den Gebrauch der großen und kleinen Anfangsbuchstaben gelten die Regeln der heutigen Rechtschreibung. Die Länge der Vokale und die Schärfe der Konsonanten wird durch Doppelschreibung angedeutet. Die nur noch ganz schwach gesprochenen Konsonanten werden in Klammer gesetzt. sch = š, ng = ɲ, z = ts, (n) = Naselung, ə = ə, ä = ɛ.

In den Sagen wird er entweder gar nicht oder nur ungenau beschrieben; er ist ja oft unsichtbar (S). Zumeist ist er ein Mann normaler Größe (S., Phf, Pzi), ein „großer“ Mann (Bö 6, Cf 29), aber auch ein Zwerg (Ü 27). Er trägt grünes (S, Phf, Ü 27, Cf) oder graues (Pzi) Järgergewand, einen Jägerhut (Phf, S, Pzi) und hohe Stiefel (S, vgl. Mátyás a. a. D. S. 245). Das Gewehr fehlt nie (Phf, S, Pzi, Ü). Zuweilen erscheint er mit einem Stod (S), einer langen Pfeife (Bfe), oder einer Kette (Bfe 10). Manchmal hat er Ziegenfüße (Phf 14, S.) und Hörner auf dem Kopfe (Bfe 10). Man sah ihn auch mit einem langen (Ü 27), grünen (S, vgl. Mátyás a. a. D. S. 245) Bart.

Seine Stimme ist kreischend (S, vgl. Mátyás a. a. D. S. 245). Er spricht eine unverständliche fremde Sprache (Bfe 12, Phf 14), aber auch die Mundart der einzelnen Dörfer (S). Fluchwörter bekommt man von ihm häufig zu hören (Phf 14).

Der wilde Jäger hält sich in den Wäldern des Ofner Berglandes auf. Oft verläßt er sie und erscheint auf der Landstraße, an Kreuzwegen (Bfe 12), oder in den Gemeinden (S). Er läßt sich an Allerseelen (Ü 27), im Advent (Ü, Cf 29), in der Nacht (Bö, Bfe, S, Pzi), auch bei Tage blicken.

Im allgemeinen geht er zu Fuß, reitet (S 22) oder „fliegt“ (Bö 8). Sein Auftreten ist zuweilen mit Wind verbunden (Bö 34, S 21, 22, 23).

Was treibt er? Die Jagd ist nur einigemal belegt (Bö 3, Bfe, Phf, S). Von einem Jagdobjekt (Kuh) hören wir nur einmal (Bö 3). Er ist vielmehr bestrebt, den Leuten böse Streiche zu spielen: Die Fuhrwerke bringt er zum Stehen (Phf, S 19, Pzi), setzt sich auf die Wagen (S, Pzi 25), erschreckt die Leute (Bfe 10, 12), führt sie irre (Bö 5, Phf 15, S. 19, Pzi), wirft sie zu Boden (Phf 14, Ü 27), ohrfeigt die, die seine hop, hop, hop und hutata-Rufe nachsprechen (Bö 5, Phf 15, S) oder ihm „Hansl, präinns Hoowäschtroo au(n)!“ zurufen (S 21). Besonders auf jene hat er es abgesehen, die aus dem Walde Holz holen (Bö 8, Phf 15, S, Pzi 26) im Freien (Wald, Landstraße) ihre Notdurft verrichten (S, Pzi 26) oder auf der Landstraße fahren (Phf, S 19, Pzi 25). Ist der Streich gelungen, so lacht er (Phf 15, S 21, Pzi 25, 26) und klatscht in die Hände (Phf, S, Pzi 25).

Allein trifft man ihn niemals; immer in Begleitung von Tieren. In den Budakeszier Sagen wird ein schwarzer Ziegenbock mit einem Horn erwähnt (12), anderswo ist nur von Hunden die Rede. Rasse, Farbe und Zahl seiner Hunde ist verschieden: Pudel (Cf 29), Jagdhund (Phf, S), Windhund (S) oder einfach nur „Hund“ — rot (S), schwarz (S, W, Cf) — einer (Bfe 10, Phf, S, Pzi, Ü, Cf), zwei (S), mehrere (S, W). Die Hunde laufen frei einher (vor dem Jäger); manchmal führt er sie an

der Leine. Der wilde Jäger kann sich auch in einen Hund verwandeln (Bfe 11, Cj).

Abwehrmittel gegen den wilden Jäger: Die Kleider umdrehen (S 19), mit der Peitsche knallen, um sich schlagen (S), fluchen (S 19). Ertönt die Kirchenglocke, so ist seine Macht gebrochen (S). Wer innerhalb des sog. „Dachgrabens“ steht, dem kann nichts geschehen. Man kann ihn auch töten, heißt es in Piliszentiván, wenn man mit einem Hammer oder einer Hacke auf die zuerst eingesezte Speiche des Wagenrades schlägt, man trifft ihn dann auf den Kopf (Pzi 25).

Wer ist eigentlich der wilde Jäger? Er war ein Mensch, und zwar ein undankbarer Sohn, der „zur Zeit der Heiden“ lebte (Bö), ein Jäger, den Wilddiebe erschossen (W 28), ein reicher Weindorfer Bauer (Cj 30), ein grausamer Budafeszier Jäger (Bö 8).

Warum müssen diese Leute als wilder Jäger ruhelos umgehen? Das hat verschiedene Gründe. Der undankbare Sohn und der reiche Weindorfer Bauer wären, so berichtet die Sage, auf die Jagd gegangen, während ihr Vater daheim im Sterben lag. Der väterliche Fluch, sie mögen ewig jagen, ging in Erfüllung. Der Jäger, der Wildschützen zum Opfer fiel, kann darum keine Ruhe finden, weil er keines natürlichen Todes starb. Der Budafeszier Jäger soll gegen die Armen, die im Walde Holz sammelten, rücksichtslos vorgegangen sein, sie geprügelt, ihnen die Kopftücher und Schürzen weggenommen haben. Dafür muß er büßen.

Der wilde Jäger liegt in der Nähe der Gemeinde Piliszentiván, im Buchenwald begraben. Wenn man über sein Grab fährt, bleibt man stehen. Die Budaörser sagen, er habe nach langem Wandern unter einem Strauch, bei dem „Hotterbaum“ (steht an der Grenze des Budaörs—Budafeszier Hotters; der Sturm brach ihn 1935 um) ewige Ruhe gefunden. Da er den Wald unsicher machte, hätte ihn die Geistlichkeit, auf die Bitte der Leute, hierher gebannt (7).

Erscheinungsformen der wilden Jagd.

Die Sagen von der wilden Jagd sind schon stark verblaßt. Inhaltlich weichen sie voneinander wenig ab. In Pesthidéglút kennt man sie unter dem Namen „wüldi Jocht“ in Solymár heißt sie „wüldes Rhäää“ (wildes Heer).

Die wilde Jagd „fliegt“ am Firmament (Phk 17, 18). Man hört Hundegebell und großen Lärm (Phk 17, 18). Sie ist die Schar jener Seelen, die mit dem Teufel einen Pakt schlossen (Bö 9). Da die wilde Jagd oft tief zieht, muß man sich zu Boden werfen (S 23, Phk 18), einen Schuh ausziehen (S), oder sich verkriechen (Phk 18), um nicht mitgerissen oder verwundet zu werden.

Das wilde Heer hat eine bezaubernde Musik (S 24), die den Menschen irreführt (S). Ein Solymärer Mann, der ihr folgte, kehrte erst am dritten Tage mit zerfetzten Kleidern heim. In Solymár erzählt man auch von einem Mädchen, das dem wilden Heer bis Italien folgen mußte.

Eine vergleichende Redensart aus Solymár: too isə laarma (ung. lárma = Lärm), wi wau(n)s wüldi Khääa too waar (= da ist ein Lärm, als wäre das wilde Heer hier).

Sagen.

Klein Turwal — Torbágn.

1. Tə¹⁾ Ritschmann Franz Veittə²⁾ hot vözöült³⁾, tasər⁴⁾ əmol⁵⁾ noch Mittənoocht in säi(n) Toaf⁶⁾, in Klaa(n) Tuəwal, haamkaungə-r-is⁷⁾. In də Khiəchəkoosn⁸⁾ hodər⁹⁾ in di Paam¹⁰⁾ ə¹¹⁾ Rauschn unt ə Kloupfə khääat¹²⁾. Säi(n) Khuməraa(d)n¹³⁾ san¹⁴⁾ əf¹⁵⁾ täis¹⁶⁾ fuətkräint, wäils riisich vəschroukkə¹⁷⁾ san unt haum¹⁸⁾ kmaa(n)t¹⁹⁾, tə wüldi Jaagər isəs²⁰⁾.

(Aufgezeichnet in Budaörs.)

Budaörs.

2. Və¹⁾ mäinə Muədə²⁾ hoowi³⁾ täis eftə khääat vözöüln, tas in Wold əf aamol sou wiə-r-ə⁴⁾ Schtuəmwind sauəst hot. Unt näit⁵⁾ nuə tääis⁶⁾, sondən, tas wi waummə⁷⁾ au(n) di Paamə uməkschloogn⁸⁾ het⁹⁾ mit tə Hokkə. Ti Lät¹⁰⁾ haum ksokt¹¹⁾, täis is tə wüldi Jaagə, tää khumt jäiz¹²⁾ no z(u)ruk.

3. S wäat¹⁾ schə²⁾ säichzich Joar säi(n). To pin ii, mäi(n) Voodə³⁾ unt tə Khööwiläin Jousef (Köbilein Joseph) əf Mari-Aachl⁴⁾ kaungə umə Hülz. S woa⁵⁾ voa Kepeetläitn, in də Fruuə⁶⁾. Wiəmə⁷⁾ schə pə Mari-Achl woan, hot tə Khööwiläin, täis woa mäi(n) Veittə, zwaamol schiəsn khääat, mäi(n) Voodə hot träimol khääat. S woa, wiə-r-i⁸⁾ sok, voa Kepeetläitn. əf täis Schiəsn hotmə khääat schräjə unt plään wiə-r-ə Khuuə. Nocher is əf aamol ə kroussə Wind kaungə. Wi ti Kloukka pam hot kmocht, woar olləs schtüü(l). Täis woa tə wüldi Jaagə, tää wou um sööli⁹⁾ Zäit kjookt¹⁰⁾ hot.

4. Too, wou jäiz tə Polzl¹⁾ is, in täin²⁾ Kroo(b)m³⁾, hintn, to san iərə fimpf Puəschn⁴⁾ kaungə. No⁵⁾ hot aanər ən Oafäign⁶⁾ kriegt. No hodə ksokt: „Häaz⁷⁾ auf, unt sepüü(l)z⁸⁾ äingg⁹⁾ nät!“ Jäiz sans ə Schtikl kaungə, hot tə zwäiti aani kriegt. Jäiz sans widər ə poa Schriit¹⁰⁾ kaungə, hot tə tritti aani kriegt. əf aamol is sou wiə-r-ə Winzpraut¹¹⁾ kweest¹²⁾, tee¹³⁾ is fən iənə¹⁴⁾ vöpäai¹⁵⁾ unt hot sou ksuuət¹⁶⁾. əf aamol haums vən Wold troo(b)m¹⁷⁾ khääat ti Huntn

pöö(l)n¹⁶), no haums ksokt: „Täis is tē Windischkreez, tää hot unz Oafäign oowəkhaut¹⁹) unt is in Wold.“

5. Mäi(n) Voodə hot vözöült, waun ti Lät san umə Hulz kaungə in Wuudikeessə Wold, to is tē wüldi Jaagə uməkloufə¹) unt hot kschriiə²): „Hop, hop, hop.“ Ti Khində, wos haum noochkschpetlt³), ti haum nochə nimmə mäa haamkfuntn⁴).

6. Te Äi(n)l¹) hodn²) kseegn³) in wüldn Jaagə in Wuudikeessə Wold. Täis woar ə kroussə Jaagə unt ən Hund hodə khot⁴). Təwäilə⁵) kleipt⁶) hot, woarə Jaager, too in Wold. Tää woa schträing mit ti Lät unt hot si khaut. Trum isə too in Wold umkaungə.

7. Tə Äi(n)l hot vözöült, Schiiposch Johan (Sipos) hodə khaasn¹), tas si in wüldn Jaagə haum fuətpaunt²), tasə nimmə wäidə³) kee(n)⁴) khau(n). Nochə hod iəm niimaund mäa kseegn in Wold. Ti Käist-lichi haum-nə aussipaunt, ti houchi. S hot khaasn, too, pən Hottə-paam, tää schteet schə iiwə hundət Joa tuət, tuət haumsn hii(n)paunt untər ə Shtau(d)n.

8. Ti Hulzwäiwə¹) haum täin Jaagə, wou jäiz tē wüldi Jaager is, vəfluəcht, wäilə hot iənə olwl²) ti Schiəzn³) oodəs⁴) Tiəchl⁵) vən Khoupf oowəknaumə⁶). Jäiz haums iəm vəwuntschn: „Tə näi(n)jäärichi Schloog sul ti träifə!“ No isə kschtöam. No san tee Wäiwə wiidər umə Hulz kaungə pə də Windəszäit, täis hot mäi(n) Aa(n)l⁷) vözöült († 1924 im Alter von 84 Jahren). No hot tē toodi Jaagə ti Wäiwə äawischt unt hot ksokt: „Jäiz säiz⁸) too umə Hulz; nuə vözäign⁹) tiiezmə¹⁰), äis¹¹) khäinz¹²) ən jän¹³) Toog kee(n) umə Hulz“. No hot aani ksokt, souə Öültəri¹⁴): „Miə vözäign tē olləs unt tuu vözäig unz aa!“ „Naa, hodə ksokt, äis khäinz mə niks vözäign, wäil i pin ə kroussə Sində¹⁵)“. Nochər isə aufkfloogn unt fuət.

9. Ti Olt n haum vözöült, tas ti wüldi Jocht kflougn is in də Luft. Täis woan ti wüldn Jaagə unt ti vətäumtn¹) Lät, tee wou haum in Täifl fə Noan kholtn²). Nochə wäil ti läizti Schtund is khumə, no san ti Paanər³) in də Luft uməkfloogn; sou haums ti Täifln vərish. Mit täini san kfloogn Hunt n unt ti Rous san in Kalop kaungə.

Budafeszi.

10. Tə Äi(n)l hot ksokt, tas tē wüldi Jaagə hot Häänə¹) khot unt is in Wold uməkaungə. Täar is äinəkhumer²) inz Toaf, äa hodən Hunt mitkhot unt hot ti Lät vəschräikt. ə Khee(d)n³) hodər aa khot.

11. Mə hot khäät¹), tas tē wüldi Jaagə uməkloufm is too in Wold unt no tääis, tasər əf aamol isər e Hunt kweest. Mäi(n) Aa(n)l hot vözöült, tasər aa ə Kaas²) khot hot.

12. Mäi(n) Öültən¹⁾ haum vëzöült, tas tē wüldi Jaagē unsichē hot kmocht in Wold unt fräimdi Woat²⁾, unvëschtäindlichī Woat kret³⁾. Täis hoowi aa khäät vë mäini Öültən, tas tē wüldi Jaagē hod ən Kaaspouk⁴⁾ khot, ən schwoazn, mit aan Hoan⁵⁾. Nochər isē häriiwē kaungē, əm Oo(b)mt⁶⁾, unt hot ti Lät vëschräikt. əf ti Kräizweegn⁷⁾ isər aa kaungē.

13. To sammər¹⁾ əmol in Schnitt kweest, in Wuuidikees²⁾, to traust³⁾ əm schwoazn Päg⁴⁾, friiə haums ksokt Schlaafschtāa(n)päg⁵⁾. Nə unt nochē⁶⁾ sammər holt iwət Noocht⁷⁾ kweest neebən Wold əm Föö(ld). To hod in Wold olwl wos kschriiə: „Hop, hop, hop“. To haum ti oldi Mäinē⁸⁾ ksokt: Täis is tē wüldi Jaagē. Täis woar sou umə zwöü(l)fi in dē Noocht. (Aufgezeichnet in Budaörs.)

Þesthidegfút.

14. To hint pē dē Aa(n)sii(d)lē Höül¹⁾ unt in ti Höül²⁾ əm Lintnpäg hot si tē wüldi Jaagər aufkholtn. Mə hot khäät vë di Uuəroldn²⁾, tas tē wüldi Jaagē ti Lät hot schtöülich³⁾ kmocht əm Foatweech⁴⁾. Tāa wou si hot widəsetz, tain is wos Schleechz possiət: ən Oafäign hodē kriegt, oowəkschteesn⁵⁾ hodər iəm. Waun tē wüldi Jaagər is khumə, hotmē si miəsn niidəsezn, unt au(n)schprechē hotmər iəm nāt täafē⁶⁾. Tē wüldi Jaagē hot Kaasnaksn⁷⁾ khot, unt ə Jaagəkwaund hodər au(n)khot unt souə Schprooch⁸⁾ hodē kschprouchē⁹⁾, tas iəm khē Mäintsch vëschtāunt¹⁰⁾ hot. Kfluəcht¹⁰⁾ hodər olwl.

15. Unsē Voodē hot vëzöült, tas aanē in Hidikuut¹⁾ woa, tāa hot əf niks klaupt²⁾. No sans³⁾ in Wold kaungē umə Hulz: ääa unt säi(n) zwaa Priədē⁴⁾. əf aamol hot tē wüldi Jaagē hup hup hup pfiifm⁵⁾. Tāa Mau(n)⁶⁾ woar oowē pooshoft unt hot iəm Auntwoat keim: „Hup, hup, hup“. əf aamol schauē si säi(n) Priədē um unt seegn⁷⁾ iəm niändəscht⁸⁾. Nochər isē in trääi Toog in Paat aussikhumə. Säi(n) Pingl⁹⁾ hodē trääi Toog umkhot¹⁰⁾. Unt wäilər is aussikhumə in Paat¹¹⁾, isē əfs Ksicht kfoln, sou läicht is iəm nochtäim¹²⁾ kweest. Nochē hot tē wüldi Jaagē klocht¹³⁾. Tāa hodn vëfiət khot.

16. I woa no ə Maa(d)l¹⁾. Nochət pin i in Schtot kaungē əm Wouchəmoak²⁾. No pin i auffikaungē pis zən tiəfm Prunnē³⁾. Nochət hoowi schē khäät ti wüldi Jocht sausn. Täis woar um Mittēnoocht. əf aamol isē kroussē Wind keegē mii⁴⁾ khumə, unt hot mi knaumē⁵⁾ und hot mi au(n) di schtaanəni Mauə aunitrukt⁶⁾. Nochət is si iwē mii vëpääi. Huuu . . u . . u hot täis kmocht. Nochət hot si mi ausklosn. I hop nochət kläi khən Noon⁷⁾ kriegt. I waas nuə täis Schtikl. Unsē Voodē hot olləwäil vë dē wüldi Jocht vëzöült, wiəmmē Khindē

woan. Miə haum oowə nāt kwist⁸⁾, wos täis is. O Voodə, vəzöülz nāt sou wos, haumər immə ksokt, wäil miə fiächtn⁹⁾ unz.

17. Miə san min Wouchəmoak kaungə əf Oofm. Miə san sou 15—20 kweest. S woar in də Noocht um zwöü(l)fi. Nə unt to is ti wüldi Jocht kfloogn. Unt wi si kfloogn is, is si iwərən¹⁾ Mau(n) triiwəkfloogn, Scheftschik Franz hodə khaasn, tää leipt häit no²⁾. No isər ə pisl³⁾ kräilt⁴⁾ kweest, tain hots təwischt. Kschraa⁵⁾ hotmə khäaat, Huntkschraa, oowə kseegn hotmə niks.

18. Mäi(n) Mau(n) unt tə Schwiigəvoodə woan əmol in Wold. I pin 77 Joar olt unt sölmol woari 30 olt. In Koowatschə Wold¹⁾ is täis kweest, in Wində. Wi si kaungə san, is ti wüldi Jocht in də Hee²⁾ kaungə, ti hot kschriiə. Unt mäi(n) Schwiigəvoodə hot ksokt zu säi(n) Suu(n), äa sul si niidəleegn hintə ti Schtau(d)n. Unt wi si kleegn san, is ti wüldi Jocht iiwə see triiwəkfloogn. Täis hot sou pöült, wi waun ti Huntn pöüln taatn³⁾. Waun ti wüldi Jocht khumt, muəsmə si vəpäagn⁴⁾.

Solymär.

19. I hop aa ən ərinərungg¹⁾ vən wüldn Jaagə. Mäi(n) Voodə hot täis khäaat və säini Öültən. Äar is schə 74 Joar olt kweest, und is Müülimaar²⁾ kweest, unt is in di Schtot³⁾ kfoan⁴⁾ unt äa hot wöüln⁵⁾ əf Puudapest foan. Wiə-r-ə nausfoat pən 'schtaanənən Hääkout,⁶⁾ hodə khäaat və də Ee(d)n,⁷⁾ wi tə wüldi Jaagə hutoto kmocht hot. Soktə zu säi(n) Waip: „Jessəs,⁸⁾ jäiz wäaz fäil kee(n).⁹⁾ Unt richtich, təwail foan si schot əf Puudapest əf Sankt Iiwan.¹⁰⁾ əf aamol pläim¹¹⁾ ti Rous schtee(n). Tää kwist hot və täarə Kchicht, hot si z hölfə kwist. Asə¹²⁾ soktə: „Woat, tu schleechtə Khäa(r)! ii wäa tə vooakhumə.“ Soktə zu säi(n) Wäip: „Holz Laazal!“¹³⁾ Isə oowəkschtiign, unt is viəri zu di Pfäat¹⁴⁾ unt sokt: „Wos wüü(l)st jäiz?“ No hodər aa(n)s kfluächt unt sokt: „I pin kschäidə wi tuu!“ No hodə säi(n) Rouk auszoogn unt hodn umkhäattə au(n)kläikt.¹⁵⁾ No hodə wäidə foan kheinne Unt tääa hot əm Kholvaaripäag¹⁶⁾ klocht. See haum nochə kseegn, woos san, nochə haums əf Peest foan kheinne.

20. Mäi(n) Äi(n)l hot täis vəzöült, si woan in Wold, ti Reissə¹⁾ hiətn.²⁾ Nochət is te wüldi Jaagə hii(n)khumə zə iənə unt hot ksokt, wos si too moochə? Asə si taan holt ti Reissə hiətn, haums ksokt. Nochət is te wüldi Jaagə wäidəkaungə. Nochət isə widə zu sulichi³⁾ khumə, tee wou Rous khiət haum. Täis san zwaa Puəm⁴⁾ kweest. Tee san voa Fuächt in ən Sok kschlupft, nuə ti Kheipf⁵⁾ haums rauskschtäikt. Asə sokt tə wüldi Jaagə: „Souə Viich⁶⁾ hoowi aa no nait kseegn, täis wou zwaa Kheipf hot unt koa khə Haksn hot. I täink

schə sou laung, tas too schə näi(n)mol Wiisn unt näi(n)mol Wold is kweest, oowə sou wos hoowi no näit kseegn.

21. Tə Müüwich Hau(n)zigl (Milbich Georg) hot vözöült, wii see Puəmə woan, nochə haum si əm Oo(b)mt in Houf kschnpüü(l)t.¹⁾ Nochə haums khääat in wüldn Jaagə schräin: „hutotoo, hutotoo.“ Nochə is souə Keraus²⁾ khumə, souə Ketiml³⁾, sou ksaust hots. Nochə wi täis Sausn vəriiwə woa, haums ən Oafäign kriegt. əf täis sans nochə äinikräint in di Schtuu(b)m unt haum klocht. Wi tee klocht haum, hot tə wüldi Jaagə traust ha, ha, ha kmocht unt is fuət.

22. Wi mäi(n) Voodər is in Tienst¹⁾ kweest, too in Schamar,²⁾ to isər əmol haamkaungə, tuəst, wou ti Pruk is, pən Kromon.³⁾ Tuət isə kroussə Wind kaungə. No hodə si kfächt unt is schtee(n) pliim. Wiə-r-ə sou kschauntn⁴⁾ is, khumt tə wüldi Jaagə krittne.⁵⁾ əf aamol hot tə Wind aufkhääat.

23. Vən wüldn Khääa hot mäi(n) Muədə ouft vözöült. See san sou Maa(d)l kweest, 14—15 Joar olt, no sans jän kaungə, əf ti Ee(d)n. Sou umə ¹/₁₂ 12 hot ə Muusi¹⁾ au(n)kfaungt zən schpüü(l)n unt ə Wind is, souə lauə, umətumkaungə. Ti Khində san schə vəschtäindicht kweest, waun sou wos khumt, suln sə si əfs Ksicht wääfə, nochə keets²⁾ triiwə.³⁾

24. ə Schamarərin hot vözöült, tasə Schamarə Mau(n) hot mit säi(n) Wäip kschnrii(d)n.¹⁾ Nochər isə aussikaungə und hot ksokt: „Jäiz keer-i aussi, wäil pə unz schauts aus, wi in wüldn Khääa“. Jaiz hodə khääat ə Muusi. „li kee noch tə Muusi“, soktə, „nochə schträiz²⁾ wiəs wöü(l)z“. Nochər isə nua wäidə, nua wäidə noch täarə Muusi. əf aamol isə hii(n)kfoln. Ti Muusi woar aus, äa hot nua mää s Trumln³⁾ khääat. In Haksn hodə prouchə khot. Jn də Fruuə haumsn miəsn min Woogn huln. (Aufgezeichnet in Besthidegüt.)

Þilis|zentiván.

25. Miə san in Schtot kfoan, unt wiəmmə əm Schamarə Hottə woan, haum ti Rous schwaa(r) zaar(n) miəsn. No hot si tə Äi(n)l umkschaut, unt hot kseegn in wüldn Jaagər əm Woogn houkkə. „Hokst schə wiidə troom?“, hot tə Äi(n)l ksokt. Tää hot klocht unt in di Häind prakt¹⁾. əf aamol schpringtər oowi, nochər is ti Rous läichtə woan. Nochə hot tə Äi(n)l ksokt: „Waummə het kwist ti äashti²⁾ Schpaachə³⁾ vən Rood, unt mid ən Haummə odə Hakl⁴⁾ immə traufkhaut, no het mər iəm əm Khoupf troufə⁵⁾“.

26. Miə san əmol in Tschaamə Wold¹⁾ auffikaungə; tuət is Hulz vəkhauft woan. Aanər is zurukpliim²⁾ säi(n) Noot vərictn. Wiə-r-ə

sou schaut, sięgtə ə wäissəs Pandl³⁾ voar iəm lięgn; täis woa sou rund, wiə Raaf. No hodə hii(n)kläingt⁴⁾ unt täis Pandl hod iəm zoogn⁵⁾. əf aamol hodəs Pandl auslosn, no hot tə wüldi Jaagə kmocht: „Ha, ha, ha“.

Üröm.

27. I woar ols Puesch əmol in Kmaa(n)więzhaus¹⁾; täis woar in Olləsöölntoog²⁾. To is khumə tə Jaagə vən Kaalascə Wold³⁾ unt hot vözöült, tas tə wüldi Jaagər is khumə unt hot iəm um ti Äat khaut, nochər isə təvau(n)klaufm. Täis woarə klaanə Mau(n), soktə, sou wiə-r-ə Zwäagl, mid ən laungə Pooat. ə Jaagəkwaund hodə khot, ə kriiənəs, unt ə Kwäaa. No, soktə, in täin Toog keedər aa nimmər in Wold.

Weindorf-Plisborosjenö.

28. Ti Olt n haum vözöült, tas tə wüldi Jaagə woar əmol ə Jaagə unt ti Wülschizn haumən tėschoosn¹⁾. No isər immər in Wold uməkaungə, täils pən Toog, täils pə də Noocht.

Čjobánfa.

29. əs san määarəri¹⁾ Lät tuęchkaungə tuęchn Wäi(n)toafə Wold²⁾. Nə haums kseegn ən krousn Mau(n) tuət sctee(n) pən Moontschäi(n) mit Jaagəkwaund au(n)kläikt. Aani hot ksokt zə iəm: „Kelopt säi Jeesus Kristus!“ Nə hodə sou kmocht (gedroht) min Fingə. In Atväint hotmər iəm määarestäils kseegn. Äa hod ən Hunt khot, täis woar ə schwoazə Puu(d)l mit fäirichi Augn.

30. Ti Olt n haum vözöült, tas in Wai(n)toaf woar ə räichə Pauə. Tää hod ən Suu(n) khot, täis woar ə läi(d)nschoftlichə Raupschiz. Äar is immə kaungə Hieschn unt Hoosn joogn. Täis hodə sou läi(d)nschoftlich trii(b)m, pis säi(n) Voodər is əm Too(d)npeit¹⁾ kleegn. Noche hodər iəm ruəfm losn, äa sul haamkhumə, äa wäat sctääm²⁾. Unt tää Suu(n) hot ksokt, äa sul sctääm, wos lięgt iəm trau(n). No hot tə Voodər iəm vərfluęcht, soktə: „Sulst eewich joogn“. Sät tääre Zät keet tää in Wold umə.

Namen der Erzähler: Sage Nr. 1. Andreas Hauser 47 Jahre alt. — 2. Wwe. Johann Hauser, geb. Barbara Csontos 76 J. a. — 3. Michael Albrecht 70—75 J. a. († 1935). — 4. Frau Paul Rosowitsch, geb. Susanna Kruck 40—45 J. a. — 5. Matthias Pichler 74 J. a. — 6—7. Frau Peter Hauser, geb. Therese Filz 66 J. a. — 8. Frau Anton Kili, geb. Anna Szarka 47 J. a. — 9. siehe 5. — 10. Wwe. Anton Frank, geb. Eva Rimpl 85 J. a. — 11. Frau Johann Eszterle, geb. Julianna Martin 52 J. a. — 12. Jakob Geiselhart 90 J. a. — 13. Frau Johann Szarka, geb. Maria Weber

66 J. a. — 14. Joseph Steinemann 61 J. a. — 15. Frau Paul Moser, geb. Elisabeth Taller 60 J. a. — 16. Frau Michael Schibl, geb. Katharina Moser 69 J. a. — 17—18. Wwe. Johann Hermann, geb. Maria Kellner 78 J. a. — 19. Joseph Tschewanek 69 J. a. — 20. Michael Taller 72 J. a. — 21. Frau Michael Taller, geb. Maria Jurasek 63 J. a. — 22. Frau Joseph Milbich, geb. Maria Ludwig 54 J. a. — 23. Joseph Milbich 72 J. a. — 24. siehe 15. — 25.—26. Sebastian Haber 77 J. a. — 27. Georg Klupp 84 J. a. — 28. Frau Konrad Wirl, geb. Rosa Hell 68 J. a. — 29.—30. Georg Hüll 69 J. a.

Fußnoten zu den Sagen.

1. 1) Der 2) Vetter 3) erzählt 4) dass er 5) einmal 6) Dorf 7) heimgegangen 8) Kirchengasse 9) hat er 10) in den Bäumen 11) ein 12) gehört 13) Kameraden 14) sind 15) auf 16) das 17) erschrocken 18) haben 19) gemeint 20) ist es.
2. 1) Von 2) Mutter 3) habe ich 4) wie ein 5) nicht 6) das 7) wenn man 8) herumgeschlagen 9) hätte 10) Leute 11) gesagt 12) jetzt.
3. 1) wird 2) schon 3) Vater 4) Maria-Eichel, Wallfahrtsort bei Budakeszi 5) war 6) Früh 7) wie wir, als wir 8) wie ich 9) jene 10) gejagt.
4. 1) Das Herzog'sche Wirtshaus in der Hauptgasse 2) dem 3) Graben 4) Bur-schen 5) dann 6) Ohrfeige 7) höret 8) spielt 9) euch 10) Schritt 11) Windsbraut; in Budaörs gibt es auch Sagen von der Windsbraut 12) gewesen 13) die 14) ihnen 15) vorbei 16) gesurrt 17) droben 18) bellen 19) gegeben.
5. 1) umhergelaufen 2) geschrien 3) verspottet 4) heimgefunden.
6. 1) Großvater 2) hat ihn 3) gesehen 4) gehabt 5) derweil 6) gelebt.
7. 1) geheißten 2) (fort)gebannt 3) weiter 4) gehen.
8. 1) „Holzweiber“ = Weiber, die im Walde Holz sammeln 2) immer 3) Schürzn 4) oder das 5) Kopftuch 6) ab- weggenommen 7) Ahne, Großmutter 8) seid ihr 9) verzeihen 10) tuet ihr mir 11) ihr 12) könnet ihr 13) jeden 14) Ältere 15) Sünder.
9. 1) verdamnten 2) zum Narren gehalten 3) Beine.
10. 1) Hörner 2) hereingekommen 3) Kette.
11. 1) gehört 2) Ziege.
12. 1) Eltern 2) fremde Wörter 3) geredet 4) Ziegenbock 5) Horn 6) Abend 7) Kreuzwegen.
13. 1) sind wir 2) Budakeszi 3) draußen 4) Berg 5) Schleifsteinberg 6) nachher 7) über Nacht 8) Männer.
14. 1) Höhlen bei Maria Einsiedeln 2) Uralten 3) stellig 4) Fahrweg, Straße 5) hinuntergestoßen 6) dürfen 7) Ziegenfüße 8) Sprache 9) gesprochen 10) geflucht.
15. 1) Pesthidegkút 2) an nichts geglaubt 3) sind sie 4) Brüder 5) gepfiffen 6, Mann 7) sehen 8) nirgend 9) Bündel 10) umgehabt 11) getragen 12) Páty, eine ungarische Gemeinde bei Budakeszi 13) nach dem 14) gelacht.
16. 1) Mädchen 2) Wochenmarkt 3) Brunnen 4) gegen mich 5) genommen 6) an die Mauer gedrückt 7) Atem 8) gewußt 9) fürchten.
17. 1) über einen 2) heute noch 3) bischen 4) gekratzt 5) Geschrei.
18. 1) Nagykovácsier Wald 2) Höhe 3) Praet coni. von tun 4) verbergen.
19. 1) Erinnerung 2) Milchmeier 3) Stadt 4) gefahren 5) wollen 6) „der steinerne Herrgott“, ein Steinkreuz an der Landstraße. Dieses Kreuz wird in den Solymärer und Pilisszentiváner Sagen oft erwähnt 7) auf der sog. „Ee(d)n“ war

- früher Hochwald 8) Jesus 9) jetzt wird es fehl gehen 10) Pilisszentiván
 11) bleiben 12) also 13) halte das Leitseil 14) Pferde 15) verkehrt angezogen
 16) Kalvarienberg.
20. 1) Rosse 2) hüten 3) solchen 4) Buben 5) Köpfe 6) Vieh.
21. 1) gespielt 2) Geräusch 3) Getümmel.
22. 1) Dienst 2) Solymár 3) das Gromon'sche Wirtshaus 4) gestanden 5) geritten.
23. 1) Musik 2) geht es 3) darüber.
24. 1) gestritten 2) streitet 3) Trommeln.
25. 1) in die Hände geklatscht 2) erste 3) Speiche 4) kleine Hacke 5) getroffen.
26. 1) Piliscsabáer Wald 2) zurückgeblieben 3) Band 4) danach gelangt, gegriffen
 5) gezogen.
27. 1) Gemeindegewirtshaus 2) Allerseelentag 3) Budakalászer Wald.
28. 1) erschossen.
29. 1) mehrere 2) Weindorfer Wald.
30. 1) Totenbett 2) sterben.

Deutsche und Nichtdeutsche in der Schwäbischen Türkei.

Studie über die Voraussetzungen und Grundlagen der biologischen Ueberlegenheit der Deutschen gegenüber den Nichtdeutschen in den Komitaten Baranya, Tolnau und Somogy (Ungarn).

Von Megidius Faulstich.

Nachdem die Donau in ihrem östlich gerichteten Lauf auf ungarischem Boden noch durch etwa hundert Kilometer diese Richtung eingehalten hat, wendet sie sich oberhalb von Budapest, bei Waizen, in scharfer Krümmung nach Süden. Dort, wo sie nach einer Strecke von 250 Kilometern wieder in östlicher Richtung fließt, nimmt sie von rechts die Drau auf und schließt mit dieser ein dreieckiges Stück Land ein. Dieser Donau-Drau-Winkel, dessen offene Seite von dem in der Richtung von Südwest nach Nordost verlaufenden Metschef-Gebirge zu einer in sich geschlossenen Landschaft abgegrenzt wird, trägt seit der Vertreibung der Türken und der darauf gefolgten Ansiedlung von Deutschen den Namen Schwäbische Türkei. Heute hat dieser Begriff eine Erweiterung erfahren, indem die nördlich und westlich des Metschef-Gebirges bis zum Plattensee hin sich anschließenden deutschen Siedlungen in den Gespanschaften Tolnau und Somogy als zur Schwäbischen Türkei gehörig bezeichnet und behandelt werden, weil sie mit den deutschen Gemeinden des Baranyaer Komitates eine einzige große deutsche Sprachinsel bilden.

Landschaft und Klima tragen dazu bei, daß die Deutschen dieses Siedlungsgebietes neben den Bedingtheiten von Blut und Sprache infolge gleicher äußerer Lebensbedingungen in ihren biologischen Erscheinungen einheitliche Züge aufweisen. Die geringe Höhe des Metschef-Gebirges (höchste

Erhebung 682 m über dem Meere) mit dem von allen Seiten sanften Anstieg bedingt kaum eine Aenderung der Lebensverhältnisse der dort siedelnden Menschen gegenüber den im angrenzenden Hügelland bzw. Flachland wohnenden. Zwar bildet der Kamm des Gebirges eine Wasser-, jedoch keine Wetterscheide, und so herrscht in der ganzen Schwäbischen Türkei ein einheitliches Uebergangsklima mit langem Herbst und Frühling und verhältnismäßig kurzem Winter. Die mittleren Jahresminima und -maxima liegen bei 13,5 bzw. + 33,5 Grad C.

Das Gebiet der Schwäbischen Türkei war wohl schon vor der Türkenzeit ein gemischtsprachiges. Darauf deuten nicht nur der deutsche Charakter der Stadtanlage von Fünfkirchen und auch der Name dieser Stadt selbst, der schon in früheren Jahrhunderten bekannt war, hin, sondern auch die Namen vieler Gemeinden, die slawischen Klang haben. Während der nahezu 200 Jahre dauernden Türkenzeit waren zahlreiche Dörfer gänzlich zerstört worden, andere wiederum entvölkert, sodaß die im 18. Jahrhundert nach Vertreibung der Türken einsetzende Neubesiedlung auf dem ganzen Gebiete der Schwäbischen Türkei in gleichem Ausmaße erfolgen konnte. Die Reste der aus der Türkenzeit verbliebenen Bewohner waren Madjaren, Kroaten und Serben. Diese waren auf das ganze Gebiet verteilt, sodaß die einwandernden Deutschen kaum einen einzigen Ort fanden, wo nicht einige „raizische“ (serbische), kroatische oder madjarische Familien lebten. Da die vollständig zerstörten Orte nicht wieder aufgebaut und neue nicht gegründet wurden (ausgenommen das von Prinz Eugen gegründete Eugendorf oberhalb von Esség), so gab es zur Zeit der Einwanderung kaum ein einziges rein deutsches Dorf. Eine aus dem Jahre 1720 stammende Statistik der steuerzahlenden Familien gibt nur für Deutschmarof rein deutsche Bevölkerung an. Dagegen weist eine Statistik aus dem Jahre 1786, also nach Abschluß der eigentlichen Einwanderung, für die südliche Baranya (etwa die Hälfte des Komitates) allein 43 deutsche Gemeinden aus. Spätere Volkszählungen von 1880 bis 1920, welche alle zehn Jahre erfolgten, zeigen keine großen Abweichungen in ihren Ergebnissen bezüglich des deutschen Bevölkerungsanteils. Danach war die Zahl der Deutschen in der Schwäbischen Türkei im Jahre 1880 181 251, im Jahre 1920 183 754. Es zeigt sich also eine Zunahme von 2 503 d. s. 1,36% innerhalb eines Zeitraumes von 40 Jahren. Diese Zunahme der Deutschen in der Schwäbischen Türkei ist nur der Vermehrung in der Baranya zu verdanken, während im Tolnauer und Somogyer Teil eine Abnahme der deutschen Bevölkerung aus dieser Statistik festzustellen ist. Die Zunahme der madjarischen Bevölkerung aber beträgt im Tolnauer Komitat während dieses Zeitraumes 18,28%, im Baranyaer 13,1%, im Schomoder Komitat sogar 28%. Von sonstigen

nichtdeutschen Bewohnern gibt es noch etwa 20 000 Slawen (Kroaten, Schotaken, Serben) in der Schwäbischen Türkei, die an Zahl stark im Abnehmen sind.

Die Deutschen sind in 240 Gemeinden in stärkerer Zahl vertreten, von denen 190 deutsche Mehrheitsgemeinden sind. In der Tolnau ist gut die Hälfte aller Dörfer (68 von 122) deutsch, in der Baranna nahezu die Hälfte (142 von 324), in der Schomodei (Komitat Somogn) nur 30 von 311.

Auf Grund dieser statistischen Angaben kann also folgendes festgestellt werden: das Deutschtum der Schwäbischen Türkei hat sich in 40 Jahren kaum vermehrt, wenn es auch größere Verluste, die aus der Statistik ersichtlich wären, nicht erlitten hat. Die beträchtliche Vermehrung der Madjaren scheint auf eine starke Ueberlegenheit in der biologischen Kraftentfaltung gegenüber den nichtmadjarischen Bewohnern hinzudeuten.

Die Erfahrung aber, die sich jeder mühelos an Ort und Stelle erwerben kann, lehrt, daß die Deutschen nicht nur im Besitze der Voraussetzungen einer überlegenen Lebenskraft sind, sondern daß diese Ueberlegenheit auch tatsächlich zur Wirkung kommt. Durch äußere Umstände aber kommt diese Ueberlegenheit nicht einer Stärkung des Deutschtums, sondern einer solchen des Madjarentums zugute.

Die Tatsachen, Ursachen und Zusammenhänge dieses Geschehens sollen im Folgenden in großen Zügen behandelt werden.

Die 240 deutschen Gemeinden der Schwäbischen Türkei bilden ein westlich der Donau von Nord (bei Simonsturm) nach Süd (bis zur Drau) sich hinziehendes geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet. Innerhalb des Sprachgebietes befinden sich einzelne Gemeinden, welche neben Deutschen auch Slawen oder Madjaren aufweisen oder Slawen und Madjaren. Andererseits grenzt das in einer Länge von etwa 150 Kilometern sich hinziehende Gebiet allenthalben an nichtdeutschen Siedlungsraum, derart, daß letzterer mit zungenförmigen Halbinseln ins deutsche Sprachgebiet hineinragt. Hat diese Tatsache vom Standpunkt des Fortbestandes der ethnographischen Einheitlichkeit etwas Bedenkliches an sich, so beweist das natürliche Geschehen, daß diese Bedenken nicht nur unbegründet sind, sondern daß die starke Auflockerung der Grenzen unseres Gebietes und das Vorkommen von nichtdeutschen Siedlungen innerhalb der Schwäbischen Türkei für die Ausbreitungstendenz der Deutschen günstig ist. An der Hand von Beispielen soll diese, die biologische Ueberlegenheit der Deutschen in einwandfreier Weise bezeugende, Erscheinung bewiesen werden.

In der mittleren Baranya liegt inmitten einer rein deutschen Gegend das Dorf Belward mit madjarisch-slawischer Bevölkerung. Die ihm zunächst liegende deutsche Gemeinde Nyomja grenzt mit ihrer Gemartung südwestlich an die Gemartung von Belward. Vor etwa einem Menschenalter hatten die Bewohner von Nyomja noch kaum fußbreit Besitz ergriffen von dem zur Gemartung von Belward gehörigen Grund und Boden. Heute ist der Besitzanteil der Bewohner von Nyomja am Uckerland von Belward schätzungsweise (genaue Angaben fehlen) 60 Prozent. In der Gemeinde Nyomja hat während dieser Zeit die deutsche Bevölkerung einen Zuwachs von etwa 20% aufzuweisen, während die gemischte nichtdeutsche Bevölkerung von Belward bedeutend an Zahl zurückging. Weder die dort wohnenden Schokaken noch auch besonders die Madjaren haben ihren Bevölkerungsbestand erhalten können. Da ihnen der größte Teil ihres Bodens von den Deutschen in Nyomja abgekauft wurde, war für den früheren Bevölkerungsstand keine Lebensbasis mehr vorhanden, weil es dort eine andere Erwerbsmöglichkeit als die in der Landwirtschaft nicht gibt. Der Bevölkerungsschwund von Belward ist durch Geburtenrückgang (besonders bei den Madjaren) und durch Abwanderung (besonders bei den Slawen) eingetreten. Im Dorf Belward selbst sind die Spuren dieser Entwicklung an mehreren verfallenen Häusern zu erkennen, während in der Gemeinde Nyomja seitdem eine Gasse neu entstanden ist. Deutsche sind nur vereinzelt nach Belward in die verlassenen Häuser übersiedelt; sie bleiben mit Vorliebe in ihrer Stammgemeinde, wenn auch das erworbene Feld wegen der größeren Entfernung schwerer zu bearbeiten ist.

In der Gemeinde Babarc gab es zur Zeit der Einwanderung noch eine bedeutende madjarische Bevölkerung. Diese schrumpfte allmählich zusammen, sodaß heute in der „ungrischen“ Gasse nur mehr wenige Häuser von Madjaren bewohnt werden, während das Dorf eine Bevölkerungszahl von 1450 aufweist und von den früheren Slawen keine Spur mehr vorhanden ist. Auch die noch vorhandenen Madjaren werden sich kaum mehr lange halten, da nur 2—3 Familien ihren Grundbesitz selbst bearbeiten, während die übrigen aus Mangel an eigenen Arbeitskräften (kein Kind oder nur ein Kind) ihren Besitz an Deutsche verpachten.

In der Gemeinde Mariakemend gab es noch um die Jahrhundertwende mehrere schokakische Familien, sodaß eine Gasse auch heute noch Schokakengasse heißt, obwohl kein einziger Schokake mehr dort zu finden ist. Abwanderung und Absterben bewirkte ihr Verschwinden. Die Gemeinde ist heute rein deutsch.

Am Rande des Sprachgebietes gegen Westen in der Schomodei kommt die Lebenskraft der Deutschen dadurch zum Ausdruck, daß sie in solche Gemeinden vordringen, in denen bis dahin noch keine

Deutschen wohnhaft waren. Auch begegnen wir hier Tochter-siedlungen, welche von dem Bevölkerungsüberschuß von Dörfern des geschlossenen Siedlungsgebietes angelegt wurden.

Gerade aber hier am Rande des Sprachgebietes, wo die überströmende Kraft der Schwäbischen Türkei zur Wirkung kommt, versichert das Deutschtum im Madjarentum, wie wenn es von einem porösen Körper aufgesogen würde. Die an und für sich unbestreitbare Tatsache der biologischen Ueberlegenheit der Deutschen wirkt sich daher bedauerlicherweise zugunsten des Madjarentums aus. Diesem Umstande ist der außerordentliche prozentuale Zuwachs des Madjarentums in der Schomodei zuzuschreiben, nicht aber dem natürlichen Ausbreitungsvermögen des Madjarentums. Es gibt an der Grenze des Sprachgebietes ganze Dörfer, deren Bewohner deutsche Namen tragen und wo die älteren Leute noch deutsch sprechen, deren Enkel aber die Eltern zu Dolmetschern heranziehen müssen, wenn sie sich mit den Großeltern verständigen wollen. Diese Tatsache sowie auch besonders die fast restlose Einschmelzung der aus der Dorfbevölkerung hervorgehenden Intelligenz in das Madjarentum verdienen besonders vor Augen gehalten zu werden, um das Fehlen des deutschen Bevölkerungszuwachses in der Statistik trotz der starken biologischen Ueberlegenheit der Schwaben zu verstehen.

Ein Budapester Universitätsprofessor machte gelegentlich einer Vorlesung im Zusammenhang mit allgemeinen biologischen Fragen die Feststellung, daß die Deutschen trotz ihrer jetzigen (es war im Jahre 1924) Erniedrigung den Franzosen überlegen seien, denn die deutsche Zelle sei biologisch viel hochwertiger als die französische. Dabei hat dieser Mann keine allzu große Hinneigung zu den Deutschen, sodaß seine Ueberzeugung einer objektiven Kritik entsprungen sein dürfte. Der Professor wollte all das, was den Deutschen ihre rassenmäßige Ueberlegenheit sichert, naturwissenschaftlich und kurz zum Ausdruck bringen. Wollte man die biologische Ueberlegenheit der Deutschen in Ungarn gegenüber den sie umwohnenden Fremdvölkern zusammenfassend begründen, so müßte man die Worte jenes Professors gebrauchen. Es ist aber, um die wesenhaften und entscheidenden biologischen Züge zu verstehen, eine gesonderte Betrachtung und Gegenüberstellung derselben nötig.

Der Fortbestand eines Volkes oder einer Volksgruppe ist in erster Linie von der Höhe der Geburtenziffer gegenüber der der Sterbefälle abhängig. Setzt man auch voraus, daß die Fruchtbarkeit der Ehen bei den hier in Betracht kommenden Nationen (Deutsche, Madjaren, Slawen) die gleiche ist, so ist nicht auch die Geburtenhäufigkeit gleich groß. Denn die künstliche Verhütung der Empfängnis sowie die auf anderen Wegen geübte Einschränkung der Kinderzahl ist nicht in demselben Maße bei Deutschen

wie bei Nichtdeutschen vorhanden. In dieser Beziehung stehen die Madjaren mit ihrem Ein- bzw. Reinkindsystem obenan. Besonders die kalvinischen Madjaren wollen von einem Kindersegen nichts wissen. Zum Vergleich erwünschte Zahlen aus neuester Zeit waren nicht zu beschaffen, da diese von den betreffenden Aemtern nicht zur Verfügung gestellt werden. Es ist aber in Ungarn allgemein bekannt und wird darüber geklagt, daß die Madjaren kalvinischen Glaubensbekenntnisses, wie solche in der südwestlich von der Schwäbischen Türkei gelegenen sogenannten „Ormánáság“ wohnen, so kinderarm sind, daß ein Teil der Felder wegen Mangels an Arbeitskraft brach liegen bleibt und die Schulen immer kinderärmer werden. Dagegen sind Schulen und Gassen bei den Schwaben noch heute sehr belebt, obwohl auch hier gegenüber der Zeit um die Jahrhundertwende ein deutlicher Rückgang der Geburten zu verzeichnen ist. Die Geburtenregelung durch Befruchtungsverhütung und auch durch Abtreibung der Frucht ist eine allgemeine Erscheinung geworden bei den Schwaben ebenso wie bei den Madjaren und Slawen. Es ist aber festzustellen, daß die Schwaben sich geradezu auf das Zweikindersystem eingestellt haben, während man bei den Madjaren wenigstens in unserem Gebiet zumeist nur ein oder gar kein Kind vorfindet. Die Bestandserhaltung des Deutschtums ist dadurch relativ gewährleistet. Zieht man noch die Tatsache in Betracht, daß gerade in jenen deutschen Dörfern, welche an nichtdeutsche grenzen, infolge der Möglichkeit des Erwerbs von Grund und Boden kinderreiche Familien keine Seltenheit sind, so erscheint das Deutschtum in seinem Fortbestand absolut gesichert, wenn die Sterblichkeit bei ihnen die bei den Madjaren nicht übersteigt.

Auch hier fehlen das Deutschtum gesondert erfassende statistische Daten. Die Statistik gibt aber die Zahl der Kinder unter 14 Jahren an, aus welchen immerhin gewisse Schlüsse auch in Bezug auf die Sterblichkeit gezogen werden können. Stellen wir wiederum die oben genannten zwei Orte Nyomja und Belvard einander gegenüber, so finden wir für das deutsche bzw. madjarisch-slawische Dorf im Jahre 1920 folgende statistische Zahlen:

	Nyomja (deutsch)	Belvard (madjarisch-slawisch)
Einwohnerzahl	619	664
Kinder unter 14 Jahren	194	149
In Prozenten	31.5 %	22.5 %

Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Zahl der Kinder bei den Deutschen um ein Drittel höher ist als bei den Nichtdeutschen. Nimmt man an, daß die Kindersterblichkeit bei beiden die gleiche ist — welche Annahme eher zuungunsten der Deutschen als der Madjaren geschieht — so ergibt sich eine stärkere Vermehrung der Deutschen ohne Zweifel.

Im späteren Alter ist die Sterblichkeit an Tuberkulose ausschlaggebend für die allgemeine Sterblichkeit. Tuberkulose aber ist hauptsächlich eine Krankheit der in armen und unhygienischen Verhältnissen lebenden Menschen. Die Deutschen sind bei weitem die wirtschaftlich Höherstehenden. Ihre blanken Häuser, die in den wichtigsten Räumen gedielten Fußböden aufweisen, sind nicht nur ein Beweis ihrer gehobeneren wirtschaftlichen Stellung gegenüber den Madjaren, sondern auch ein solcher ihrer hygienischeren Lebensweise in Bezug auf Reinlichkeit und gesunde Wohnungsverhältnisse. Der ungarische Universitätsprofessor v. Korányi, der auch in ausländischen Ärztekreisen einen guten Namen hat, hob vor Jahren in einem Vortrag hervor, daß unter den Nationen in Ungarn bei den Deutschen die geringste Sterblichkeit an Tuberkulose besteht. Darüber weiß auch jeder Arzt aus Erfahrung zu berichten (wie auch Verfasser selbst), der eine auf Madjaren und Deutsche sich erstreckende ärztliche Praxis ausübt. Die größtenteils ungebretterten, daher staubigen und feuchten Wohnungen der Madjaren, die den Eindruck primitiver Behausungen machen, sind wahre Brutstätten des Tuberkulosebazillus. Die alten hustenden Leute befördern ihren Auswurf auf den erdigen Boden, von wo er dann, eingetrocknet und aufgewirbelt, mit der Atmungsluft zu den Infektionsstellen der menschlichen, besonders kindlichen, Luftwege gelangt. Mit steigender Verarmung der Madjaren in dieser Gegend stellt sich keine Besserung, sondern eher eine Verschlechterung ein.

Die an Blut und Rasse gebundenen Eigenschaften, welche dem Deutschtum in der Schwäbischen Türkei seine Ueberlegenheit im Kampfe ums Dasein gewährleisten, sind solange nicht gefährdet, als durch richtige Auswahl bei Heiraten die Fortpflanzung der wertvollsten Menschen gefördert wird. Ist auch von einer bewußten Eugenik noch kaum eine Spur vorhanden, so verhütet der angeborene, auf den wirtschaftlichen Fortschritt wie auch auf äußerlich-körperliche Vorzüge hinzielende Erhaltungstrieb die Paarung von körperlich und geistig gebrechlichen Menschen. Wirtschaftlich-materielle Erwägungen spielen allerdings eine große, wenn nicht übergeordnete Rolle, wodurch in den größeren Dörfern Verwandtschaftsehen entstehen. Diese Inzucht hat aber in ihren Auswirkungen bei dem sonst gesunden Geschlecht keine bedenklichen Folgen. Immerhin ist nach dieser Richtung hin eine Aenderung wünschenswert im Sinne der in den kleineren Dörfern bestehenden Gepflogenheiten, nach welchen bei Eheschließungen nach einem geeigneten Partner in den Nachbardörfern Umschau gehalten wird. Bei der Größe des Siedlungsgebietes kommt das Deutschtum nicht in Gefahr, aus Mangel an Auswahl durch Mischehen zwischen Deutschen und Nichtdeutschen zu entarten. Auch in solchen Gemeinden, wo Deutsche mit Madjaren oder Slawen zusammen leben, ist die

Mischehe eine Seltenheit. So ist das Deutschtum der Schwäbischen Türkei in seiner blutmäßigen Zusammensetzung vollständig rein geblieben und es kann kaum ein anderes geschlossenes auslanddeutsches Siedlungsgebiet nach Größe und Reinheit der Art mit diesem verglichen werden.

Die Zugehörigkeit zu einem religiösen Bekenntnis bedeutet in unserem Gebiete kaum einen Schutz gegen nationale Entfremdung. Es gibt katholische Madjaren und Schotaken neben den katholischen Deutschen, wie — besonders im nördlichen Teil der Schwäbischen Türkei — neben protestantischen Deutschen auch kalvinische und protestantische Madjaren vorkommen. Die Gleichheit des Bekenntnisses würde also einer Vermischung der hier wohnenden Nationen günstig sein. Daß sie trotzdem nicht stattfindet, ist dem selbstverständlichen Festhalten an der eigenen Art zu verdanken. Sprache, Sitten und Bräuche, Tracht und sonstige volkliche Gegebenheiten erweisen sich als stärkere volkstumserschöpfende Kräfte als Glaube und Kirche. Letztere ist hier bei Katholiken nicht weniger als bei Protestanten geradezu eine Gefahr für das deutsche Volkstum, da die Geistlichkeit im Sinne ihrer geistigen Einstellung jene Kräfte und Strömungen unterstützt, welche auf eine Madjarisierung der anderssprachigen Staatsbürger hinzielen.

Die Lebenskraft der Deutschen findet in ihrer Wirtschaftsweise einen besonders augenfälligen Ausdruck. Diese wiederum wirkt auf jene günstig zurück.

Die bei den Deutschen bestehende Erbgewohnheit, wonach der Erstgeborene den Bauernhof antritt und wodurch einer Zerstückelung desselben in, die Lebensgrundlage der Erbenden nicht sichernden, Zwergbesitz vorgebeugt wird, ist von ausschlaggebender Bedeutung für die Erhaltung eines als unverstümmelte Quelle volklichen Daseins geltenden Bauerntums. Hätten die Deutschen in der Schwäbischen Türkei von den mit ihnen zusammenlebenden Völkern, besonders den Kroaten, eine andere Erbgewohnheit angenommen, so wäre dieser Umstand allein schon hinreichend gewesen, ihrer Ueberlegenheit Einbuße zu tun. Neben der Sicherung des Bestandes und Fortkommens des Erbbauern wirkt sich diese Erbgewohnheit der Schwaben volkspolitisch dadurch günstig aus, daß die übrigen Kinder einer Bauernfamilie mit ihrem Anspruch auf Grund und Boden den Erbbauern zum Erwerb von Ackerland nötigen, um so die Erbansprüche auch der anderen Kinder befriedigen zu können, ohne den Bauernhof selbst antasten zu müssen. Bodenerwerb ist aber fast ausschließlich von Slawen oder Madjaren möglich, die in ihrer Erbgewohnheit von der der Schwaben abweichen. Bei ihnen wird jedes Kind gleichmäßig mit Ackerland bedacht, sodaß ein Zustand eintritt, bei dem kein Erbe auf seinem Boden leben kann. Die Deutschen kaufen den feilgebotenen Grund auf und die früheren slawischen oder madjarischen Eigentümer verschwinden.

Dieser Prozeß ist aber nicht allein durch das deutsche Erbrecht möglich, sondern nur im Verein mit den in Wirtschaftsfragen zur Geltung kommenden sonstigen guten Eigenschaften der Schwaben. Ohne die sprichwörtliche *Sparfamkeit* und den nicht weniger bekannten und von den Nichtdeutschen bewunderten *Fleiß* der ungarländischen Schwaben wäre das Fortkommen dieser ebensowenig gesichert wie das der Schotaken und Madjaren. Diese Tugenden ermöglichen dem Deutschen eine Art der Bodenbewirtschaftung, die viel Arbeit und Mühe erheischt, aber auch einen reichen Gewinn abwirft. Vor allem die Vielseitigkeit der Bodennutzung sowie die Intensivierung derselben durch Nutzbarmachung neuer, ihm zugänglicher Ertrugenschaften auf dem Gebiete des Ackerbaues und der Viehzucht sichern dem Deutschen seine Ueberlegenheit gegenüber den die Arbeit weniger liebenden und Neuerungen gegenüber verschlosseneren kroatischen oder madjarischen Bauern. Es ist bezeichnend, daß der Weinbau, der viel mehr Mühe macht als ein anderer Zweig der Landwirtschaft, von den Deutschen im Lande am meisten kultiviert wird.

Ist die wirtschaftliche Kraft des Deutschen art- und blutbedingt, so gilt dies ebenso für die geistige Leistungsfähigkeit, für die jene die unentbehrliche materielle Voraussetzung darstellt. In den Mittelschulen, Lehrer- und Priesterseminaren, welche in der Nähe der Schwäbischen Türkei oder in ihr selbst (Bonnyhad, Fünfkirchen) liegen, besteht der größte Teil der Zöglinge, wenn man von den aus der Stadt Fünfkirchen selbst stammenden absieht, aus solchen deutscher Volkszugehörigkeit. Dementsprechend sind in den geistigen Berufen Abkömmlinge deutscher Eltern und zwar Bauerneltern in großer Zahl tätig. Doch hier beginnt die Tragik der Ueberlegenheit deutschen Wesens gegenüber den anderen Nationen in der Schwäbischen Türkei. Mit dem Verlassen des Elternhauses und der Ueberschreitung der Schwelle einer Bildungsanstalt beginnt die Loslösung des Sprosses deutscher Menschen von seinem Volkstum und Volk. In einer dem jungen Anwärter auf einen geistigen Beruf bis dahin meist noch ziemlich fremden Sprache und in einem ihm noch fremderen Geist beginnt er seinen Bildungsgang, um ihn, der Muttersprache und dem Volkstum entfremdet, nach Jahren zu beenden. Aus dem deutschen Knaben ist ein madjarischer Gebildeter geworden, der zumeist das deutsche Blut in seinen Adern verleugnet. Die auf anderen Gebieten triumphierende biologische Kraft des Schwaben erfährt hier die verhängnisvollste Ableitung zugunsten eines fremden Volkstums. Doch der Born dieser Kraft ist noch nicht versiegt, noch tritt diese Kraft in prüfbarer Weise auf dem deutschen Dorf in Erscheinung. Es ist noch nicht zu spät, diese Erkenntnisse für eine Wendung deutschen Schicksals in der Schwäbischen Türkei fruchtbar werden zu lassen.

- Gartmann, Dr. Rudolf: die Schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert. Budapest 1935.
- Holder, Dr. Gottlob: Das Deutschtum in der unteren Baranya. Stuttgart 1931. Ausland und Heimat Verlags-A.G.
- Röhler, Dr. Heinrich: Von der Landwirtschaft in Südbungarn mit besonderer Berücksichtigung des ungarländisch-deutschen Bauerntums. Stuttgart 1930. Ausland und Heimat Verlags-A.G.
- Rieth, Dr. Adolf: Die geographische Verbreitung des Deutschtums in Kumpfungarn in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart 1927. Ausland und Heimat-Verlag.
- Schmidt, Dr. Heinrich, Rogerius Schilling und Dr. Johann Schnizer: Das Deutschtum in Kumpfungarn. Budapest 1928. Verlag des Sonntagsblattes. Nation und Staat, Deutsche Zeitschrift für das europäische Minoritätenproblem. Herausgeber F. B. Uerküll-Güldenband. Verlag W. Braumüller, Wien. Novemberheft 1935.
- Volk im Osten (Februarheft 1935): Hermannstadt, Schlosserverlag.

Bibliographie zur Landes- und Volkskunde des Burgenlandes.

Von Heinrich Kunert.

Die nachfolgende bibliographische Uebersicht will die in den „Deutschen Heften für Volks- und Kulturbodenforschung“ in den Jahren 1930—1933 erschienene Uebersicht über das landeskundliche Schrifttum des Burgenlandes, die dortselbst bis zum Jahre 1930 geführt wurde, fortsetzen, um hierüber die interessierten wissenschaftlichen Kreise zu unterrichten. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Erforschung des deutschen Volkstums im heutigen Burgenland bis zum Zeitpunkte der Angliederung des Landes an Oesterreich (1921) im Sinne der damaligen Nationalitätenpolitik des ungarischen Staates fast gänzlich vernachlässigt worden war,¹⁾ ist eine solche Zusammenstellung gerade bezüglich des Burgenlandes von besonderer Notwendigkeit. Die schlechte Wirtschaftslage zum Zeitpunkt, in dem eine systematische landeskundliche Bearbeitung des Burgenlandes einsetzen konnte, brachte es mit sich, daß buchmäßige Darstellungen sehr gering an Zahl sind, sondern vielmehr die meisten Forschungsergebnisse in Zeitschriftenaufsätzen veröffentlicht werden mußten, die an den verschiedensten Orten zerstreut erschienen sind. Diese zu einer brauchbaren Uebersicht zusammenzufassen, ist eine der Hauptaufgaben der nachstehenden Aufzählung, die umso notwen-

¹⁾ Vgl. meinen Hinweis im Abschnitt „Hochschulwesen und Wissenschaft“ des Artikels „Burgenland—Westungarn“ des Handwörterbuches des Grenz- und Auslandsdeutschtums, I/9, Seite 730.

diger ist, weil die gediegene Bibliographie von Litschauer²⁾ mit dem Jahre 1929 abschließt und es außerdem noch ziemlich geraume Zeit dauern wird, bis das in Lieferungen erscheinende Werk abgeschlossen vorliegen wird.

Unsere Bibliographie beschränkt sich auf die wichtigsten Arbeiten und erhebt daher auf eine lückenlose Vollständigkeit keinen Anspruch. So wurden von den lokalhistorischen Abhandlungen nur jene aufgenommen, die auch von allgemeiner Bedeutung sind. Entsprechend der Richtung der „Südost-deutschen Forschungen“ wurde von der Einbeziehung der rein naturkundlichen Arbeiten Abstand genommen.³⁾

I (1931—1933).

a) Bibliographie und Quellen.

Barb, A.: Die römischen Inschriften des Burgenlandes. In: Mitteil. d. B. S. V, 1. 1—4 ;2. 27—29; 3. 49—51; 4. 65—68.

Mit einer Einteilung versehene Edition der Inschriften, geordnet nach Bezirken.

Barb, A.: Die römischen Inschriften des südlichen Burgenlandes. In: BSHl. I, 3. 75—80.

Fortsetzung der ersterwähnten Arbeit.

Kunnert, S.: Schrifttum zur Erforschung des grenz- und auslanddeutschen Volks- und Kulturbodens. Bibliographie 1930. Abschnitt: Burgenland. In: D. Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung III, 3. 50—51.

Litschauer, G. Fr.: Bibliographie z. Gesch., Landes- und Volkskunde des B. 1800—1929. 1. Lief. Linz 1933 (=Arch. f. Bibl., Zeit. 8).

b) Allgemeine und Gesamtdarstellungen.

Barb, A.: Ein Jahr Altertumforschung im freiwilligen Arbeitsdienst. In: BSHl. II, 3/4. 210—216.

Eitler, P.: Zehn Jahre Burgenland. In: Bergland, 13, 2. 11—24 und 43—47.

Reichbebilderte und anschauliche Darstellung der zehnjährigen Aufbauarbeit 1921—1931.

²⁾ Siehe Abschnitt a) der vorliegenden Bibliographie. — Auch die sehr gute Arbeit: Réz S., Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben, Anhang: Bibliographie der deutschen Volkskunde im historischen Westungarn (derzeit Westungarn und Burgenland), Budapest 1935, die, wie der Titel besagt, vornehmlich volkskundliches Material aufzählt, schließt im allgemeinen mit dem Jahre 1932 ab.

³⁾ Abkürzungen: Mitteil. d. B. S. = Mitteilungen des Burgenländischen Heimat- und Naturschutzvereins (Eisenstadt 1927—1931). — Burgenland = Burgenland, Vierteljahreshefte für Landeskunde, Heimatschutz und Denkmalpflege (Eisenstadt 1927—1931). — BSHl. = Burgenländische Heimatblätter (Eisenstadt, seit 1932). I (1931—1933).

Eitler, P.=Barb, A.: Burgenland=Führer. Eisenstadt 1932 (136 S. 40 Bildtafeln).

Mit sehr guten Aufsätzen aus allen Gebieten der Landeskunde.

Esih, J.: Gradiscanki Hrvati (Die burgenländischen Kroaten). Agram 1933 (Veröffentlichung des Vereines der burgenländischen Kroaten. Agram Bd. I).

Festschrift: „Zehn Jahre Burgenland“. Seine politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung in den Jahren 1921—1931. Wien 1931 (94 S.)

Letna knjiga (Jahrbuch des kroatischen Kulturvereines). Neusiedl a. S. 1931. Ergänzt bzw. fortgeführt durch „Našar domovina Kalendar“ (Unser Heimattkalender), Neusiedl seit 1931.

Mit Beiträgen über Geschichte und Brauchtum der burgenländischen Kroaten.

Löger, E.: Heimatkunde des Bezirkes Mattersburg. Wien 1931.

Sehr gute Uebersichtsdarstellung.

Lukas, G. A.: Der burgenländische Raum. In: Zeitschrift f. Geopolitik VIII (1931), 8.

Mohl, A.: Die burgenländischen Kroaten. In: BSHl. II, 3/4. 189—191.

Aufsatz aus Anlaß der 400-Jahrfeier der ersten kroatischen Einwanderung ins Burgenland.

Oberhammer, E.: Burgenland. In: Mitt. d. Geogr. Ges. in Wien, B. 76 (1933). 257—261.

c) Vorgeschichte.

Mühlhofer, F.: Wohnlochartige Fruchtspeicher im Burgenland. In: Burgenland. IV, 1—2. 159—162.

d) Geschichte.

Mull, D.: Eisenstadt, ein Führer durch seine Geschichte und Kunst. Eisenstadt 1931 (128 S., 37 Abb.)

Mull, D.: Die Freistadt Rust am Neusiedlersee. Eisenstadt 1933 (36 S.).

Brunner, D.: Burgenland. In: Bekenntnis zu Oesterreich, her. v. F. Heiß und A. Hillen-Ziegfeld. Berlin 1932 (= Volk und Reich=Bücherei, Bd. 4. 40—46).

Gute historische Uebersicht.

Groß, L.: Zur Geschichte der österr.-ung. Grenzverhältnisse im 14. Jahrhundert. In: BSHl. I, 2. 37—43; 3. 66—74.

Grundlegende Darstellung.

Gantner, A.: Török-Tatár-Kuruc világ Nyugatmagyarországon és Bécs ostroma (Die Türken, Tartaren und Kuruzzen in Westungarn und die Belagerung von Wien). Dedenburg 1933.

Runnert, H.: Das Burgenland im Türkenkrieg 1683. In: BSHl. II, 2. 157—168.

Schmidt, Th.: Der Neusiedlersee im Altertum und Mittelalter und das Rätsel des Lacus Peiso. In: BSHl. I, 4. 85—91.

Szabó, D.: A magyarországi urbérrendezés története Mária Terézia korában. I. Bd. (Geschichte der ungarländischen Urbarialordnung im Zeitalter Maria Theresias). Budapest 1933.

Reiches Quellenmaterial zur Agrar- und Sozialgeschichte des südl. Burgenlandes.

Rochata, O.: Zur Geschichte und Entwicklung des Antimonwerkes „Bergwerk“ bei Schläining. In: BSHl. II., 2. 119—129.

Banó, T. A.: Püspöki jelentések a magyar szent korona országainak egyházmegyeiről 1600—1850. (Bischöfliche Berichte über die Diözesen des Reiches der hl. ung. Krone 1600—1850). Pannonhalma 1933 (XXXII u. 456 S.).

Enthält auch Berichte aus den Diözesen Raab und Steinamanger, zu denen das Burgenland bis 1921 gehörte. Mit einer Einleitung und Erläuterungen.

e) Siedlungsgeschichte.

Grubečič, O.: Die Kroaten des Burgenlandes und ihr Siedlungsgebiet. In: Burgenland. IV, 3. 200—206.

Moór, E.: Ein Ueberrest des altdeutschen Wodankultes in Westungarn. I. und II. In: Deutschungar. Heimatsblätter. IV. 298—309; V. 22—23.

Wertvoller Beitrag zur Siedlungsgeschichte des südlichsten Burgenlandes. Vgl. die Bespr. von Steinhauser in: BSHl. IV, 112. 129—132.

Schwarz, E.: A Nyugatmagyarországi német helységnevek (Die deutschen Ortsnamen Westungarns.) Budapest 1932. Mit magyarischer Tendenz.

Vgl. Besprechungen W. Steinhauser in: Deutsche Feste f. Volks- u. Kulturbodenforsch. III, 6 und H. Karner in: BSHl. I, 4. 106—110, sowie Moór, E.: Helynévkutatás és nyelvészet (Mundartforschung und Sprachwissenschaft) in: „Népünk és nyelvünk“ („Unser Volk und unsere Sprache“). 1934, 1—6.

Steinhauser, W.: Die Ortsnamen des Burgenlandes als siedlungsgeschichtliche Quellen. In: Mitt. d. Oesterr. Inst. f. Geschichtsforschung. 45. 281—321.

Erste wissenschaftlich einwandfreie Behandlung dieses Stoffes.

f) Kultur-, Kunst-, Kirchen- und Geistesgeschichte.

Beza, W. A.: Die Entwicklung des mittleren Schulwesens im Burgenland seit dem Wiederanschluß dieses Gebietes an Oesterreich im Jahre 1921. Wien-Leipzig 1931.

Csattkai, A.-Frey, D.: Die Denkmale des politischen Bezirkes Eisenstadt und der freien Städte Eisenstadt und Rust. Wien 1932 (= Oesterr. Kunsttopographie, Bd. 24).

Erschöpfende kunsthistorische Bestandaufnahme des beschriebenen Gebietes.

Csattkai, A.: Beiträge zur Eisenstädter Theatergeschichte. In: Mitteil. d. BSH. V, 1. 8—10.

Vgl. auch III. 15 f.

Csattkai, A.: Beiträge zur Geschichte der Musikkultur in Eisenstadt. In: Mitteil. d. BSH. V, 2. 21—27.

Behandelt die Zeit vom 17. Jhd. bis zur Mitte des 19. Jhdts.

Kellemen A.: Keresztély Ágost Herceg katolikus restaurációs tevékenysége a Györi egyházmegyében (Die katholische Restaurationstätigkeit des Fürsten August Keresztély in der Raaber Diözese). Pannonalma 1931.

Mohl, A.: Györegyházmegyei jeles papok (Hervorragende Priester der Raaber Diözese). Raab 1933 (359 S. u. 27 Bilder.)

Bis zum Jahre 1921 gehörte das nördliche Burgenland zur Raaber Diözese. Unter den Priestern, die biographisch behandelt werden, befinden sich auch drei Burgenländer.

Parr, A.: Burgenländisches Volksschulwesen 1921—1931. Wien—Leipzig 1931.

Schmid, E. F.: Josef Handn in Eisenstadt. In: BSHl. I, 1. 2—13.

g) Volkskunde.

Sorai, A.: Burgenländische Volkstänze. Kassel 1931 (= Deutsche Volkstänze, S. 7), (16 S.)

Sorai, A.: Aus bäuerlichen Handschriften. IV, 1/2. 166—169. 3. 206—208.

Bauernregeln im Jahresablauf.

Karner, S.: Die Mundarten des Burgenlandes. In: BSHl. II, 3/4. 194—206.

Kodatsch, J.: Sitten und Bräuche im Burgenland. III. und IV. In: Mitteil. d. BSH. V, 1. 10—16; 4. 73—78.

Fortsetzung der in der gleichen Zeitschrift III, 4. 58—60 und IV, 4. 44—49 erschienenen Teile I und II.

Kurzweil, G.: P. Remigius Sztachovics, O. S. B. und die Anfänge der deutsch-ungarischen Volkskundeforschung. In: *Deutschung. Heimatbl.* III, 4. 319—326.

Würdigung der folkloristischen Sammeltätigkeit St. im burgenl. Heideboden und Aufzählung der Handschriften (Hochzeitsprüche, geistl. und weltl. Volkslieder, Volksschauspiele). Vgl. auch Schmidt L., *Neue Volksschauspielforschung*, a. a. O., IV 4. 338—345.

Mailly, A.=Parr A.=Löger, E.: Sagen aus dem Burgenland. Wien—Leipzig 1931.

Mit Quellen und literarischen Nachweisen versehene Ausgabe.

Moór, E.: Zur Geschichte des germ. s in den deutschen Mundarten Westungarns. In: *Deutschung. Heimatblätter* V, 3/4. 327—333.

IV, 4. 338—345.

Zoder, R.—Klier, K. M.: 30 Neue Volkslieder aus dem Burgenlande. Wien 1931 (48 S.).

Mit Noten.

Mitteilungen.

Siedlungsgeschichte des bairischen Stammes.

Das Institut zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten an der Universität München plant die Herausgabe einer Siedlungsgeschichte des bairischen Stammes, die sich eine Darstellung der bairischen Landnahme und der weiteren kolonialisatorischen Ausbreitung des bairischen Stammes im mitteleuropäischen Raum zur Aufgabe setzt.

Der Siedlungsboden soll geschichtlich, sprachwissenschaftlich und volkskundlich behandelt werden, wobei die einzelnen Fachgebiete von vornherein nicht starr abgegrenzt werden können, da z. B. Orts- und Flurnamenforschung häufig in die Siedlungsgeschichte übergreift. Die Angliederung eines eigenen siedlungsgeographischen Teils ist nicht geplant.

Die landschaftl. Durchgliederung der Arbeit ist folgendermaßen gedacht:

Band I:

Altbairische Kernlandschaft: Oberbayern, Niederbayern, Oberösterreich (westl. Teil), Salzburg (wenigstens z. T.).

Band II:

Oberösterreich (östl. Teil), Niederösterreich, Burgenland, Heanzen- und Heideboden in Ungarn.

Band III/IV:

Oberpfalz, Böhmen, Mähren, soweit bairisches Stammesgebiet. (Unter Ausschluß der Slowakei.)

Band V:

Steiermark,¹⁾ Kärnten, Krain, Küstenland Friaul.

Band VI:

Salzburg,²⁾ Tirol, Südtirol, Dreizehn- und Siebengemeinden.

Band VII:

Uebriger Südosten, bairische Siedlungen in Ungarn, Südslawien und Slowakei.

Bereits von Anfang an ergab sich die Frage, ob die Einteilung des Stoffes nicht zweckmäßiger nach der zeitlichen Aufeinanderfolge des Siedlungsvorganges geschehen solle; das Werk würde unter diesen Umständen

¹⁾ Die deutschen Dörfer im sogenannten Uebermurgebiet (früher ungarisch) sind zweckmäßigerweise im Zusammenhang mit Steiermark zu behandeln.

²⁾ Soweit es nicht im ersten Band behandelt wird.

nicht nach erdkundlicher, sondern nach geschichtlicher Abgrenzung aufgebaut sein. Obgleich manches dafür gesprochen hätte, wurde von dieser Arbeitseinteilung abgesehen, weil sie nicht die gleiche Uebersicht wie eine Einteilung nach räumlichen Gesichtspunkten geboten hätte und weil sich oft innerhalb ein- und derselben Landschaft die verschiedensten Siedlungswellen zeitlich überschneiden.

Es ist beabsichtigt, eine Zusammenfassung unseres heutigen Wissensbildes zu geben, wobei die einzelnen Mitarbeiter in der Regel nicht noch langwierige Vorarbeiten durchzuführen hätten, da sonst das Unternehmen Jahrzehnte in Anspruch nehmen würde. Die einzelnen Mitarbeiter, die schon zum größten Teil ihre Mitwirkung zugesagt haben, sind anerkannte Fachmänner. Es besteht sonach die Gewähr dafür, daß eine wissenschaftlich einwandfreie und geschlossene Darstellung des Siedlungsvorganges und der Entwicklung des Volksbodens gegeben werden kann, die vor allem auf der Kenntnis der ersten Quellen fußt. Immerhin ist auch so ein Zeitraum von mehreren Jahren zur Fertigstellung der Arbeit, die bände-weise veröffentlicht werden soll, vorgesehen.

Es darf nicht verhehlt werden, daß die Arbeit, namentlich die Redaktion, mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, wobei besonders die räumliche und fachliche Abgrenzung der Teilarbeiten nicht immer leicht sein wird. Ein besonderes Augenmerk wird auch darauf verwandt werden müssen, daß bei der Behandlung eines Fachgebiets innerhalb der einzelnen Landschaften, z. B. der Volkskunde, Wiederholungen vermieden werden.

Anregungen und Anfragen sind zu richten an das Institut zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten München 2 M. Neuhauserstraße 51, II. Aufgang.

Fritz Baljavec.

Zur Ortsnamenfunde der deutsch-madjarischen Sprachgrenze.

Wie ich in den Mitt. d. öst. Inst. f. Gesch. 45, S. 297 gezeigt habe, sind die beiden burgenländischen Ortschaften Jabing b. Oberwart und Marz b. Mattersdorf, die in der heutigen Mundart mit hellem \bar{a} gesprochen werden, aus den altungarischen Formen *Joubágyi und *Mourüc entstanden, indem das altung. ou spätestens in der 1. Hälfte des 12. Jhds. durch mhd. ou (d. i. germ. au) ersetzt und weiterhin lautgesetzlich zu hellem \bar{a} vereinfacht worden ist. Weder die vor 1921 übliche madjarische Namensform Jobbágyi noch die aus dem Jahre 1440 überlieferte ältere Entwicklungsstufe Jóbágy kommt als Entlehnungsgrundlage für die deutsche Namensform, die mundartlich $j\bar{a}wi\eta$ lautet, in Betracht, weil ein $\bar{o} < ou$

im Bairischen nicht zu hellem \bar{a} umlauten kann. Vielmehr verhält sich $j\bar{a}wi\eta$ zu mhd. *Joubegen < altung. loc. *Joubágyon wie mundartl. $l\bar{a}b$ „Laub“ zu mhd. loup, -bes. Bei Marz ist die madjarische Namensüberlieferung im 15. Jhd. erloschen. Die vor der Angliederung gebrauchte madjarische Form Márcz (falva) stammt aus der deutsch-mundartlichen Lautung $m\bar{a}(r)ts$. Die Vorstufe zu dieser aber erscheint noch 1295 in historischer Schreibung als Maurcz neben dem damals schon gesprochenen Marcz. Die Madjaren müßten den Ort bei lautgesetzlicher Entwicklung der altungarischen Namensform heute *Móroc oder *Móröc nennen, wie die urkundlichen Formen Móruch, -och, -ocz zeigen, die sich aus älterem Maurich, Mouruhc, Movroch (d. i. Mauritius) entwickelt haben.¹⁾ Ein ähnlicher Fall mit fremdem ou vor r ist Zarz in Krain < mhd. *Zöuritze < a Slov. Sourica, d. i. die Verkleinerung zu a Slov. *Sou(i)ra, n Slov. Sóra, deutschmundartl. $ts\bar{a}re$ als ortsüblicher Name der Sprachinsel Zarz.²⁾

Ähnlich zu beurteilen ist nun aber auch der Name des westungarischen Ortes Zánegg b. Wieselburg, mundartl. $ts\bar{a}neg$. Die madjarische Namensform Szolnok scheint zunächst wegen ihres l einer Verknüpfung mit der deutschen zu widerstreben. Wir wissen jedoch, daß ol. vor Konsonant öfters nur falsche Rückbildung für altung. ou ist, veranlaßt durch den Wandel von ol vor Konsonant zu ou, vgl. Bódog als $\mathfrak{PN} =$ „Felix“ neben dem adj. boldog „glücklich“, csónak „Rahn“ < Slov. čolnek oder poln. czolnok und umgekehrt Miskolcz mit falschem l, urf. Myskouch < Slav. *Miškov(e)c vom \mathfrak{PN} Miško „Michel“ und viele andere \mathfrak{DN} auf -olcz.³⁾ Für Zánegg verzeichnet Gl. v. Schwarz⁴⁾ zwar keinen älteren madjarischen Beleg als Zolnok aus dem Jahre 1399, die l-lose Schreibung Szónak erscheint aber dafür in den Jahren 1680 und 1696. Außerdem wissen wir, daß der gleichlautende Name der Komitatshauptstadt Szolnok a. d. Theiß auf altung. Szounuk beruht⁵⁾ und bei lautgesetzlicher Entwicklung heute *Szónok lauten müßte. Szónok

¹⁾ Der heutige madj. \mathfrak{PN} Móric, der der Vokalharmonie ermangelt, ist wohl von der deutschen Namensform „Moriz“ beeinflusst.

²⁾ Vgl. Br. Lesfiak, Der Vokalismus der Tonfilben in den deutschen Namen der ältesten kärntnischen Urkunden S. 27 u. N. 1 (Prager deutsche Studien 8 [1908]).

³⁾ Vgl. Verf., Die genet. \mathfrak{DN} in Oesterreich S. 153 (Wien. Sitz.-Ber. 1927, 206. Bd. 1. Abh.).

⁴⁾ A nyugat magyarországi német helységnevek [1932], S. 71.

⁵⁾ Die Literatur zu diesen Namen verzeichnet R. Virágh, Magyar helységnevek eredete (Föld és Ember X [1930], S. 301); vgl. besonders J. Melich, A honfoglaláskori Magyarország [1925], S. 237.

⁶⁾ Vgl. D. Csánfi, Magyarország történelmi földrajza a Hunyadiak korában III [1897] S. 679.

aber ist das als PN verwendete madjarische Wort szónok „Redner“, eine Ableitung von szó „Wort“, altung. szou. Auf Grund dieser Tatsachen dürfen wir auch den DN Zanegg auf mhd. *Zouneg < altung. *Szounuk zurückführen.

Ein weiteres, noch weniger durchsichtiges Beispiel dieser Art ist Sa(r)ndorf a. d. Donau zwischen Karlbürg und Ragendorf, madj. Dunacsún, nach D. Csánki Csúny.⁶⁾ Die ältesten urkundlichen Belege sind Chun von 1232 und Chuun von 1318. Aus dieser madjarischen Grundlage muß spätestens um 1100 die erst aus dem Jahre 1451 überlieferte Form Swndorff eingedeutscht worden sein. Denn deutsches s war als Ersatz eines fremden č nur so lange möglich, als das Deutsche weder ein tsch noch ein sch besaß. Das tsch hat sich zwar im Deutschen erst im 13. Jhd. entwickelt, das sch war aber schon im 12., ja wahrscheinlich bereits am Ende des 11. Jhds. vorhanden. Aus diesem Grunde muß natürlich auch die heutige deutsche Namensform Sa(r)ndorf, die nach El. v. Schwarz mundartlich sã'ndoaf lautet,⁷⁾ vor dem 12. Jhd. übernommen sein. Es fragt sich nur, wie ihr a gegenüber dem u aller übrigen Formen zu beurteilen ist. Der von El. v. Schwarz herangezogene Uebergang eines mhd. û vor Nasal über auⁿ in āⁿ gilt nur vor m, nicht vor n, wodurch die Möglichkeit einer lautlichen Verknüpfung von Swndorff und Sandorf entfällt.⁸⁾ Daß Sandorf wirklich helles ā hat, ergäbe sich, auch wenn wir die deutsch-mundartliche Aussprache nicht kennen, schon aus der Schreibung mit r, die sich daraus erklärt, daß r im östlichen Donaubairischen nach hellem a spurlos schwindet, wodurch die Möglichkeit zur gelegentlichen falschen Wiederherstellung eines r gegeben ist, vgl. mundartl. kharnáöli „Kanaille“. Das Nebeneinander von u und hellem a findet aber m. E. dann seine Aufklärung, wenn man annimmt, daß die madjarische Namensform Csún auf altung. *Csuln < asl. *Čsulnŭ < *čilnŭ „Rahn“ als Bezeichnung einer Ueberfahrtstelle („beim Rahn“) beruht.⁹⁾ Denn neben dieser aus dem Altslavischen entlehnten und zum DN erstarrten Form Csún kann von den Madjaren auch die Lautung *csoun (das wäre heute *csón) gebraucht worden sein, die sich ebenso aus slow. čoln oder poln. czoln erklären würde wie das heute übliche madj. csónak aus den oben an-

7) Vgl. El. v. Schwarz a. a. O. S. 80/81.

8) Das von El. v. Schwarz angeführte glãⁿd „getaut“ gehört nicht zu mhd. gelünet „gelaunt“, sondern zu löunen, cimbr. lönen „tauen“ (spät-mhd. irrüml. liunen, lünen geschrieben).

9) Vgl. Fr. Pesty, Helységnevtár. Die kroatische Lautung čun kommt in dieser frühen Zeit als Entlehnungsgrundlage nicht in Betracht. Zur Bedeutung vgl. R. Virágh a. a. O. S. 182: Csolnok b. Gran < csolnok = csónak „Rahn“. Einen davon abgeleiteten PN Csón, Csónak wird es kaum gegeben haben.

geführten Verkleinerungsformen.¹⁰⁾ Bei einem mit der Örtlichkeit zusammenhängenden und daher trotz seiner ungewohnten Vokalifizierung verständlichen Namen ist die volkstümliche Verwendung der gewohnten oder einer an diese angepaßten Lehnform leicht verständlich. Unter dieser Voraussetzung würde sich Sa(r)n- aus mhd. *Soun- < altung. *Csoun verstehen lassen, wenn man annimmt, daß das r vor der Bernäselung des n, also etwa im 14./15. Jhd. eingeschoben worden ist. Sonst müßte der Name heute *sãⁿ doaf ausgesprochen werden. Die von Csánki angeführte Nebenform Schandorf deutet, falls sie aus dem Volksmund geschöpft ist, darauf hin, daß sich die Eindeutschung des *Ń* gerade zu der Zeit vollzogen hat, als man fremdes č, der älteren Gewohnheit folgend, gerade noch durch s wiedergeben konnte (bis ungefähr 1100), aber auch schon anfang, sch dafür einzusetzen wie dann bei den etwa zwischen 1100 und 1250 entlehnten *Ń* Schandorf / Csém, Schachendorf / Csajta, Schriedling / Csörötnök, Schauka / Czéke. Diese Schlußfolgerung bliebe übrigens auch aufrecht, wenn man den *Ń* nicht aus dem slavischen Wort, sondern aus einem altungarischen *PN* herleiten wollte.

Somit wären also nicht nur Jabing und Marz, sondern auch Zanegg und Sandorf spätestens in der 1. Hälfte des 12. Jhds., der letzte Name wahrscheinlich schon um 1100, eingedeutscht worden. Die eigentliche deutsche Besiedlung des Burgenlandes und der anschließenden westungarischen Landschaft kann also nicht erst im 14. Jhd. eingesetzt haben. Kennen wir doch heute schon zu viele *Ń*, deren Lautform gegen diese Annahme spricht.

Walter Steinhauser.

Tobias Gottfried Schröers Kampf um deutsche Schulen.

Für die Geschichte des Deutschtums in Ungarn war nichts verhängnisvoller als die Madjarisierung der Schulen seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts. Bis dahin war die Schulsprache der Mittelschulen das Latein und in den Volksschulen die Muttersprache, die natürlich auch in den Mittelschulen, d. h. den Gymnasien, einigermaßen zur Geltung kam. Der Unterricht in der madjarischen Sprache fehlte nicht völlig, namentlich Dedenburg war in dieser Richtung sehr eifrig. Im übrigen war es seit dem 17. Jahrhundert allgemein üblich, daß die meisten sich außer Latein, das ja eigentliche Staats- und Schulsprache war, alle drei „Landessprachen“ aneigneten. Denn im Rumpfungarn des 17. Jahrhunderts, das ja nicht viel

¹⁰⁾ Die ostbairische Lehnform (t)šinákl setzt ein mhd. (t)schünäcklin als deutsche Verkleinerung zu Croat. čunak, das heute Weberschiffchen bedeutet, voraus.

mehr als die heutige Slowakei und das Burgenland umfaßte, war der größere Teil der Landbevölkerung slowakischer Zunge, die Städte noch überwiegend deutsch und nur an der Grenze war ein schmaler Streifen madjarischen Sprachgebiets. Das Schwerkgewicht des Schulwesens lag auch noch im 18. und z. T. bis ins 19. Jahrhundert in Nord- und Westungarn, wo namentlich die evangelischen, d. h. lutherischen Schulen der meist deutschen Städte hervorragten. So galten Madjarisch, Deutsch und Slowakisch als die drei „Landessprachen“ und jedermann suchte sich alle drei anzueignen. Das geschah aber nicht durch Sprachunterricht, sondern dadurch, daß die Gymnasiasten Schulen in anderssprachigen Orten aufsuchten, um dort durch den täglichen Verkehr die fremde Sprache zu erlernen. Das ging ganz gut, da die Schulsprache überall die lateinische war. Alle Bürger, an den Sprachgrenzen auch die Bauern, schickten ihre Kinder in den Tausch, ins Ungarische und Slowakische oder Deutsche.

Schon seit der Zeit Josefs II. war die Pflege der madjarischen Sprache in den Schulen gefordert und gefördert worden, aber erst seit dem Erwachen des madjarischen Nationalbewußtseins, besonders seit 1825, wirkte sich das im Schulwesen aus. Als man seit den dreißiger Jahren das Madjarische an die Stelle des Lateinischen zu setzen anfang, es zur Amts- und Schulsprache machen wollte, madjarische Matrikelführung anordnete, wurde die Sprachenfrage besonders im nichtmadjarischen Nord- und Westungarn für die Schulen wichtig. Und tatsächlich gelang es langsam, zuerst die Mittelschulen, d. h. Gymnasien, zu madjarisieren. Es fehlte jedoch nicht an deutschen Männern in Ungarn, die frühzeitig die bösen Folgen dieser Richtung erkannten und dagegen Stellung nahmen.

Zu diesen gehörte Tobias Gottfried Schröder¹⁾ (1791—1850), der noch nicht genug gewürdigt worden ist. Er war Professor am Preßburger evang. Lyzeum (d. h. Gymnasium mit philosophischem, theologischem und juristischem Hochschulkurs), wo er den deutschen Verein zur Blüte brachte. Als nun innerhalb der evangelischen Kirche die Madjarisierung um sich griff, obwohl die Lutheraner überwiegend Slowaken und Deutsche waren, und man in den Schulen an Stelle des Lateinischen das Madjarische zur Unterrichtssprache machen wollte, hatte er den Mut, für die Rechte des Deutschtums einzutreten. In einer Selbstbiographie vom Jahre 1844²⁾ geht er auf den Schulkampf ein:

¹⁾ Vgl. über ihn Chr. Defers „Tobias Gottfried Schröders Lebenserinnerungen“. Stuttgart 1933.

²⁾ In dem Liber continens Biographiam Professorum et Docentium Lycei Evangelici A. C. Poseniensis ab ipsis Professoribus et Docentibus propria manu conscriptam. Ab anno 1832 (im Archiv der Evangelischen Gemeinde, Nr. 50 des Lycealarchivs).

In hoc munere³⁾ quum linguae latinae hungaricam in publica institutione scholarum Patroni et plurimi etiam Professores substituere niterentur, acriter restitit propterea, quod plerique scholarum nostrarum discipulorum nati Slavi atque Germani lingua hungarica non ita uterentur, ut ea disciplinas traditas commode percipere et cum functu tractare possent. Itaque ad generalem Professorum Concessum in arce Zay-Ugrocz anno 1841 celebratum votum de hac re misit separatum, in quo praeter alia suadet: „Ut in scholis inferioribus et in disciplinis quibusdam altioribus eo doceatur sermone, qui singulae cuiusque ecclesiae esset vernaculus, ita nemini inferri iniuriam et quemlibet ad eum concedere posse ludum in quo commodo sibi sermone doceretur. Quare singillatim in Lyceo Poseniensi, quo tum Hungari tum Slavi potissimum linguae germanicae addiscendae gratia venirent, et ex aliis adhuc causis lingua germanica esse docendum censuit. Quod tamen consilium rei scholasticae et libertati Evangelicae conveniens rejectum est.

Feriis scholasticis 1844 Germaniam almam literarum ac Protestantismi matrem iterum salutavit⁴⁾ nova ibidem acquirens tranquillitatis ac hilaritatis semina, quae utinam per omnes vitae tempestates ad extremam usque aetatem germinare pergant. Haec ob infirmitatem oculorum dictavit 21 octobris 1844.

Leider hat die Preßburger deutsche evangelische Gemeinde nicht die Einsicht und den Mut gehabt, ihr Lyzeum zu einer deutschen Anstalt zu gestalten. Wohl konnten bis in die 70er und 80er Jahre die Schüler des Gymnasiums deutsch lernen, aber langsam, besonders seit 1867, erhielt das Madjarische das Uebergewicht und seit den 80er Jahren war es ein madjarisches Gymnasium geworden. Erst 1919, nach dem Umsturz, wurden deutsche Parallelklassen errichtet und 1923 trat an Stelle des konfessionellen Gymnasiums ein deutsches Staatsrealgymnasium. R. St.

³⁾ Schröer war 1838 zum Professor Eloquentiae et Historiae gewählt worden.

⁴⁾ Schröer hatte 1816 ein Jahr in Halle studiert.

Bevölkerungspolitiches aus der Gottschee.

Zur Familienstatistik der Pfarre Morobitz.¹⁾

Die heutige Pfarrei Morobitz im gottscheeischen Hinterlande gehörte vormals zur Pfarrei Rieg, von der sie 1792 zunächst als Lokalfaplanei abgetrennt wurde. Sie umfaßt die Ortschaften: M. Eben, Suchen, Plösch, Inlauf, Srobotnik, Präsuln, Ober- und Niedertiefenbach. Das älteste „Geburtsbuch für die Lokalie Morobitz“ beginnt mit März 1792, das älteste Sterberegister mit dem 29. März 1793, das erste Trauungsbuch mit 1792.

1. Die Geburten.

Da die Eintragungen ins älteste Geburtsbuch erst mit März 1792 beginnen, also wahrscheinlich nicht vollständig sind, so ziehen wir das Jahr 1792 nicht in Berücksichtigung, sondern geben die Statistik nach Jahren und Jahrzehnten von 1793 an.

Zeitraum (Jahrzehnt)	Zahl der Geburten in den einzelnen Jahren										zusammen	Jahres- durchschnitt
1793—1802	20	23	29	33	33	25	32	35	34	42	286	28,6
1803—1812	37	28	36	22	22	35	32	30	30	30	302	30,2
1813—1822	28	28	25	24	23	25	39	26	28	24	270	27,0
1823—1832	28	22	26	22	18	27	17	15	16	17	208	20,8
1833—1842	11	18	11	17	19	15	22	19	25	19	176	17,6
1843—1852	18	24	27	37	15	33	44	29	34	31	292	29,2
1853—1862	20	29	24	23	27	23	24	21	27	13	231	23,1
1863—1872	24	21	25	16	29	20	27	22	25	24	233	23,3
1873—1875	28	29	28	29	25	26					261	26,1
1878—1884	25	27	19	21	27							
1885—1894	21	27	25	20	22	18	25	24	19	25	226	22,6
1895—1904	19	30	34	21	22	23	20	28	24	27	248	24,8
Zeitraum: 1793—1875 und 1878—1904:											2733	24,81

Die Gesamtzahl der Geburten im Zeitraum von 1793—1875 und von 1878—1904 (110 Jahre) beträgt 2733; jährl. Durchschnitt 24,81.

Während der Bokatur wurden die Matrizen in Rieg geführt; für 1876 sind im Morobitzer Taufbuch 22 Geborene eingetragen, doch scheinen

¹⁾ Nach den Pfarrbüchern von Morobitz, die anlässlich einer Gottscheer Studienfahrt des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten August—September 1933 durchgesehen wurden.

die Matriken nicht genau geführt zu sein, denn 1877 sind überhaupt keine Geburten registriert.

Ueber diesen 110jährigen Durchschnitt erheben sich die Jahrzehnte 1793 bis 1802, 1803—1812, 1813—1822, 1843—52 (1873—1875 und 1878 bis 1884), unter demselben stehen die übrigen Jahrzehnte. Das letzte Jahrzehnt: 1894—1904 kommt mit 24,84 dem 110jährigen Durchschnitt nahezu gleich. Das geburtenreichste Jahr ist das Jahr 1849 mit 44 Geburten. Die geringste Geburtenzahl weisen die Jahre 1833 und 1835 mit je 11 Geburten auf. Auffallend gering ist die Zahl der Geburten im Zeitraum von 1829—1838. Die Statistik behauptet, daß die Schwankungen der Geburtenzahlen mit den Schwankungen der Getreidepreise oder überhaupt der Preise wichtiger Nahrungsmittel, mit Kriegen u. dgl. im Zusammenhang stünden. Wir sind nicht in der Lage, dies für unsere Geburtsziffern genau festzustellen oder kontrollieren zu können, weil uns die Lebensmittelpreise der betreffenden Jahre und Zeiträume nicht zur Verfügung stehen, ebensowenig als die günstigen oder ungünstigen Ernteergebnisse der einzelnen Jahre. Der Krieg des Jahres 1859 hat in der Geburtenstatistik keine merklichen Spuren hinterlassen, im Jahre 1866 sinkt die Geburtenziffer allerdings auf 16 herab, bleibt also um 7,3 hinter der Durchschnittsziffer des Jahrzehnts 1863 bis 1872 zurück. Bemerkenswert muß wohl auch werden, daß sich bei einem so kleinen Gebiet der Kriegseinfluß und ähnliches sich kaum so auffallend gestalten kann als in Gebieten größeren Umfangs. So viel über die absolute Zahl der Geburten in der Pfarre Morobitz und deren Bewegung in dem besprochenen Zeitraum von 110 Jahren. Die relative Häufigkeit der Geburten wird bekanntlich durch die sogenannte Geburtenziffer ermittelt, welche die Häufigkeit der Geburten am Bevölkerungsstand mißt und die auf 1000 Personen der Bevölkerung entfallende Geburtenziffer angibt. Da wir die Bevölkerungsziffer der Pfarre Morobitz aus der früheren Zeit nicht kennen, läßt sich die Geburtenziffer erst nach der Durchführung amtlicher Volkszählungen ermitteln.

Nach dem „Spezial-Orts-Repertorium für Krain“ vom Jahre 1884 belief sich die Bevölkerung der Pfarre Morobitz (Gemeinde Morobitz 309, Gemeinde Tiefenbach 242 und die Ortschaft Grobotnik der Gemeinde Ossiuniz 33 Einwohner) auf 584, nach der Bevölkerungszählung vom Jahre 1890 auf 577, nach der Zählung vom Jahre 1900 auf 615 Seelen. Die durchschnittliche Zahl der Geburten im Jahrzehnt 1881—1890 ist 23, die Geburtenziffer für denselben Zeitraum ist demnach 39,88. Nach der durchschnittlichen Anzahl der Geburten im Jahrzehnt 1891—1900: 24,20 ergibt sich für diesen Zeitraum eine Geburtenziffer von 41,94 und für die Jahre 1901—1904 (99 Geburten, Durchschnitt im Jahr 24,75) die Geburtenziffer: 40,26. Es kamen also im Jahrzehnt 1881—1890 auf

1000 Einwohner: 39,38, im Jahrzehnt 1891—1900: 41,94, im Jahrzehnt 1901—1904: 40,26 Geburten. Hiernach wären also die Geburtenziffern der Pfarre Morobitz namentlich für die Zeit von 1881—1904 als sehr günstige zu bezeichnen. Erwägt man jedoch, daß bei den Bevölkerungszahlen stets nur die ortsanwesende Bevölkerung gezählt wird und im Winter (Zählungszeit) aber ein sehr erheblicher Teil der männlichen Bevölkerung des Gottscheer Ländchens und auch der Pfarre Morobitz abwesend ist (durch Hausierhandel), so ist die ermittelte Bevölkerungszahl eigentlich zu klein und es muß demnach die auf dieselbe herabgesetzte Geburtenziffer wohl zu hoch erscheinen. Totgeburten werden in den Taufbüchern von 1840—1903 35 registriert, darunter zwei Zwillingengeburt. Uneheliche Geburten werden in dem 110jährigen Zeitraum (1793—1875 und 1878—1904) 89 verzeichnet, das ist 3,25% der gesamten 2733 Geburten des genannten Zeitraums, ein Prozentsatz, der gewiß nicht als ungünstig bezeichnet werden kann. Von den 2733 im Zeitraum von 1793—1875 und von 1878—1904 Geborenen sind 74 Zwillinge, 3 Drillinge. Es kamen demnach auf 2694 Entbindungen mit Einzelgeburten 39 Entbindungen mit Mehrgeburten, das ist: 1,44%. Der Prozentsatz der Mehrgeburten in der Pfarre Morobitz ist deshalb ziemlich hoch und entspricht ungefähr dem gleichen Prozentsatz in Bayern in den Jahren: 1865, 1866, 1874 (1,47%, 1,41%, 1,41%).

2. Die Sterbefälle.

1793—1802	17	7	17	30	18	57	30	25	17	15	233
1803—1812	27	27	13	19	36	19	17	23	14	17	212
1813—1822	25	27	16	11	20	13	22	15	21	15	185
1823—1832	21	26	13	24	15	22	19	11	17	19	202
1833—1842	17	16	13	11	18	9	16	17	13	20	150
1843—1852	16	16	21	27	14	9	58	16	22	26	225
1853—1862	22	23	42	21	10	14	26	15	16	18	207
1863—1872	14	10	33	17	12	14	22	10	14	17	163
1873/75,78/84	18	25	17	23	17	24	14	18	22	9	187
1885—1894	15	24	11	16	13	22	20	10	13	15	159
1895—1904	25	21	23	17	17	9	14	18	12	18	184
											2097

Durchschnitt 19,06

Ein fortschreitendes Sinken der Sterblichkeit ist zu bemerken. Die Todesursache wird nicht durch Laien festgestellt. Im Jahrzehnt: 1794 bis 1803 finden wir als Todesursachen in den Sterbematriken registriert:

Altersschwäche	22	„Gewöhnlichen Todes“	23	„Natürlich“	1
Beinbruch	1	„Fähen Todes“	1	Rotlauf	1
Blattern	31	„Gliederreißen“	1	Kuhr (Dysenterie)	7
Brand	4	Geschwulst	2	Sand und Stein	2
Brand durch Geburt	1	Hektik	1	Schlagfluß	1
Engbrüstigkeit	5	„Hize“	1	„Schwäche“	1
Entzündung	3	Husten	7	Seitenstechen	1
Erbrechen	1	Halschmerzen	2	Stoekatarrh	1
„Fleck“ (Masern)	16	Katarrh	1	Wassersucht	9
Fraß (Fraisen)	26	Kolik	1	„Würmer“	39
Fieber	1	Lähmung	1	Erfallen	1

Auffallend mag zunächst die Todesursache „Würmer“ (bei Kindern) sein. Wir begegnen derselben auch in den älteren Sterberegistern anderer Pfarren. Die Würmer scheinen eine Art von Sammelnamen für alle möglichen (auch ansteckenden) Kinderkrankheiten darzustellen. Unter „Fleck“ sind wohl die Masern zu verstehen. „Schwäche“ oder „Schwachheit“ ist der Ausdruck für angeborene Lebensschwäche. „Seitenstechen“ ist der volkstümliche Ausdruck für Lungen- oder Rippenfellentzündung. Im Zeitraum: 1878—1904 finden wir als Todesursachen in den Sterbematrizen vermerkt:

Altersschwäche	91	Frühgeburt	12	Lungenschwindsucht	6
Auszehrung	55	Keuchhusten	12	Magenkrebs	3
Gicht	4	Krebs	4	Schlagfluß	4
Halsbräune	25	Kuhr	22	Scharlach	3
Marasmus	4	Tuberkulose	8	Typhus	5
Totgeburten	13	Lebensschwäche	30	Wassersucht	13
Fraisen	48	Lungenentzündung	4	Unfälle	3

Dr. F. Sigfrid Hofmann.

